

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2000



Jahrg. 12, Heft 3, September 2000, ISSN 0947-7233



Titelbild: Odysseus aus der Polyphemgruppe, Sperlonga [Andreae 1982, Schutzumschlag]; vgl. S. 384

Impressum:

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 70,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 75,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2000 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge:** 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997- 1998 = 65,-, 1999 = 70,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 12, Heft 3
September 2000

Editorial

Da sind wir mit unserer rechten Schreibe sauber auf Grund gelaufen. Kaum ist sie leidlich verbindlich eingeführt, machen die führenden Schreibköpfe der *F.A.Z.* einen Rückzieher, der das nicht völlig illiterate Land in zwei Lager spaltet. Dabei hätte man sich an ein paar Reformteile gewöhnen können: Die „ß“-Regel immerhin ist ziemlich eindeutig, und viele Worttrennungen beeinträchtigen den Sinn nicht. „Wohltätig“ wird neben „wohl tätig“ wohl seine Berechtigung behalten, Kommata scheren ohnehin fast niemanden, und irgend eine Folgereform hätte die albernen Buchstabentripel dezent beseitigt. Aber was nun, Deutschland?

Die einzige Ausnahme beim „ß“ weist uns einen Weg. Das „Faß“ enthält nunmehr das „ss“, aber die genau so gesprochene bayrische „Maß“ Bier behielt das „ß“, vielleicht weil es den Maßkrug optisch nachempfunden. Dieser Bajuwarizismus steht immerhin im Duden. Die *SZ* [30.8.2000] stieß mit Unmut darauf, dass so markante Wörter wie „Wiesn“, „Ozapft is“ oder „Obazdn“ im Hort der reinen Lehre nicht geduldet werden, allenfalls „Zamperl“ als „bayr. für nicht reinrassiger Hund“. Doch das ist gleich doppelte Blamage. Gerade ein besonders krummbeiniger, also reinrassiger Dackel ist der Prototyp des Zamperl, und der Duden verwendet mit „bayr.“ eine Abkürzung, die er laut eigener Aussage gar nicht verwendet!

Er bräuchte dies auch nicht, da die bairische Mundart mit ihrem überquellenden Wortschatz und ihrer eigenen Grammatik (etwa Ausschluss von Genitiv und Imperfekt, dafür ein spezieller Gebrauch des Irrealis oder besser Conditionalis) eine spezielle Gnade genießt: Sie ist dem peinlichen Zugriff der Mannheimer Redaktion entzogen, weil ihre Schreibe nie normiert worden ist! Da das Bulletin in München erscheint, könnten wir uns mühelos, ohne irgend eine reformierte oder rereformierte Regel zu verletzen, der bairischen Sprache bedienen, bis dereinst wieder eine verbindliche Schreibregelung über Deutschland hereinbricht. Der Zeitpunkt dürfte allerdings in weiter Ferne liegen, da zum Beispiel nicht einmal das Bundesprä-

Gegen den Wind – mit Steckschwertern

Mit dem Schilfboot ABORA von Sardinien zu den Kanarischen Inseln – auf den Spuren der ältesten Seefahrer des Mittelmeers
Dominique Görnitz

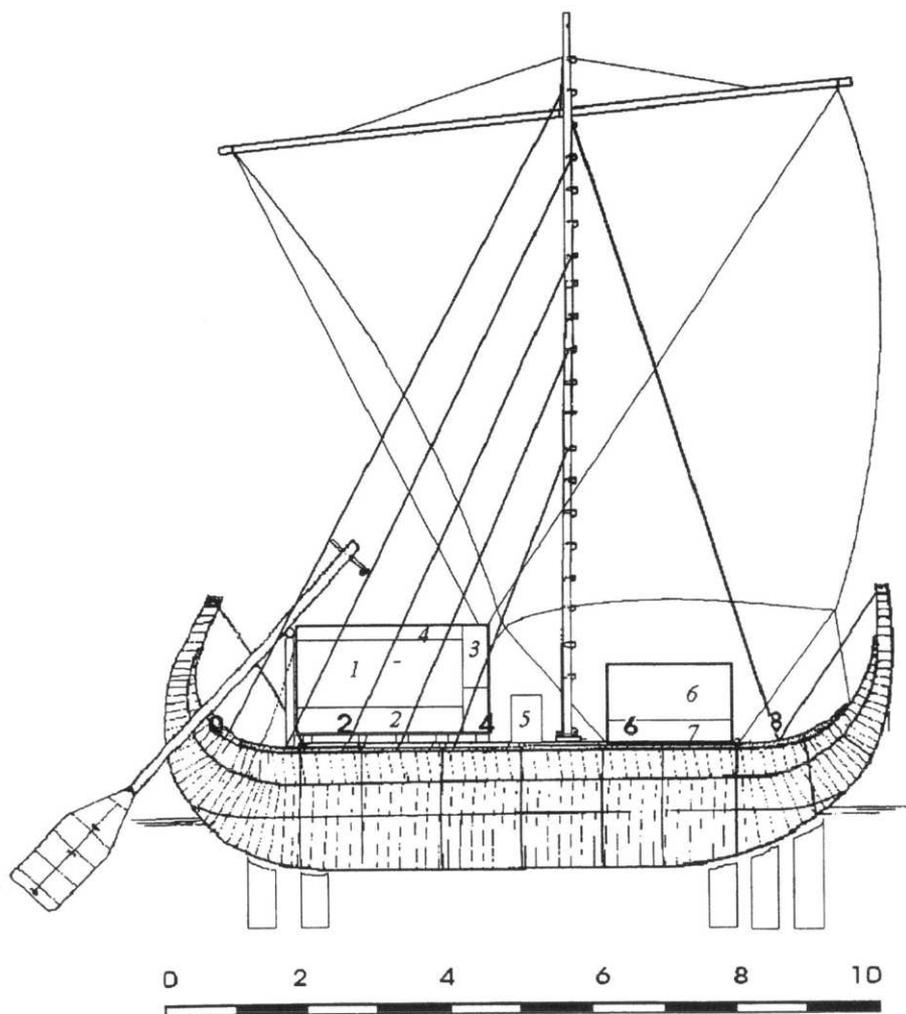
Auf Seereise mit Methoden der experimentellen Archäologie

Dreißig Jahre, nachdem Thor Heyerdahl mit seinen Papyrusbooten RA I & II in wagemutigen Expeditionen den Atlantik befahren hat, sollte eine neue Schilfbootexpedition weitere Beweise für die Seetüchtigkeit dieses Bootstyps liefern. Für viele Wissenschaftler war die Überquerung des Atlantiks durch die RA II kein Beweis, dass die frühen Zivilisationen des Mittelmeers kulturelle Impulse über den Atlantik vermittelten, weil Thor Heyerdahl mit seinen Expeditionen immer an der Küste Marokkos startete, genau dort, wo der Kanarenstrom ohnehin nach Amerika driftet. Sollten tatsächlich vorzeitliche Seefahrer transatlantische Seereisen durchgeführt haben, mussten sie aber zuerst das Westmittelmeer mit seinen schwierigen Winden überwinden, um den Atlantik überhaupt zu erreichen. Doch diese Segelfähigkeit, gegen die nördliche Winde das Mittelmeer zu überqueren, hatten die Papyrusboote nach Meinung vieler Kritiker nicht.

Auch Heyerdahls TIGRIS segelte auf ihrer Fahrt über den Indischen Ozean nicht gegen den Wind, da sie eine zu kleine Segelfläche besaß und die Kielschwerter an den falschen Positionen angebracht waren. Neue Entdeckungen an prähistorischen Felszeichnungen belegen aber, dass die Seefahrer der Steinzeit bereits erfolgreich gegen die Winde gesegelt sein mussten. Aus diesem Grund sollte diese Expedition mit einer verbesserten Takelung erproben, ob Schilfboote seetechnisch in der Lage waren, quer und gegen die vorherrschenden Winde zu segeln.

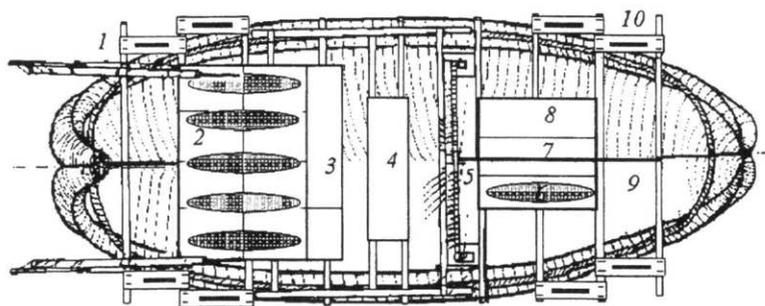
Überseeische Wanderungen in der Steinzeit?

Fährt ein Schiff vorüber, so sieht man nur wenige Augenblicke seine Bahn im offenen Meer. Schon wenige Minuten später haben Wind und Wellen seine Spuren verwischt, und es ist unmöglich zu sagen, woher es gekommen und wohin es gesegelt ist. Wie aber sollen wir heute erklären, welche Wanderungen und Entfernungen die Seefahrer der Steinzeit auf



Konstruktion des Schilfboots, Seitansicht:

- | | |
|-----------------------------------|------------------------------------|
| 1) 1. Schlafraum (2 x 3 x 1 m) | 5) Hühnerkäfig (0,8 x 2 x 1 m) |
| 2) 8 Bordkisten (1 x 0,5 x 0,5 m) | 6) 2. Schlafraum (1,7 x 0,5 x 1 m) |
| 3) Kombüse mit Tischplatte | 7) Staukisten für Ausrüstung |
| 4) Lagerfach unter Kajütendach | |



- Kurs der ABORA
- Konstruktion des Schilfboots, Aufsicht:

1) Steueranlage	6) 2. Schlafraum für 1 Person
2) 1. Schlafraum für 5 Personen	7) Lagerraum (1,7 x 0,5 x 1,5 m)
3) Kombüse	8) Viehraum
4) Hühnerkäfig/Tisch	9) Bugstauraum
5) Mastbefestigung	10) Schwertbefestigung

dem Meer zurückgelegt haben? Dass die Menschen der Steinzeit bereits die Meere befahren ist offenkundig: Ein Blick auf eine Karte des Mittelmeers macht deutlich, warum die Besiedlung in der Jungsteinzeit (Neolithikum) an den nördlichen Stränden des Mittelmeers begann, wenn wir für diese frühe Zeit eine Hochseeschiffahrt voraussetzen. Die Landkarte zeigt regelmäßige Meeresströmungen und dokumentiert, dass gerade deren Regelmäßigkeit ein bedeutender Faktor in der Verbreitung der neolithischen Lebensweise war. Diese Strömungen brachten Schiffsbesatzungen wieder und wieder zu den selben Küstengebieten und helfen, die erstaunlichen kulturellen Ähnlichkeiten zwischen dem Ost- und Westmittelmeer zu erklären [Korfmann 1988, 9ff].

Unwiderlegbare Beweise für diesen Kulturaustausch stellen die Einführung der Tier- und Pflanzenzucht, die Verbreitung der Herzmuschelkeramik und die Ausbildung des weitverbreiteten Obsidianhandels dar. Dieser Verbreitungsprozess wird von den Historikern als »*Vorderasiatische Kulturdrift*« bezeichnet. Die Verbreitung jener neuen, ackerbäuerlichen Lebensweise aus den östlichen Kulturzentren in das Westmittelmeer war nur durch eine erfolgreiche Seefahrt möglich. Aus diesem Grund ist es unbedingt notwendig, die prähistorischen Schiffe und deren maritime Fähigkeiten zu erforschen. Eine exakte Erklärung der historischen Prozesse ist ohne eine realistische Beurteilung der vorgeschichtlichen Schiffahrt unmöglich.

Doch das Urteil über die maritimen Fähigkeiten früher Wasserfahrzeuge fällen die Gelehrten in der Regel nur an Hand alter Modelle und von Belegen der darstellenden Kunst. So sind die Lehrmeinungen über deren Seetüchtigkeit meist nicht mehr als indirekte Schlussfolgerungen, die sich auf Vergleiche und Rückschlüsse von bekannten Seefahrzeugen stützen, aber nicht auf reale Kenntnis des zu beurteilenden Fahrzeugs. So messen leider viele Fachkollegen bei der Beurteilung von Wanderungen in der Frühzeit immer noch mit zweierlei Maß: Kontakte über Land – JA! Über See – NEIN! Das war ihrer Meinung nach erst mit den Holzsegelschiffen möglich, die am Ende des -4. Jtsds. (nach den in dieser Zeitschrift vertretenen Chronologie Ende des -2. Jtsds.) entwickelt wurden.

Welche Wasserfahrzeuge vorher im Gebrauch waren, welche Reichweite und Reisewege sie auf dem Mittelmeer ermöglichten, darüber herrscht noch weitgehende Unklarheit. Deshalb besteht auch 30 Jahre nach den spektakulären RA-Expeditionen von Thor Heyerdahl die Aufgabe, mit der Experimentellen Archäologie in der Praxis zu erforschen, welche Fähigkeiten die frühgeschichtliche Seefahrt hatte. Obwohl die Experimentelle Archäologie

nur die praktische Möglichkeit überprüfen kann, schränkt sie die Spekulationen über die Reichweite früher Seereisen erheblich ein. Somit stellt dieses Experiment unsere Erkenntnisse auf eine realistischere Basis, und wir können genauer erklären, woher jene steinzeitlichen Kulturen gekommen und wohin sie in Richtung Westen gesegelt sind.

Die Anfänge des Schiffbaus

Auf der Suche nach den Ursprüngen des Bootsbaues sehen wir vier Wurzeln, die in die *Flöße* einschließlich der *Schilfboote*, die *Einbäume*, die *Rindenboote* und die *Hautboote* zu unterteilen sind [Greenhill 94]. Die letzten beiden Wurzeln spielten bei der Herausbildung der frühesten Handelsrouten keine entscheidende Rolle. Nur der Einbaum und das Floß konnten in seetüchtige Fahrzeuge verwandelt werden, wenn wir die entsprechenden handwerklichen Fertigkeiten voraussetzen. So sind kleine Einbäume bereits bis zum -6. Jtsd. nachgewiesen. Doch viele Experten zweifeln an deren hohem Alter, das durch die C14-Methode zugewiesen wurde. Weiterhin ist es unwahrscheinlich, dass es in dieser frühen Zeit möglich war, einen Einbaum nur mit Hilfe von Mikrolithen herzustellen, da Steinäxte und Dechsel erst in den späten neolithischen Schichten erscheinen [Johnstone 97ff]. Außerdem ist der Einbaum kein Fahrzeug für weite Seereisen, weil bereits bei geringen Windstärken kleine Wellen in den Rumpf schlagen und der Einbaum untergeht. Unsere Versuche mit selbstgebaute Einbäumen auf der Ostsee endeten selbst bei geringen Windstärken stets mit der Wasserung der gesamten Besatzung.

Eine Überprüfung aller vorgeschichtlichen Bootsdarstellungen aus dem Mittelmeerraum zeigt, dass alle seetüchtigen Fahrzeuge in Form von *papyriformen Booten* dargestellt oder konstruiert worden sind. Deshalb können wir vermuten, dass das Schilfboot das älteste maritime Fahrzeug ist, welches wahrscheinlich bereits vor Jahrtausenden verwendet wurde. Diese Hypothesen stellen uns vor Erklärungsprobleme: In welcher Bauweise wurden Schilfboote konstruiert? Waren es Segelschiffe? Welche Segelfähigkeit können wir für diese Schiffe vermuten? [Greenhill 94]

Die Antworten auf diese Fragen bleiben nur Vermutungen, es sei denn, wir begeben uns Jahrtausende zurück in eine Zeit, in der Schilfboote im breiten Umfang verwendet wurden. Heute haben wir nur wenig Nachweise über die verloren gegangene Tradition der Schilfbootseefahrt. Diese Tradition können wir in Felszeichnungen und Siegeldarstellungen

nachvollziehen, die um das Mittelmeer gefunden wurden. Wir haben eine Menge ikonografischer Belege auf Siegeln von Kreta, Malta oder dem berühmten goldenen Ring von Tiryns. Weiterhin existierten beinahe bis in unsere Zeit hinein die letzten Überreste des Schilfbootbaus auf einigen Mittelmeerinseln, wie z.B. den *Fassoni* auf Sardinien oder den *Papyrella* auf Korfu. Mit beiden Fahrzeugen wurden noch in diesem Jahrhundert weite Fahrten zum Fischen auf dem Mittelmeer unternommen, wie Erzählungen der letzten noch lebenden Schilfbootbauer zu berichten wissen. Heute gibt es noch – im sardinischen St. Giusta – jährlich stattfindende Fassoni-Rennen mit neu gebauten Booten [Johnstone 97ff].

Aber die besten Quellen sind in den Felszeichnungen des vorgeschichtlichen Ägyptens erhalten [Winkler 22f]. Nur die vorägyptischen Darstellungen geben uns die erste Vorstellung, wie diese Boote aussahen und wie sie zu handhaben waren. Bereits die ältesten Darstellungen aus dem Wadi *Hodein Magoll* zeigen papyrifforme Boote mit einer kompletten Takelung. Der Betrachter kann so bedeutende Erfindungen wie Mast, Segel, Ruderbrücke und Korbhütte sehen. Angesichts dieser komplizierten Aufbauten kommt man unweigerlich zu der Auffassung, dass diese Darstellungen nicht der Beginn, sondern die Fortsetzung einer langen Tradition des Bootsbaues sind. All diese vorgeschichtlichen Boote sind hoch gebugte Boote. Es gibt keinen Zweifel daran, dass sie Schilfboote waren. Durch die Experimente von Thor Heyerdahl und von unserer Projektgruppe konnte nachgewiesen werden, dass verschiedene Sumpfpflanzen unterschiedlicher botanischer Zugehörigkeit in der Lage sind, eine lange Zeit im Wasser zu schwimmen: Das Schilfboot DILMUN I, gebaut aus dem Gemeinen Schilfrohr – *Phragmites* – schwamm über neun Wochen im Wasser, ohne dass es seinen Auftrieb verlor.

An dieser Stelle ist der weit verbreiteten Ansicht zu widersprechen, dass der Schilfbootbau nur in Gebieten entstand, in denen kein ausreichend verwendungsfähiges Holz wuchs. Diese Ansicht ist falsch, weil die Forschung mit Hilfe der Pollenkunde eindeutig beweisen kann, dass alle Mittelmeergebiete in der Frühzeit dicht bewaldet waren. Nicht das Fehlen von verwendungsfähigem Holz, sondern die freie Verfügbarkeit und Verwendungsfähigkeit von Sumpfpflanzen war der Grund für diese weitverbreitete Art der Seefahrt. Weiterhin benötigt der Schilfbootbau keinen hohen Aufwand an technischer Ausrüstung und war mit den Arbeitsgeräten der Steinzeit leicht zu bewerkstelligen. Auf der Grundlage unserer

Erfahrungen im Schilfbootbau brauchten wir nur neun Tage Bauzeit, um die 6 m lange und 1,5 t schwere DILMUN II zu bauen. Dieser geringe technologische Aufwand war eine bedeutende Voraussetzung bei der Entwicklung seetüchtiger Boote in früher neolithischen Zeit.

Doch es sprechen noch weitere Argumente für die Nutzung der Schilfboote als Hochseeschiffe. Die Erfahrungen der Schilfbootbauer vom Schatt-el-Arab aus dem Irak lehren uns, dass man das Baumaterial im Sommer zur Blütezeit ernten soll, weil dann die Schilfhalm mehrere Monate bis Jahre schwimmfähig bleiben. Dieser Effekt beruht auf der Cuticula. Diese Wachsschicht überzieht alle Pflanzen und schützt normalerweise gegen die Verdunstung im Hochsommer. Doch vor allem in der Blütezeit ist dieser Transpirationsschutz besonders dick ausgebildet. Wegen ihm verliert die Pflanze nur sehr langsam Wasser; es dringt aber auch nur sehr langsam in die Schilfpflanze ein, weshalb der Halm lange schwimmfähig bleibt. Außerdem führt die Wasseraufnahme niemals zur völligen Sättigung des Baumaterials. Große biologische Objekte wie Holz oder Schilf sind nur begrenzt quellfähig, d.h. sie nehmen nicht mehr als 85 % Wasser auf. Durch diese Eigenschaft wird das Schiff oder Floß mindestens 10–15 % seiner Dicke als Freibord behalten. Sollte sich das Schilf aber wider Erwarten zu 100 % mit Wasser sättigen, wird auch dieses Ergebnis die Crew nicht von der Weiterreise abhalten, da Wasser bekanntlich in Wasser nicht untergeht. Die Crew würde über diese Situation zwar nicht besonders glücklich sein, doch unsere Korbhütten sind so konstruiert, dass wir auf ihnen noch wohnen und steuern können, wenn das Schiff sein Freibord völlig verloren hat.

Das vermutlich wichtigste Argument ist die *erstaunliche Sicherheit* der Bündelboote: Es sind Flöße in Schiffsform, die keinen hohlen Rumpf besitzen. Wie bei jedem Floß versickern bei Sturm die Wellen durch die zahllosen Ritzen zwischen den Schilfhalm, und das Fahrzeug taucht wie ein Korken aus dem Wasser wieder auf. Und man kann sich nirgends auf dem Meer so sicher fühlen wie auf einem Schiff, auf dem man kein Wasser schöpfen muss. Diese enorme Sicherheit, **das praktisch unsinkbare Schilfboot**, muss dazu beigetragen haben, dass sich die frühen Seefahrer immer weiter hinaus auf die offene See gewagt und allmählich diese weiträumigen Verbindungen aufgebaut haben.

Kein anderes Wasserfahrzeug der Frühzeit kann sich in Bezug auf Schwimmfähigkeit, Stabilität und Belastbarkeit mit dem vorgeschichtli-

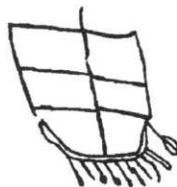
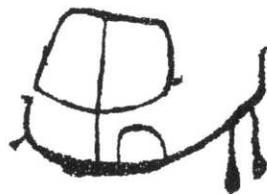
chen Schilfboot messen. Aber auch über die Steuerung von Schilfsegelbooten gibt es neue Erkenntnisse, die althergebrachtes Wissen in Frage stellen.

Prähistorische Felszeichnungen gaben den Bauplan vor

Die Felszeichnungen in der ganzen Welt sind im gewissen Grade miteinander vergleichbar. In ihrer künstlerischen Primitivität zeigen sie immer die gleichen Motive: Menschen- und Tierdarstellungen. Nur in Skandinavien und Oberägypten erscheinen in überraschender Anzahl Boote, die in ihrer Vielgestaltigkeit dokumentieren, dass sich der Mensch schon seit Vorzeiten mit dem Schiffbau und der Seefahrt beschäftigte [Winkler 22f]. Der Vergleich und die Interpretation der Bootsdarstellungen zeigt, dass diese Bilder keine reinen mythologischen Darstellungen sind, sondern einen ikonografischen Ausschnitt der vorgeschichtlichen Seefahrt repräsentieren. Ohne eine Beachtung der Felsbildkunst hat man wenig Aussicht, sich ein einigermaßen adäquates Bild von jenen Schiffsbauern zu machen, denn für die vorzeitlichen Künstler waren diese Piktogramme die einzige Möglichkeit, ihr Wissen und ihre Erfahrungen zu konservieren. Es spricht vieles dafür, dass die Schöpfer dieser Schiffsbilder auch die Schiffsbauer waren. Obwohl es für diese These keine Beweise gibt, zeichnen sich die Felsbilder durch eine Reihe von technischen Details aus, die nur einem erfahrenen Bootsbauer bekannt gewesen sein dürften.

Dem Bau des Schilfboots ABORA gingen Jahre umfangreiche Forschungen und Studien voraus. Unter der Leitung von Dominique Görlitz und Cornelia Lorenz baute die Projektgruppe mehrere kleine Schilfboote sowie Einbäume und erprobte diese erfolgreich auf der Ostsee. Es folgten Studienreisen nach Ägypten, auf die Kanaren und beinahe alle großen Mittelmeerinseln. Dort entdeckte der Autor auf steinzeitlichen Felsdarstellungen einige besegelte Schilfboote, die seitlich am Rumpf mit Steckschwertern dargestellt wurden, die von Wissenschaftlern bisher nur als Ruderriemen angesprochen worden waren. Diese Entdeckung bildete die wichtigste wissenschaftliche Begründung für die Behauptung, dass bereits in der Vorzeit die Menschen erfolgreich *gegen den Wind* segeln konnten. Obwohl diese Darstellungen sehr schematisch sind, beweisen sie, dass der wichtigste Entwicklungsschritt im Schiffbau noch in der Steinzeit vollzogen worden ist [Neukirch 114ff].

Mastposition



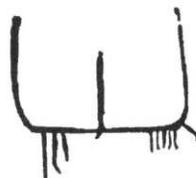
Nubien,
Wadi el Arab

Segeltypen



Wadi Hodein Magoll,
Khor es Salaam

Schwerteinsatz



Nubien,
Wadi Sayala

Takelage



Vermutlich Wadi Hammamat,
Darb el Ba 'Irat

Diese Darstellungen aus Oberägypten zeigen, daß man den Mast nicht nur auf dem Vorschiff, sondern auch auf dem Mittelschiff aufstellte. Dadurch wird der Segelplan für das Am-Wind-Segeln günstig in Heckrichtung verschoben.

Bereits in der Vorzeit kannte man das rechteckige Rahsegel und das Dreieck-Quersegel. Der letzte Typ kann als ein Vorläufer des lateinischen Segels angesehen werden.

Diese Felsdarstellungen belegen die Nutzung der Seitenschwerver zum Segeln. Je nach Darstellung kann man 1 bis mehrere Seitenschwerver erkennen. Ihre Anordnung lieferten die konstruktive Grundlage für unser Schiffsboot.

Alle Darstellungen sind sehr schematisch. Manchmal sind aber einige Details dargestellt. So eine Art Führung für die Rahe über Toppnanten. Außerdem besaßen die ältesten Schiffe eine einfache Ruderanlage, die z.T. von der Korbhütte bedient wurde.

Mast und Segel erscheinen in so frühen Perioden, dass die Entwicklung des Segelboots mit kompletter Takelung noch in der Vorzeit stattfand. Der berühmte Experte *Landström* machte die interessante Beobachtung, dass in der Frühzeit der Segelmast weit vorn in der Nähe des Bugs aufgestellt wurde und diese Schiffe nur vor dem Wind segeln konnten.

Diese Schlussfolgerung ist korrekt, wenn man seiner Auffassung folgt, dass diese Boote ohne eine Art Kiel ausgestattet worden waren – das gilt auch für das Schilfboot, das ein Floß in Schiffsrumpfform ohne Kiel darstellt. Aber eine sorgfältige Analyse mit allen vorägyptischen und altsumerischen Darstellungen zeigt auf, dass einige Fahrzeuge auch mit Seitenschwertern ausgestattet wurden. Diese Schwerter können als festgebundene Riemen seitlich am Rumpf erklärt werden, die als Ersatzkiel dienten, um das Fahrzeug im Wind zu halten. Ohne irgend eine Art von Kiel kann das Floß nicht steuern, denn der Wind wird es wegen der hohen Seitabdrift vom Kurs abtreiben.

Die Projektgruppe berechnete eine Reihe prähistorischer Zeichnungen, um eine Aussage über die Segelfähigkeit treffen zu können. Die Computergrafik von Zeichnungen aus dem Wadi Sayala zeigt, welchen positiven Einfluss das Anbringen von Seitenschwertern auf einen luvgerigen Segelplan hat. Auf der linken Seite (ohne Seitenschwert) ist der Segelplan leegierig, auf der rechten Seite mit Hilfe zweier Schwerter luvgerig. Nur Boote mit einem luvgerigen Segelplan können quer und gegen den Wind segeln.

In dem riesigen Arsenal vorzeitlicher Schiffsdarstellungen aus Afrika und Vorderasien kann man eine Menge Bilder entdecken, die beweisen, dass der Einsatz von Seitenschwertern gut bekannt war. Neben einer sumerischen Darstellungen aus Kuwait [Heyerdahl 1980] vermitteln uns besonders vorägyptische Felsgravierungen wichtige Erkenntnisse über die Seitenschwert-Segeltechnik, denn die Künstler haben die Schwerter nicht nur irgendwie, sondern in exakter Position und Anzahl dargestellt. Außerdem stimmt die kategorische Behauptung Landströms nicht, dass der Mast in der Frühzeit nur im Vorschiff aufgestellt wurde. Eine Reihe vorgeschichtlicher Bilder beweist, dass man durch Erfahrungslernen herausgefunden hat, den Mast für das Am-Wind-Segeln in der Mitte des Bootes aufzustellen und durch Seitenschwerter den Segelplan hinter den Lateralplan zu legen [Görlitz u.a.]. Wir können durch sehr frühe Darstellungen lernen, dass die Schwerter immer an den gleichen Stellen befestigt

wurden: in unmittelbarer Nähe von Bug und Heck und manchmal am Mittelschiff.

Die Rekonstruktion der Seitenschwert-Segeltechnik war die Hauptaufgabe unserer Projektgruppe, um in Erfahrung zu bringen, ob vorge-schichtliche Segelboote gegen den Wind segeln konnten oder nicht. In den letzten Jahren testeten wir drei besegelte Schilfboote und erreichten bemerkenswerte Ergebnisse. Mit unseren Schilfbooten DILMUN II & III konnten wir diese verloren gegangene Segeltechnik wieder rekonstruieren. Auf der 100. Kieler Woche 1994 segelte die DILMUN III sogar bei Windstärken um 5 mindestens 75° gegen den Wind [Görlitz 1996, 31f]. In den Vorexperimenten auf der Ostsee konnten wir lernen, dass wir das Schilfboot am besten in den Wind segelten, wenn wir die Schwerter auf der Lee-Seite ins Wasser steckten und bei großen Windstärken fuhren. Die Segelergebnisse lehren uns weiterhin, dass das schwere Schilfboot nur mit der Strömung gegen den Wind ankommt. Gegen die Strömung kann es nur Raumkurse segeln, da es über Grund zu wenig Fahrt macht.

Bootsbau nach Methode der vorzeitlichen Seefahrer – ABORA

Der Bau eines neuen Schilfbootes begann im September 1997 mit der Ernte von über 20 Tonnen China-Schilf, das wir in ehemaligen Braunkohlegruben im Raum Leipzig ernteten. Leider hatte uns sowohl der sardische als auch der sächsische Umweltverband die Bergung der originalen Schilfpflanzen untersagt, so dass wir auf dieses ‚Ersatzmaterial‘ umsteigen mussten. China-Schilf zählt aber auch in die botanische Familie der Süßgräser (Poaceae) und weist eine gleich gute Schwimmfähigkeit auf. Nach der Bergung und Trocknung des Schilfs wurden im Winter 1997/98 große Schilffrollen verschnürt. Monatelang bündelten wir – insgesamt 20 Mitstreiter im Alter zwischen 14 und 36 Jahren, Schüler, Studenten und Berufstätige – in der Freizeit 32 riesige Schilfbündel mit einer Länge von ca. 16 m und einem Gewicht von mindestens 400 kg. Parallel zu diesen Arbeiten flochten wir 150 m² Schilfmatten, die später wie eine Art ‚Schilfmantel‘ unser Schilfboot umgeben werden. Ende Mai 1998 waren die Bündelarbeiten abgeschlossen, und zwei Spezialtransporter fuhren die Schilffrollen samt Equipment für den Bootsbau nach Sardinien. Die Projektgruppe reiste den Schilftransporten kurze Zeit später nach, um in den Sommerferien das Schilfboot zu bauen.

Nach Methode der vorzeitlichen Bootsbauer wurden über 30 Schilfrollen in ein hölzernes Baugerüst getragen. Es verleiht dem künftigen Schiff seine hochseetüchtige Form. Im Baugerüst wurden aus den vielen Einzelbündel zwei große Kompaktbündel gebaut. Zwischen beide ‚Riesenrollen‘ wurde schließlich noch eine dritte, aber etwas kleinere Rolle gelegt, die das Rückrat des Doppelrumpfbootes bildet. Nach diesem Arbeitsgang führt man zwei endlose Taue in ständigen, spiralförmigen Wicklungen von beiden Seiten her um die Schilfbündel. Mit der gemeinsamen Kraft aller Männer und Frauen samt der Hilfe aller italienischen Hotelgäste haben wir tagelang beide Spiraltaue fest angezogen. Dabei drückten sich die beide großen Kompaktbündel so an die kleine Rolle in der Mitte, dass ein massiver Doppelrumpf entstand, der ein wenig Ähnlichkeit mit einem modernen Katamaran besitzt.

Anschließend wurden die Rellingrollen mit einem dicken Stropp auf dem Schilfrumpf befestigt. Dieses Ringtau soll die Aufbauten tragen. Die Befestigung der Rellingrollen war die letzte Baumaßnahme. Gerechnet ohne die Verschnürung der einzelnen Schilfrollen hat der Bau des Bündelbootes eigentlich nur 17 Tage gedauert. Mit einer Länge von 10,50 m und Breite von 3,50 m sollte ausreichend Platz für die Takelung und Unterbringung der neunköpfigen Crew vorhanden sein.

Im Winter 1998/99 fertigten die Bootsbauer zwei Korbhütten, Teile des Segelmasts und acht Paar beweglicher Seitenschwerter, die im Frühjahr durch die Spedition *Erskamp* aus Borna wieder nach Sardinien transportiert worden sind. Im April 1999 begann die letzte Phase der Expeditionsvorbereitung mit dem Auftakeln des Schilfboots. Vielen Schwierigkeiten und Problemen zum Trotz konnte das Schilfboot am 16. 5. 1999 seinem Element übergeben werden. Unsere Mühe hat sich gelohnt, denn unser Schiff, nur gebaut aus Schilf, Seilen und Holz, schwamm hervorragend.

Das Schilfboot wurde nach dem altkanarischen Gott Abora benannt, der auf kanarischen Stufenpyramiden verehrt wurde [Torriani], wie sie auch auf Sardinien und Sizilien stehen. Bis zum Expeditionsstart wurden mit der fertiggestellten ABORA einige Testfahrten durchgeführt. Am 22. 5. 1999 startete die ABORA von Alghero auf ihre abenteuerlich Reise. Tausende von Einheimischen und Touristen verabschiedeten die ABORA und ihre neunköpfige Besatzung. Zu ihren Besatzungsmitgliedern gehörten neben drei jungen Bootsbauern aus Chemnitz auch ein Arzt, zwei Kamerateure aus Mittweida und mehrere erfahrene Skipper, die die Expedition auf unterschiedlichen Abschnitten begleiteten. Auch ein Filmteam der

ZDF-Reihe „Terra X“ hat die Expedition dokumentiert. Ein selbst produzierter Expeditionsfilm wird in den Dritten Programmen veröffentlicht.

Die ABORA sollte entlang archäologischer Wanderungsrouten bis zu den Kanarischen Inseln segeln

Archäologische Funde deuten an, dass zwischen den frühen Kulturzentren im Mittelmeer ein reger Kulturaustausch stattgefunden hat, der vermutlich bis auf die Kanarischen Inseln reichte. Belege für diese Kontakte übers Meer sind die Verbreitung von Stufenpyramiden auf den großen Mittelmeerinseln, in Nordafrika und auf den Kanaren. Die Seefahrer nahmen Haustiere und Saatgut mit sich und verbreiteten dadurch die ‚moderne Kultur‘ der Jungsteinzeit bis an die Grenzen der Alten Welt. Eine dieser Wanderungsrouten führte von Sardinien um Korsika herum über die Balearen bis nach Spanien.

Wir haben versucht, entlang dieser Route soweit wie möglich vorwärts zu kommen. Besondere Schwierigkeiten hatten wir mit der Überwindung der für das westliche Mittelmeer im Sommer typischen Wetterveränderungen und mit den wechselnden Winden. So lagen wir mehrfach bei Flaute vor der Küste fest oder wurden von zunehmenden Winden aus ungünstigen Richtungen zurückgetrieben.

Wir können im Ergebnis feststellen, dass die von uns gewählte Route durch ein frühgeschichtliches Schilfsegelboot befahren werden konnte. Von Alghero aus sind wir unter vollen Segeln entlang der Steilküsten von NW-Sardinien bis nach Korsika gesegelt, um die gefährliche Straße von Bonifacio zu passieren. Gegen eine starke Strömung vor der O-Küste Korsikas führte unsere Fahrt bis nach Bastia, um schließlich mit Hilfe des *Segelsportzentrums Elba* über Elba bis zum toskanischen Piombino zu fahren. Auch wenn aus verschiedenen Gründen das Experiment in Piombino beendet wurde, hatte die ABORA den schwierigsten Navigationsweg auf dieser Expeditionsetappe zurückgelegt. Dieser Seeweg wäre niemals möglich gewesen, wenn die ABORA nicht quer zum Wind hätte segeln können.

Die gesamte, geplante Expeditionsroute von Sardinien über Spanien zu den Kanaren innerhalb einer Seglersaison vom Frühjahr bis zum Sommer mit einem Schilfboot zu befahren, ist nach unseren Erfahrungen auf dem schwierigen W-Mittelmeer unwahrscheinlich. Möglicherweise erfolgten damals Langstreckenreisen in Etappen über zwei oder mehrere Jahre. Am Überwinterungsort wurde Schilf gesucht, ein neuer Schilfkör-

per gebunden und unter Einsatz aller noch verwendbaren Teile der alten Fahrzeuge im Frühjahr die Reise fortgesetzt. Vielleicht wurden die Schilfflöße auch einfach nur getrocknet und im nächsten Jahr noch einmal verwendet.

Mit Sicherheit haben sich weite Besiedlungen über Generationen abgespielt. Die Verbreitung bestimmter Kulturträger kann man sich durchaus über das sog. *Inselhopping* vorstellen, bei dem man in Sichtweite von einer Inselgruppe zur anderen fuhr, um so in sicherem Abstand von der Küste zu neuen Siedlungsplätzen zu fahren. Keinesfalls musste bei dieser Art der Seefahrt ständig quer und gegen den Wind gesegelt werden, denn man fuhr vermutlich mit den vorhandenen Strömungen. Doch um einer Küstenlinie zu folgen, um eine geeignete Insel anzusteuern oder um auf Wetterveränderungen reagieren zu können, mussten bereits die Segelboote der Steinzeit quer zu den vorherrschenden Windrichtungen segeln können. Anders wären die weiträumigen Besiedlungen und die kommerziellen Kontakte über das windige Mittelmeer nicht möglich gewesen.

Konnten bereits die Schilfboote der Steinzeit quer und gegen den Wind segeln?

Die Hauptaufgabe dieser Expedition bestand darin, mit Hilfe der Seitenschwertsegeltechnik dieses kiellose Schilfboot quer und gegen vorherrschende Winde zu steuern. Die gesegelten Kurse bestätigen diese Annahme. Bei günstigen Windstärken zwischen 3 und 4 ist es uns gelungen, mit der ABORA 90° quer zum Wind zu segeln. Auf kurzen Strecken segelte die ABORA unter günstigen Bedingungen sogar 83° am Wind. Allerdings gelangen uns die Kurse nur bei geringen Wellenhöhen und sehr kurzen Strecken. Bei größerem Seegang konnten wir eine Seitabdrift von 20–30° nicht vermeiden, so dass ab Windstärke 5 Kurse zwischen 110° und 120° über Grund erreicht worden sind.

Auf der Grundlage unserer Expeditionserfahrungen sehen wir Möglichkeiten zur weiteren Verbesserung der Segeleigenschaften, denn der Mast der ABORA war zu weit in der Mitte des Boots aufgestellt worden. Diese Mastposition macht das Schilfboot auch ohne Nutzung der Bugseitenschwerter zu luvig. Aus diesem Grund konnten wir nicht alle Schwerter am Bug einsetzen, um die Seitabdrift wesentlich zu verringern und so das Schilfboot gegen den Wind zu steuern. Wäre der Segelplan legeriger gewesen, hätte man bei voller Schwertauslastung mit großer

Sicherheit Kurse unter 80° am Wind über längere Strecken und höheren Windstärken erreicht.

Mit dem Wissen und den Erfahrungen der Expedition ABORA können wir die Spekulationen über die Segeltüchtigkeit vorgeschichtlicher Schilfboote erheblich einschränken. Unsere experimentellen Daten werden wir mit den bisherigen Interpretationen alter Felsbilder und Modellen gegenüberstellen und auswerten. Vorgefasste Lehrmeinungen über die eingeschränkte Manövrierfähigkeit steinzeitlicher Schilfboote müssen nach unserer Ansicht korrigiert werden, da die ABORA auf jeden Fall 90° quer zum Wind segeln konnte. So konnten sich steinzeitliche Seefahrer früher als zu dem heute anerkannten Zeitraum mit ihren einfachen Segelschiffen auf das Mittelmeer gewagt haben. So wie wir auf unserer ersten großen Expedition gelernt haben, bestimmte Gebiete bei einer zweiten Fahrt zu meiden oder für neue Reisen wieder aufzusuchen, haben auch die Menschen der Steinzeit gelernt, das Meer als Wasserstraße zu nutzen. Generationen von Seefahrern haben diese maritimen ‚Transportbänder‘ genutzt und sind ihnen an die entferntesten Küsten der Alten Welt gefolgt, wo sich ihre Spuren im weiten Atlantik verlieren.

Die Expedition erreicht unversehrt die Toskana

Ursprünglich sollte die ABORA binnen zweieinhalb Monaten bis zu den fernen Kanarischen Inseln segeln. Statt dessen landet die ABORA nach 55 Tagen in der toskanischen Hafenstadt Piombino. Dort wurde mit Hilfe der beiden Sponsoren *Turisarda* und *Linea dei Golfi* die ABORA erfolgreich geborgen. „Wir wissen jetzt, warum Odysseus auf seiner Irrfahrt durchs Mittelmeer 10 Jahre gebraucht hat“, lautet das Fazit des Expeditionsleiters. Für ein einfaches Segelschiff ohne Motor sind im westlichen Mittelmeer Reisen wie auf dem Atlantik über viele hundert oder tausend Seemeilen nicht möglich. Obwohl die ABORA bei 5 Windstärken trotz verkleinerter Segelfläche immerhin 4,1 Knoten Fahrt erreichte, waren in diesem Seegebiet Reisestrecken von mehr als 30 Seemeilen pro Tag nicht realisierbar, weil die Winde beinahe täglich ihre Stärke und Richtung änderten.

Das Schilfboot lag nach fast zwei Monaten auch sehr tief im Wasser. Bei stärkerem Wind wurde der Schilfrumpf vor allem von kurzen Wellen völlig überspült. Die Mannschaft arbeitete dabei bis zu den Knien stehend im Wasser. Möglicherweise war das für die Menschen der Vorzeit ein akzeptables Risiko, für ein wissenschaftliches Experiment jedoch nicht.

Außerdem war das Angebot der *Linea dei Golfi*, das Schilfboot kostenlos zu bergen, zu verlockend, um die Reise wegen weiteren zwei- oder dreihundert Kilometern fortzusetzen. Aus Verantwortung für die Sicherheit und Gesundheit der Expeditionsmitglieder wurde das Experiment deshalb in Piombino mit den bis dahin erzielten Ergebnissen beendet.

Dennoch hatte die Schilfbootexpedition ABORA bewiesen, was sie beweisen sollte: Ein aus Schilf gebautes Boot hatte nach fast zweimonatiger Seereise seine Schwimmfähigkeit nicht eingebüßt *und* konnte alle Kurse bis 90° quer zum Wind segeln. Für ein hochseetüchtiges Wasserfahrzeug, das weite Entfernungen auf der offenen See überwinden soll, ist dieses Resultat ein wesentliches Kriterium. Diese Manövrierfähigkeit war seit den ersten frühgeschichtlichen Handelsfahrten gefordert, um gewinnbringende Fahrten zu fernen Partnern überhaupt zu ermöglichen. Nur wenn eine Besatzung in der Lage war, ihr Schiff dorthin zu steuern, wohin sie segeln musste oder wollte, „und nicht dahin, wohin sie durch die Strömung getragen oder durch guten Wind getrieben wurde“ [Wiebeck/Lübeck 12f], sind regelmäßige Kontakte und der Austausch von Kultur- und Handelsgütern denkbar. Besonders bei der von so vielen Historikern postulierten frühgeschichtlichen Küstenschiffahrt ist eine gute Manövrierfähigkeit eine wesentliche Voraussetzung, um an einer Küste gezielt entlang zu segeln oder bei auflandigem Wind nicht ungewollt zu stranden. Doch im Gegensatz zu dieser weit verbreiteten Ansicht über die Schiffahrt schätzen die meisten Seefahrtshistoriker die Manövrierfähigkeit der ersten Seefahrzeuge recht gering ein. Dieses Urteil muss auf Grund der Segelergebnisse der ABORA jedoch revidiert werden.

War die Straße von Gibraltar für vorgeschichtliche Seefahrer unerschbar?

Die Geschichtsbücher preisen die Phönizier ausdrücklich und übereinstimmend als die erfahrensten Seefahrer, denen schon im -6. Jh. die Umsegelung von Afrika gelang. Die Reise von der Küste Kleinasiens durch die Straße von Gibraltar bis nach Britannien gehörte zu den Routineunternehmungen der phönizischen Seeleute, die sich von Großbritannien das begehrte Zinn für die Bronzeverarbeitung holten [Sudhoff 39ff]. Diese Reisen wurden bereits im -2. Jtsd. durchgeführt, das die Geschichtsbücher nicht nur als das Bronzezeitalter, sondern auch als das „Goldene Zeitalter der Seefahrt“ bezeichnen.

Den Phöniziern steht aber nicht der Rang zu, als erste Seefahrer den Seeweg durch die Straße von Gibraltar entdeckt zu haben. Überreste alter Siedlungen an den Küsten Spaniens, Marokkos und auf den Kanaren dokumentieren, dass lange vor der Antike ein reger Austausch zwischen entfernten Kulturzentren stattgefunden hat. Dabei müssen Schiffe wieder und wieder die Straße von Gibraltar passiert haben.

Archäologen brachten auf den fernen Kanarischen Inseln eine Reihe von Funden ans Tageslicht, die die Anwesenheit einer vorantiken Bevölkerung wahrscheinlich machen. Als die Spanier die Kanarischen Inseln eroberten, trafen sie auf eine Urbevölkerung, die vor allem aus hellhäutigen und blauäugigen Menschen bestand, die groß wie Hünen waren. Es waren weiße Steinzeitmenschen, die eine erstaunliche Kultur, Religion und Ethik besaßen. Diese Guanchen verteidigten in erbitterten Kämpfen ihre Heimat und unterlagen der spanischen Konquista erst nach jahrelangen blutigen Kämpfen [Braem 27ff].

Die Legenden der Guanchen sprechen von Göttern und ihren Taten, die wir in ähnlicher Art auch vom Mittelmeer her kennen. So kennt man auf der Kanareninsel La Palma einen Gott namens Abora, der auf Stufenpyramiden angebetet worden ist [Braem 10]. Die Kraft Abora entsteht immer, wenn sich das Meer *Moneiba* und der Himmel *Ataman* vereinen. Er verkörpert das uralte dualistische Prinzip von einem männlichen und weiblichen Wesen – vermutlich die religiöse Tradition des steinzeitlichen Mutterkultes. Dieser Kult steht in einem engen Zusammenhang mit dem Sonnen- und Pyramidenkult der großen Mittelmeerinseln, da alle Pyramiden der Kanaren in O-W-Achse ausgerichtet sind. Im Mittelmeer liegen, aufgereiht wie an einer Perlenkette, Stufenpyramiden entlang der westwärts gerichteten Strömung, die dieses Meer durchzieht.

Der Gott Abora verkörpert für die Ureinwohner La Palmas die gute Kraft, aus der das Leben hervorgegangen ist – die Urkraft, Quelle und Energie des Lebens. Diese Stufenpyramiden existieren tatsächlich noch auf La Palma und befinden sich in unmittelbarer Küstennähe, was auch eine maritime Verbindung dieses Kulturträgers offenbart. Auf den Spuren des legendären Fruchtbarkeitsgottes Abora – das ist ein schönes Sinnbild für das verlorengegangene Wissen über jene frühen Kulturen, die lange vor den Phöniziern den Seeweg durch die Straße von Gibraltar gekannt haben müssen. Vielleicht können wir eines Tages den Schleier über dieser unbekanntenen Priesterkaste lüften, die ihre Religion und Architektur mit Hilfe der prähistorischen Hochseeschifffahrt über das Mittelmeer verbreitet hat [Braem 13].

Aus diesem Grund soll ein neues Schilfboot auf die Reise gehen, das von Spanien aus in westliche Richtung weiter segeln wird. Eine verbesserte ABORA II soll die gefährliche Straße von Gibraltar erreichen, um mit diesem vorzeitlichen Schiff das Tor zum Atlantik aufzustoßen. Frühgeschichtliche Felsbilder auf der Iberischen Halbinsel wie bei Laja Alta, Los Palomas oder Borna/Spanien bekräftigen diese Ansicht [Alonso]. Vermutlich haben bereits zu sehr viel früherer Zeit Seefahrer auf Schilfbooten diesen Navigationsweg befahren und dabei auch die erste Urbevölkerung auf die Kanarischen Inseln geführt.

Achtung vor den Leistungen der Seefahrer in der Frühzeit

Unserer Meinung nach stellen die Schilfboote in der Jungsteinzeit die höchst entwickelte Verkehrsform dar. Weiträumige Entdeckungsreisen über Land haben sicherlich auch stattgefunden, müssen aber auf Grund der ökologischen Bedingungen Europas in der Steinzeit viel schwieriger gewesen sein. Undurchdringliche Wälder, ausgedehnte Sümpfe und Gebirge waren natürliche Hindernisse, die Aktionsradius und Ausbreitungsgeschwindigkeit erheblich eingeschränkt haben.

Hingegen konnten große Flüsse, Seen und später auch die Meere mit ihren regelmäßigen Strömungen die Ausbreitung verschiedener Kulturen begünstigen. Bereits in der Steinzeit hatten die Menschen gelernt, see-tüchtige und steuerbare Schilfboote zu bauen, die neben der Besatzung auch Fracht, Familienmitglieder, Proviant sowie Kulturerzeugnisse mitnehmen konnten. Sicher waren auch damals kürzere Fahrstrecken häufiger als ausgesprochene Fernfahrten. Sie wurden vermutlich erst durch hohen Bevölkerungsdruck (Flucht aus Mangel an Lebensgrundlagen, religiöse Streitigkeiten oder Krieg) erzwungen und sicher mit unzähligen Opfern bezahlt. Die Ausbreitung der jungsteinzeitlichen Kultur konnte dennoch nicht aufgehalten werden. Sie war nur durch eine hoch entwickelte Seefahrt möglich.

Wir meinen, dass unsere mutmaßlichen Vorfahren enormes Wissen und Erfahrung beim Bau sowie der Steuerung von Schilfbooten besaßen und deshalb auch ohne Kompass, GPS und Seekarte gute navigatorische Leistungen vollbrachten. Aber leider haben die alten Seefahrer ihr Wissen mit ins Grab genommen. Dieses Wissen wurde nirgendwo aufgeschrieben und ist damit für die heutige Forschung verlorengegangen. Nach den von uns selbst gemachten Erfahrungen mit dem Schilfboot ABORA zollen wir

dem Wissen, dem Mut und dem Können unserer unbekannteren Vorfahren höchste Achtung.

Wer mehr über die Hintergründe, Durchführung und Ergebnisse dieses wissenschaftlichen Projekts erfahren möchte, kann Buch und Video zur Expedition erhalten.

Quellennachweis

- Alonso, F. (1988): *Prehistoric Boats in the Rock-Paintings of Cádiz and the Rock-Carvings of Northwestern Spain*; Santiago de Compostela
- Braem, H. (1992): Die Geheimnisse der Pyramiden. Auf der Suche nach dem Rätsel ihrer Entstehung; München
- Görlitz, Dominique (1996): „Die Anfänge der Seefahrt. Der doppelte Ursprung des Segelschiffs“; in *Das Logbuch* 1996 (1) 31
- Görlitz, D. / Schmidt, U. / Wittka, Th. (2000): „Nutzung der Experimentellen Archäologie für die Rekonstruktion eines prähistorischen Segelboots“; Borna (unveröffentlichtes *Jugend-forscht*-Manuskript)
- Greenhill, Basil (1976): *Archaeology of the boat - A new introductory study*; London
- Heyerdahl, Thor (1970): *Expedition Ra. Mit dem Sonnenboot in die Vergangenheit*; München
- (1980): *Tigris. Auf der Suche nach unserem Ursprung*; Berlin
- Johnstone, Paul (1994): *The Sea-craft of Prehistory*; London
- Korfmann, Manfred (1988): „East-West connections throughout the Mediterranean in Early Neolithic period“; in *12th International Congress of Anthropological Sciences*, Zagreb, S. 9ff
- Landström, B. (1970): *Die Schiffe der Pharaonen, Altägyptische Schiffbaukunst von 4000 bis 600 v. Chr.*; München et al.
- Neukirch, H. (1985): *Schiffahrt im Wandel der Jahrtausende*; Berlin
- Sudhoff, Heinke (1980): *Sorry, Kolumbus. Seefahrer der Antike entdeckten Amerika*; Bergisch-Gladbach
- Torriani, Leonardo (1940): *Die Kanarischen Inseln und ihre Urbewohner*. Eine unbekannte Bilderhandschrift vom Jahre 1590. In ihrem italienischen Urtext und in deutscher Übersetzung herausgeschrieben von D.J. Wölfel; Leipzig
- Wiebeck, E. / Lübeck, I. (1994): *Welt der Entdeckerschiffe in berühmten Nachbauten*; Rostock
- Winkler, H.A. (1938): *Rock-Drawings of Southern Upper Egypt*. I, II; London

Dominique Görlitz 09130 Chemnitz, Scharnhorststr. 8

Chronologische Irrfahrten des Odysseus

Hellenistische Fragezeichen

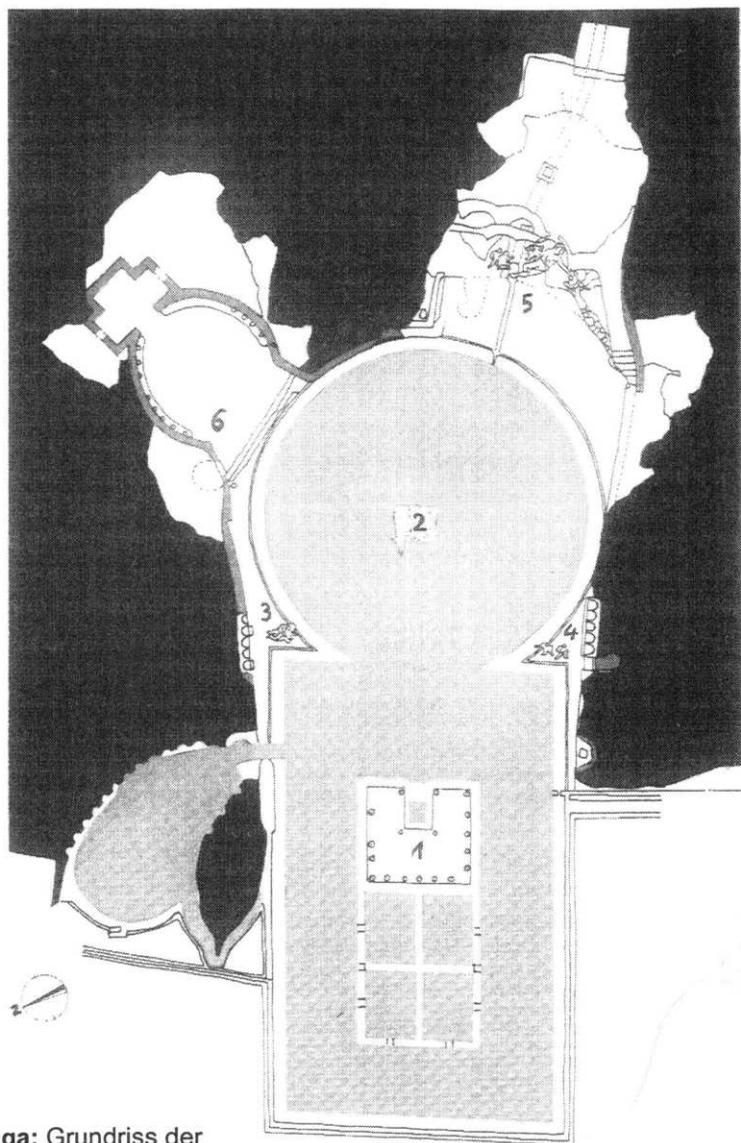
Heribert Illig

Jäh springt es uns an. Marmor glänzt im Dunkel, regelrechte Klippen ragen auf, in totem Stein offenbart sich wüstes Leben, das dem Tod entgegengeht. Allmählich formen sich Bilder. Ein Riesenweib schwingt ein Steuerruder, reißt einen Mann vom Schiffsheck, während ihre Hunde fünf weitere Opfer unentrinnbar gepackt halten. Nur einer ist dem Grauen entronnen und beobachtet ohnmächtig das bestialische Wüten blutgieriger Reißzähne und schlingender Oktopus-Arme. Weiter links wird ein Toter aus der Schlacht gezerzt. Dahinter geht es genauso blutrünstig zu. Ein trunkener Koloss lagert hier, neben ihm sein Weingefäß – doch um ihn versammelt vier entschlossene Männer, die mit einem erhitzten Pfahl gleich sein Auge blenden werden. Schließlich zwei andere, denen es nicht um Mord, Totschlag und Blendung geht, sondern ‚nur‘ um Diebstahl: Eine Reliquie wird mit nervigem Arm entführt; diese Untat wird dazu führen, dass eine Stadt in Schutt und Asche fällt, dass ihre Bewohner in die halbe Welt flüchten müssen.

Wo sind wir da nur hingeraten? In einer archaischen Höhle am tyrrhenischen Meer spielen sich düstere Szenen aus der Odyssee ab: Die Skylla entvölkert mit ihren Hundeprotomen das Schiff des Helden, Odysseus birgt die Leiche und die berühmten Waffen des Achill, Polyphem wird grausam geblendet, heimtückisch wird das troianische Palladium von Diomedes und „dem göttlichen Dulder“ geraubt. Höchstrangige Skulpturen, die selbst im griechisch-römischen Raum nicht leicht überboten werden, in einer rekonstruierten Fülle, die selten so kompakt erfahrbar ist und sich – durch die Spiegelung im Wasser – noch einmal verdoppelt. Fast könnte man den Laokoon vergessen, der als todgeweihter troianischer Priester gleichfalls präsent ist. Und all das nur ein paar Schritte vom Münchner Altstadttring entfernt.

Die Höhle, die spelunca, im Italienischen zum Ortsnamen Sperlonga verformt, ist im *Haus der Kunst* inszeniert worden. Man stritt wie üblich wegen der ästhetischen Umsetzung – unbestritten bleibt, dass wir hier einem Höhepunkt der Bildhauerkunst aller Völker und Zeiten begegnet sind.

Die Höhle von Sperlonga öffnete sich zwischen Rom und Neapel dem Meer und dem höfischen Betrachter, der vor und im Höhleneingang trockenen Fußes die Inszenierung genießen konnte. Kaiser Tiberius



Sperlunga: Grundriss der

Grottenanlage in der Villa des Tiberius [Andrae 1982, 180]: 1) Trikliniumsinsel des Kaisers 2) Skylla 3) Odysseus u. Achill 4) Diomedes u. Odysseus (Palladium) 5) Polyphem 6) möglicherweise Polyktet

gönnte sich diesen wahrlich umwerfenden Blick auf seine troianischen Vorfahren und damit auf die Wurzeln Roms.

Zwar waren Gelehrte schon im 19. Jh. in der Höhle auf Marmortrümmer gestoßen, aber erst 1957 führte Giulio Jacopi die erste Grabung durch. Als die Funde – darunter ein riesiges Bein, das wegen eines behaarten Ristes einem Giganten oder einem vergleichbaren Mythenwesen zugeordnet werden konnte – nach Rom abtransportiert werden sollten, verhinderten das die Ortsansässigen. So wurde 1963 am Ort ein Museum eingerichtet, das im Grunde als Rekonstruktionsatelier diente. Als ich 1972 auf dem Weg nach Neapel zufällig auf das Museum stieß, bestimmten Flaschenzüge und Polyesterabgüsse das täglich wechselnde Bild der Polyphemgruppe. Jahrelang wurden die spärlichen Überreste immer neu arrangiert, um den Vorstellungen der einstigen Bildhauer gerecht zu werden. Von der Skylla war noch lange keine Rede. Es dauerte über 30 Jahre, bis die Spezialisten diese Gruppe und auch das gesamte Ensemble rekonstruieren und präsentieren konnten, bis hin zum Ganymed über der Höhlenöffnung.

Wenig genug blieb erhalten: Bruchstücke der Beine des Achills, insbesondere die „Achillesferse“; der Kopf des Diomedes und sein linker Arm mit dem archaisch gestalteten Palladion, dazu der Körper des Odysseus; ein Beinfragment, wohl von einer Philoktetgruppe in einer Nebenhöhle. Noch am reichsten die Polyphemgruppe: das linke Bein und der rechte Unterschenkel des Kyklopen, dazu sein rechter Arm, zwei weitgehend erhaltene Männer (einer mit Weinschlauch), von Odysseus der berühmte Kopf und Fragmente des Riesenbechers. Vom unteren Teil der Skylla-Gruppe waren noch etwa 90 % vorhanden, doch nur in zahllosen Fragmenten, ansonsten der für die Rekonstruktion wichtige Kopf des Steuermanns; der Ganymed schließlich fast vollständig.

Datierungsfragen

Angesichts der ästhetischen Wirkung nimmt es nicht Wunder, dass Datierungsfragen bei dieser Ausstellung nur am Rande angesprochen worden sind [A 2000, 204]. Doch das ist kein Versäumnis, hat sich doch Andreae kurz zuvor ausdrücklich geäußert. Folgende Elemente spielen eine Rolle [A 1998, 268-272]:

- Die Skyllagruppe muss in Sperlonga an Ort und Stelle gemeißelt worden sein. Dafür sprechen ihr komplizierter Aufbau, ihr Gewicht

in Verbindung mit der dünnen Basisplatte und die tonnenweise um sie herum aufgefundenen Marmorabschlüge.

- Die Inschrift am Schiff der Skyllagruppe nennt dieselben drei Namen, die Plinius d. Ä. [nat. 36, 37] für ‚seine‘, aus einem einzigen Block gemeißelte Laokoongruppe nennt.
- Skylla- und Polyphemgruppe zeigen mit ihren zahlreichen „puntelli“ (also steinernen Verstrebungen), dass es sich nicht um Marmororiginale, sondern ursprünglich um Bronzearbeiten gehandelt hat.
- Als Auftraggeber kommt nur Kaiser Tiberius (-42 bis +37) in Frage, genauer das Zeitintervall zwischen seiner Adoption ins Haus der Julier (+4) und dem Herabstürzen von Deckenteilen in seiner spelunca (+26).

Das Schiff der Skyllagruppe trägt auf seinem Ruderkasten eine wichtige griechische Signatur:

„Athanadoros / Sohn des Hagesandros / und / Hagesandros / Sohn des Paionios / und / Polydoros / Sohn des Polydoros / die Rhodier / haben es gemacht.“ [A 1982, 194]

Die drei Künstlernamen hat auch Plinius d. Ä. genannt, als die Urheber des Laokoon. Da er aber nicht unbezweifelbar von dem Laokoon spricht, der in den Vatikanischen Museen zu sehen und z. B. nicht aus einem Block gefertigt ist, bleibt dieser Zusammenhang offen.

In Verbindung gesetzt, sprechen Andreaes Argumente für Kopien hellenistischer Kunstwerke, die zu Zeiten des Tiberius für seinen Besitz angefertigt und um einen zeitgenössischen Ganymed ergänzt worden sind. Doch aus welcher Epoche stammen die Originalarbeiten? Laut Andreae aus der Zeit

- um -190: Palladiongruppe [A 1998, 10]
- um -180: Skyllagruppe [A 1998, 168]
- um -160: Polyphemgruppe [A 1998, 229]
- um -160: Achillesgruppe (Typ „Pasquino“) [A 1998, 228].

Die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst jetzt. Nehmen wir den Kopf des Odysseus aus der Polyphemgruppe [s. Titelbild], so stehen wir vor einem ganz außergewöhnlichen, souverän gearbeiteten Meisterwerk. Geht man um ihn herum, stellt man erstaunt fest, wie sich der Gesichtseindruck verändert, von gespannter Aufmerksamkeit hin zur festen Entschlossenheit, wie sie ursprünglich auch durch die gebogene Nase – man erkennt noch den Ansatz – Ausdruck fand. Am erstaunlichsten ist die

Gestaltung der Haarlocken, wie sie unter der Kappe hervordrängen. Andreae bringt in seinem Standardwerk zur hellenistischen Kunst keine vergleichbare ‚barocke‘ Gestaltung mit Locken, die bogenartig zum Gesicht zurückfinden. Im vorausgehenden Bronzeoriginal mussten sie mühsam einzeln angesetzt werden, um Hinterschneidungen zu vermeiden [Bol 120], im Marmor geht die Arbeit weit über den Steinbohrereinsatz hinaus und ist im Altertum kaum gewagt worden.

Es erhebt sich zwingend die Frage, ob wir hier eine Kopistenarbeit oder ein Original vor uns haben. Im Falle einer Kopie würde sich die Zusatzfrage stellen, wie sich die rhodischen Künstler der frühen römischen Kaiserzeit dermaßen in einen Stil einfühlen konnten, der doch 170 bis 200 Jahre zurücklag und ihren eigenen, zeitgenössischen Stil übertraf?

Wir stehen vor denselben Fragen wie im Falle des Laokoon [vgl. Illig 1995]. Auch er soll eine rund 200 Jahre spätere Kopie eines Bronzewerks sein, ohne dass wir an ihm irgendeine Kopistenarbeit erkennen können. Gibt es bei ihm die spezielle Möglichkeit, ein Werk des Michelangelos zu erkennen [Zeising 1989; 1998; Illig 1995], so scheidet sie bei diesen Skulpturen aus. Wie also ist es vorstellbar, dass Kopisten in der Lage wären, im Nacharbeiten – sei es Entwurf, Ausführung oder Oberflächenbehandlung – Grandioseres hervorzubringen als ihre Zeitgenossen?

Nun hat Andreae [1982, 188, 207f] dargelegt, dass noch in claudischer Zeit, in Baiae zwischen 41 und 49, stilistisch verwandte Figuren geschaffen worden seien. Insofern wissen wir zwar, dass hier ein Bildhaueratelier sowohl griechische Originale kopierte als auch zeitgenössische Porträtbüsten schuf, verstehen aber noch immer nicht, wieso hier perfekt „ad manieram graecam“ gearbeitet werden konnte. Der Kunsthistoriker stellte sich später diesem Problem erneut. Zu dem Tatbestand, dass sich am Pergamonaltar zwei Künstlerhände scheiden lassen, führt er aus:

„Das ist eine grundlegend neue Einsicht, denn bisher bestand in der archäologischen Forschung keine Einigkeit darüber, *ob es im Hellenismus überhaupt eine erkennbare Stilentwicklung gab*. Die Datierungsvorschläge berühmter Meisterwerke wie der Laokoongruppe divergieren in der Forschung um dreihundert Jahre, und der Baubeginn des Pergamonaltars wird von den einen um 189 v. Chr., und von den anderen um 165 v. Chr. datiert. Das zeigt nur allzu deutlich, dass die *Stilentwicklung der hellenistischen Kunst, wenn es sie denn gab*, noch nicht geklärt ist. [...] Die Frage ist, warum denn in der hellenistischen Kunst bisher eine nachvollziehbare Stil-

entwicklung nicht festgestellt werden konnte? Vielleicht schien das Entwicklungsgesetz hier deshalb keine Rolle zu spielen, weil in der hellenistischen Plastik zum ersten Mal in der Geschichte der Weltkunst der Realismus, die Nachahmung der ja bereits entwickelten Natur das erklärte Ziel war.“ [A 1998, 16; fettkursive Hvhg. hier und im weiteren von H.I.]

Das Resümee seiner Vergleiche

„lässt den *periodischen Wandel der Sehweise* erkennen und macht eine der grossen Epochen der Kunstgeschichte in neuer Weise verständlich“ [ebd., 17].

Ob mit der Annahme „periodischen Wandels“ allerdings etwas erklärt ist, darf bezweifelt werden. Auch mit dieser ‚Erklärung‘ stünde der Hellenismus außerhalb der Kunstgeschichte, die zu andren Zeiten ohne große Mühen Aufstieg, Variation, Höhepunkt, Verfall und Neuanfang konstatieren kann. Aber schließlich bewegen wir uns im Hellenismus in einer selten schlecht belegten Epoche, was nur deshalb nicht auffällt, weil sie ohnehin wenig beachtet wird. Wenn Prof. Wolfgang Orth einen Bericht über die Forschungsergebnisse des Jahrzehnts zwischen 1980 und 1990 bezüglich der frühen Seleukiden gibt, muss er sogar eingangs begründen, warum hier überhaupt geforscht wird:

„Seleukidengeschichte als Forschungsgebiet – da mag auch jemand, der sonst althistorischer Arbeit gegenüber positiv eingestellt ist, Vorbehalte anmelden und Zweifel äußern. Wird da nicht ein Thema traktiert, das zu behandeln nicht wirklich lohnt, auf einer Materialgrundlage, die an Dürre und Unergiebigkeit kaum ihresgleichen hat? [...] Hat nicht JOHANN GUSTAV DROYSEN gewußt, wovon er sprach, als er über die ‚ewige Not mit den armseligen Notizen‘, das ‚ewige Zusammenkratzen aus altem Kehrriecht‘ klagte?“ [Orth 61]

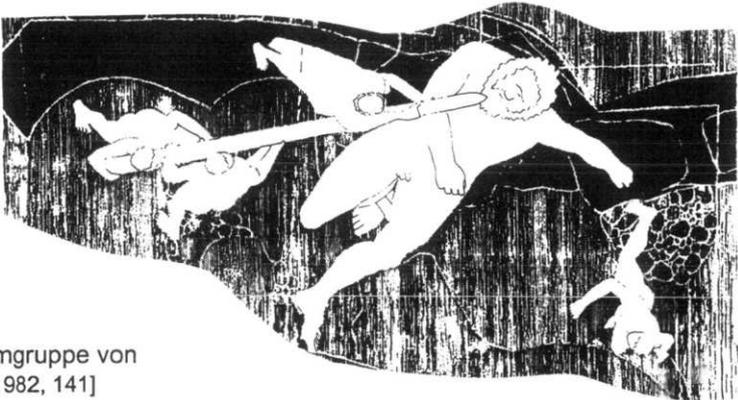
Diese Aussage trifft nur cum grano salis die hier interessierende Zeitspanne zwischen -190 und +26, geht es doch in der Studie um die Epoche von -321 bis -223; sie ist aber gleichwohl symptomatisch für die gesamte, von Droysen beschriebene hellenistische Zeit, auch wenn sehr wohl neue Forschungsergebnisse vorgestellt werden, die in manchem Bereich als „umstürzend“ gelten dürfen [Orth 68].

Gleichwohl ist ein Schwanken um 200, ja 300 Jahre bei großen Kunstwerken dieser Provenienz durchaus ungewöhnlich. So zeigen die Schwierigkeiten mit der hellenistischen Kunst und mit ihrem Übergang in

die römische Kunst der frühen Kaiserzeit, dass sich hier nach wie vor ein chronologisches Problem verbergen dürfte. Ich habe 1995 vorgeschlagen, einen Abschnitt von vielleicht 220 Jahren in Frage zu stellen. Die Rekonstruktion der meisterlichen Marmorwerke aus Sperlonga und die Schwierigkeiten ihrer zeitlichen Einordnung bestätigen mich darin.

Literatur

- A = Andraea, Bernard (1982): *Odysseus. Archäologie des europäischen Menschenbildes*; Frankfurt/Main
- (1998): *Schönheit des Realismus. Auftraggeber, Schöpfer, Betrachter hellenistischer Plastik*; Mainz
 - (?2000): *Odysseus. Mythos und Erinnerung*; Kataloghandbuch mit Beiträgen weiterer sechs Wissenschaftler zur Ausstellung im Haus der Kunst München vom 1.10.1999 bis zum 23.1.2000; Mainz
- Bol, Peter (1985): *Antike Bronzetechnik. Kunst und Handwerk antiker Erzbildner*; München
- Illig, Heribert (1995): „Laokoon – wahrlich ein Findling. Gehört der erratische Block ins -5., -4., -3., -2., -1., 1. oder ins 16. Jh.?“; in *ZS VII (19) 6*
- (1995): „Rom bis Athen – was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende“; in *ZS VII (3) 269*
- Orth, Wolfgang (1991): „Die frühen Seleukiden in der Forschung des letzten Jahrzehnts“; in *Hellenistische Studien. Gedenkschrift für Hermann Bengtson*, herausgegeben von Jakob Seibert; München, 61-74
- Zeising, Gert (1989): „Michelangelo als Urheber der Laokoon-Gruppe oder Der herrliche Verbrecher“; gedruckte Einladung für einen Vortrag am 16. 4. 1989; nachgedruckt 1998 mit variiertem Titel in *ZS X (1) 145*



Polyphemgruppe von oben [A 1982, 141]

Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen

Herwig Brätz

*Da hab ich den Pirol geliebt.
Johannes Bobrowski: Sarmatische Zeit*

EXORDIUM

Verkürzung der Menschheitsgeschichte bedeutet auch Verkürzung der Sprachgeschichte. Dazu möge dieser Artikel – über seinen konkreten Gegenstand hinaus – beitragen.

Wesentliche Vorarbeiten zur Verkürzung der Sprachgeschichte hat bereits in den 20er und 30er Jahren Dr. Arnold WADLER geleistet, indem er nachwies, dass die Verwandtschaft aller Sprachen auf der Erde (in der Alten wie der Neuen Welt) untereinander viel größer ist, als gemeinhin vermutet und von den Sprachwissenschaftlern erkundet. Somit kann die Zeit des Auseinanderlebens der Völker nicht allzu lange zurückliegen.

Seine Erkenntnisse werden von der Sprachwissenschaft (deren „heutiger Zustand viel zu wünschen übrig läßt“ [Mańczak 1996]) im wesentlichen ignoriert.

Z.B. hat Wadler 1935 [178] die Erklärung des Wortes *Schraube* in der 11. Auflage des Etymologischen Wörterbuchs von Kluge [1934] kritisiert. In der jüngsten Auflage des Kluge [1999], der 23. seit 1880, ist immer noch keine Reaktion darauf zu erkennen: *Schraube* ist laut Wadler im Umfeld von *serpere*, *Serpentine*, *Spirale* zu platzieren, wegen ihrer *Windungen* nämlich; ergänzt sei, dass sie aber vor allem zum *Verbinden* dient, was man gut an slawischen Worten wie *sbor* (= Bund, Schwur, Kirche), *zbrać* (= sammeln) usw. erkennt. Die deutschen Worte *Korb* und *Sprache* sind weitere Verwandte des Wortes *Schraube*: Der Korb zum Sammeln, die Sprache wegen der *Wendungen* – sie *verbindet* und *separiert* uns. Die *Schraube* hat jedoch m. E. nur am Rande mit dem „weiblichen Geschlechtsorgan“ und dem „Mutterschwein“ zu tun – diese Bezüge bei Kluge sind doch ziemlich verschroben.

Der vorliegende Artikel über die Slawen setzt wie sein Vorgänger (über das Karlsmonogramm [Brätz 2000]) Wadler voraus. Wem also das großzügige Schöpfen aus allen möglichen Sprachen oder der häufige Wechsel zwischen S(ch) und K, Q, H, G zwischen B, W, G, M und F

oder das Lesen mal von links nach rechts, mal von rechts nach links usw. unheimlich vorkommt, der möge den *Turm von Babel* lesen.

PROPOSITIO

These 1: Die bisher verbreiteten Hypothesen zur Bezeichnung, Herkunft und Ausbreitung der slawischsprachigen Völker sind unvollkommen, weil sie wichtige Umstände unberücksichtigt lassen und lokal zutreffende Umstände vorschnell verallgemeinern. Die Unvollkommenheit kommt z.B. darin zum Ausdruck, dass weder die Sammelbezeichnung Slawen noch die der Einzelmölder wie Russen, Bulgaren, Serben, Polen, Slowenen, Slowaken hinreichend erklärt werden können.

These 2: Aus der Gesamtheit dieser (für Teilbereiche durchaus akzeptablen) Hypothesen zur Herkunft der slawischen Völker, der wadlerschen Sprachlehre, einer zusätzlichen antiken Quelle sowie der Phantomzeit-hypothese lässt sich eine neue komplexe Hypothese formulieren, deren Umriss hier dargestellt werden soll.

CONFUTATIO

Die Etymologen sind sehr zurückhaltend bei der Deutung des Sammelnamens dieser Sprachen und Völkerguppe:

Die nahe liegende (auch schon bei Zedler zu findende) Ableitung von Worten wie *Slowo* (= *Wort*, verwandt mit unserem SCHLAU) oder *Slawa* (= *Ruhm*, auch: [rechter] *Glaube*) oder *Sklave* erscheint bei näherem Hinsehen suspekt, da es sich ja um eine Selbstbezeichnung handelt. Kein Volk würde sich selbst als die Schlaunen und Berühmten oder gar als Sklaven bezeichnen, zumal den Slawen das Wort aus Römer 1,22 seit Ende des X. Jhs. bekannt gewesen sein muss. Die Rechtgläubigkeit kann überhaupt erst nach der Christianisierung im X. Jh. aufgekommen sein; die Bezeichnung Slawen kursiert aber schon im ersten Jahrtausend u.Z. [eine umfangreiche Quellendarstellung findet sich z.B. bei Schröcke]. Diese Begriffe sind also zu jung, um den Namen wirklich zu erklären. Ein Fachmann wie Schelesniker [10] erklärt den Namen darum zu einer Bezeichnung vom Typ „die vom Stamme des Slov“ löst allerdings nicht das Geheimnis des Slov.

Auffällig ist das Schwanken des Vokals zwischen A und O, das den Unterschied zwischen der heutigen Sammelbezeichnung bei den Russen

(slawjanje, auch Staroslavjanski Slovar') und Bezeichnungen wie Slowenen, Slowaken usw. ausmacht. Der Grund hierfür dürfte darin liegen, dass es einigen Gruppen wichtig war, ihr sprachliches Anderssein gegenüber Finnen, Ungarn, Deutschen, Italienern auszudrücken, deswegen die Betonung auf der vom Begriff WORT abgeleiteten Deutung. Der russische Begriff dagegen mag mit dem Traum von der Großmacht zusammenhängen; im Altrussischen hieß es aber ebenfalls *Slowjenje* [Bielfeldt 16].

Der Einschub des K oder C, durch den Begriffe wie „Sklavenen“ u.ä. entstehen (z.B. auf der bekannten Darstellung Ottos III. bei der Huldigung durch Germania, Gallia, Roma und Sclauinia), wird nirgends recht erläutert. Manche Autoren haben daraus ein grundsätzliches Problem gemacht und sich dadurch zu der vorschnellen Deutung verleiten lassen, die Slawen als

- Sklaven (der Germanen natürlich oder der „*Nordmänner*“ – wie z. B. Geise [244] völlig unmotiviert in seinem Buch über die Römer meint) oder
- Erfindung des romantischen XVIII. Jhs. (Herder, Schlözer) – so bei Wittmann [1990, 15], der aber sicher nie in den hundert Jahre zuvor erschienenen *Turris Babel* von Athanasius Kircher [z.B. 215] geschaut hat, wo Slavonica und Sclavonica im beliebigen Wechsel gebraucht werden, oder
- Heidenvölker östlich des Karolingerreiches (ebenfalls Wittmann [1990], den ich hier ernsthaft erörtere, weil Konrad Fischer auf seiner Homepage dessen Bücher empfohlen hat [vgl. ZS 1/2000, 52]) zu bezeichnen.

Dazu passend werden dann slawischerseits die Germanen als *Niemcy* bezeichnet, was offiziell bedeutet:

- die Stummen, die nicht sprechen können, heimlich aber:
- die überhaupt nichts können (weil sie nicht von Adel sind),
- deren Sprache klingt wie Hundegbell (im Gegensatz zum Nachtigallengesang der Slawen).

Das sind freilich eher politische Boshaftigkeiten. Die Waal, der Mündungsarm des Rheins, heißt römisch *Vacalus*, ohne dass die Wallonen dadurch zu Sklaven oder Wackel-Kandidaten werden. Widersprüche in den Überlieferungen wie diese aus der Nestorchronik:

„die Waräger hießen Russen, so wie andere Schweden, Norweger, Angeln und wieder andere Gotländer hießen“ [Graßhoff u.a. 33],

oder:

„Das slawische und das russische sind ein und dasselbe Volk, denn erst seit der Zeit der Waräger nennen sie sich Russen, früher aber hießen sie Slawen“ [S. 36],

oder das Stichwort Reuß aus dem KLUGE [S. 683]:

„arch. ‚verschnittenes Pferd‘ [...], bedeutet eigentlich ‚Russe‘ [...], wie auch *Wallach* und frz. *hongre* Stammesbezeichnungen sind“ [so ähnlich auch bei Grimm unter dem Stichwort: UNGAR]

oder die Frage, warum es in Südgallien an der *Reuß* einen *keltischen* Stamm mit Namen *Ruteni* gegeben hat, können mit den gängigen Hypothesen nicht geklärt werden.

Denn was ist das Gemeinsame von Slawen, Russen, Walachen, Warägern, Ungarn, Kelten und ‚verschnittenen Pferden‘, die als [laut Skorupka] aus dem *Türkischen* entlehnte OGIERY wieder nicht ‚verschnitten‘ sind und als aus dem *Ungarischen* entlehnte OGARY zu Jagdhunden werden?

Die offizielle Lehrmeinung beschränkt sich i. d. R. auf den Hinweis, dass die Slawen im V. Jh. aus den Pripjatsümpfen auszogen – die aber zu der Zeit noch ein See gewesen sein sollen [Udolph 1990, 338]. Die Vorgeschichte wird entweder total ausgeblendet oder auf den Hinweis beschränkt, dass jene Gegend nördlich/nordöstlich der Karpaten (z.B. Hensel [1991, 17] für die Zeit von -100 bis 500 u.Z.) auch die „Urheimat“ sein müsste. Mitunter wird die „Urheimat“ nach Osten bis an den Don oder nach Westen bis an die Oder ausgedehnt. Diese Auffassung hat sich weltweit durchgesetzt und ist sowohl in der *Microsoft Encarta 2000*, in der *Encyclopedia Britannica* zu finden als auch im polnischen *Atlas historyczny*. Einige national motivierte Autoren haben daraus spezielle Varianten entwickelt: In Deutschland werden aus den „Ostwandalen (= Wenden)“ im X. Jh. die Slawen [Schröcke], in Polen mutieren die Vertreter der Lausitzer Kultur zu Vorläufern der Slawen und sind seit Jahrtausenden dort bodenständig [Giertych] usw. Interessantester Vertreter der autochthonen Variante ist indes Prof. Mańczak aus Kraków, der nicht von nationalen Gedanken beflügelt ist, sondern von seinen originellen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen und Erkenntnissen [zusammengefasst in *Wieża Babel*, 1999].

Topper [1995] hatte dies alles als „romantisch-naiv“ bezeichnet und ein Gegenmodell aufgestellt, das aber mit seinem Allgemeingütigkeitsanspruch ebenfalls nicht akzeptabel ist, weil:

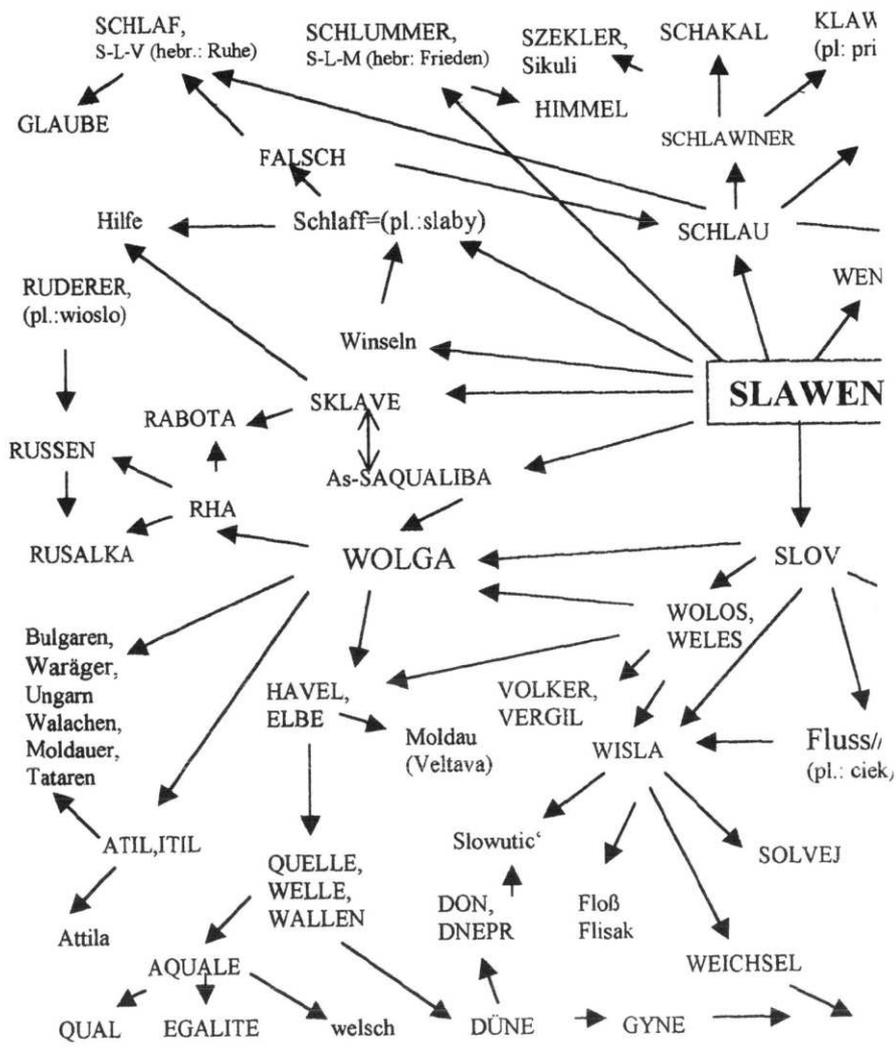
- a) die von der Slawenmission nicht erfassten Großpolen und Elbslawen [Stökl, E82] dann keine Slawen sein könnten,
- b) die Russen dann nicht früher Slawen gewesen sein können (s.o.),
- c) die Ungarn dann in Pannonien und Siebenbürgen noch nicht auf eine slawische [Fodor 165ff] und nicht christianisierte (s.u.) Bevölkerung gestoßen sein könnten,
- d) Ungarn, Szekler, Albaner, Aromunen und Rumänen dann auch Slawen sein müssten.

Im übrigen ist seine These bereits 1990 von J. Wittmann [14] vertreten worden – womit nicht unbedingt gesagt sein soll, dass es sich bei Topper um ein Plagiat handeln würde.

Topper hat dann [1998, 177, 214] seine Ausgangsthese zurückgenommen, ohne die Schlussfolgerung zu ändern, was freilich seltsam anmutet: Das Alt-Kirchenslawische sollte dem Gotischen der Wulfila-Bibel nachfolgen, welches dann aber als Fälschung der Renaissancezeit erkannt wurde. Nach dieser Logik müsste das Altkirchenslawische dann doch aus noch späterer Zeit (XVI.-XVIII. Jh.) stammen, was theoretisch natürlich möglich ist; dann kann aber diese Sprache beim besten Willen keine Rolle bei der Herausbildung der heutigen slawischen Sprachen gespielt haben. Die Fälschungsthese für die Wulfila-Bibel wird m. E. von Ergebnissen gestützt, die Mańczak mit seiner Methode des Vokabularvergleichs paralleler Texte erzielt hat. Wenn die Goten aus Schweden stammen würden, müsste ihre Sprache dem Schwedischen ähnlicher sein als dem Oberdeutschen, es ist aber genau umgekehrt: die „Fälscher“, so es sie denn gab, könnten aus Schwaben gestammt haben.

Einige wenige Autoren [Trubacev - zitiert bei Udolph 1990, 330] sehen die Urheimat der Slawen auch in Pannonien; in Slowenien ist versucht worden, die These von einer Abstammung von skandinavischen „Sol-Wenden“ (= Sonnensucher?) zu popularisieren [Jeza].

Ich werde versuchen aufzuzeigen, dass alle ein wenig Recht haben, keiner jedoch ganz.



CONFIRMATIO

Die Sammelbezeichnung SLAWEN ist äußerst komplex. In meiner „Arbeitsstafel“ (s.S. 396f) versuche ich, diese Komplexität anschaulich darzustellen, was sicher auch kritikwürdig ist, zumal es zu einem Gemenge historischer, linguistischer, geographischer, mythologischer, zoologischer und anderer Begriffe kommt. Eine gründliche Untersuchung kann jedoch nicht zu einem eindeutigen Ergebnis führen, vielmehr wird die jeweils richtige Auslegung des Begriffs von der konkreten historischen Situation abhängen. Eine 3-dimensionale Figur (*Kugel*, *Würfel* oder *Matrjoschka*) wäre natürlich noch besser gewesen. Die Darstellung hätte m. E. auch in Polnisch oder Russisch, Hebräisch oder Latein usw. erfolgen können. Wie produktiv diese Betrachtung jedoch ist, mag man an den vielen aufgestellten Problemen erkennen.

Slawen gab es offenbar in ganz Europa (Walliser [Helvetier], Waliser, Wallonen, Walasen in Schlesien, Walachen, Waalbauern in Südtirol, am Walchensee, in Volce/Vulci unweit Roms usw.). Da aber Wallonen eigentlich Gallier sind (weil W ja nur ein *digamma aeolicus* ist, also ein γγ [Zedler]) und diese wiederum Kelten, ist der Schluss erlaubt, dass es in einer früheren Vorzeit (m. E. vor -500) kaum Sprachunterschiede zwischen all diesen Völkern gab. Der Begriff hängt ursprachlich mit *val* = Wasser, aqua(lis) zusammen und ist mit Wörtern wie *welk*, *egal*, *gleich*, *Gletscher*, *Qual*, *valeo* verwandt. Liest man ein Wort wie *welk* rückwärts, leuchtet einem auch die von Schelesniker [9] genannte Verwandtschaft mit Namen wie *Kleopatra*, *Chlodwig* oder *Lothar* ein.

Der *Wassermann* wird das Leitbild jener „Slawen“ gewesen sein – der Weise, der das Wasser gleich Verteilende. Nun hat u.a. Caesar von einem Volk namens *Volcae* berichtet, und in der Literatur wird allgemein behauptet, von diesem Namen würde die o.a. Begriffe vom Typ „welsch“ abstammen. In dieser Behauptung fällt der Wandel des C zu SCH auf, der m. E. eine tiefere Bedeutung hat, der es nachzusteigen lohnt: *Volcae* ist ganz sicher mit *Vulkan* verwandt, der beim ersten Hinsehen wahrlich kein Wassermann ist, sondern eher an Feuer und Unterwelt denken lässt, an den hinkenden Gott der Unterwelt, Hephaios, Wieland, Junker Voland [Faust I], den Spielmann Volker usw.; löst man aber den Vul-Kan in Einzelwörter auf, erweist er sich als Wasser-König.

Hinter dem Lautwechsel *volcae* → *vvelsch* verbirgt sich m. E. ein schwerwiegender historischer Vorgang, in dessen Folge das „goldene

Zeitalter“ in Europa unterging, wohl eine Klimaveränderung (vielleicht im Ergebnis eines Vulkanausbruchs). Der Versuch, diese Umstände zu meistern, lebt sprachlich im Lautwandel von K zu S und umgekehrt fort. Die Idee der Keltenschanzen, die dem Zwecke der Wetterregulierung durch unterirdische (gleichsam *vulkanische*) Arbeiten gedient haben sollen [Geise 171ff], findet hierin einen sprachlichen Ausdruck.

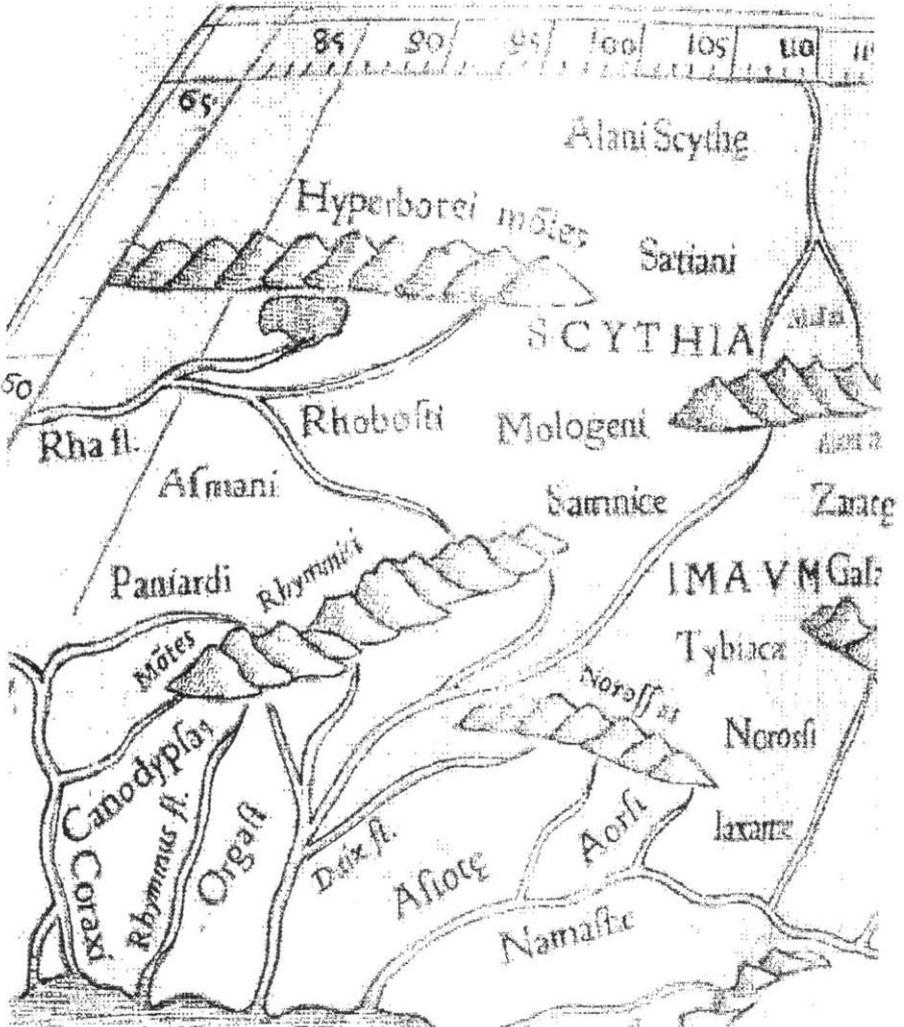
Die Beschränkung dieser Untersuchung auf Osteuropa erfolgt aus heutiger Sicht, wo nur noch die „slawisch“ sprechenden Völker dazu rechnen, während die Resteuropa-Slawen längst Deutsche, Franzosen, Schweizer, Italiener usw. geworden sind.

Germanen/Balten/Slawen bildeten vor -200 eine „voreinzelsprachliche“ Gemeinschaft, die in einem weit gestreckten Gebiet zwischen Ostsee und Schwarzmeer siedelte [Udolph 1990, 348]. Für diese Gemeinschaft möchte ich in Übereinstimmung mit Zedler den Namen der SARMATEN reklamieren. Der Begriff umfasst Slawen, Germanen, und Balten. Die sarmatische Zeit gilt heute noch im Osten als eine Art glückliche, golden-immige Vergangenheit (bei Bobrowski: „Kindheit“). Bemerkenswert ist der Umstand, dass das „Sarmaten“-Gebiet megalithbautenfrei ist. Die östlichsten Megalithbauten stehen – soviel ich weiß – verloren in Kujawien, westlich der Weichsel. Die kaminskischen Sternenstraßen enden in Breslau (obwohl sich diese Linie bis nach Krakau und Lemberg durchziehen lässt).

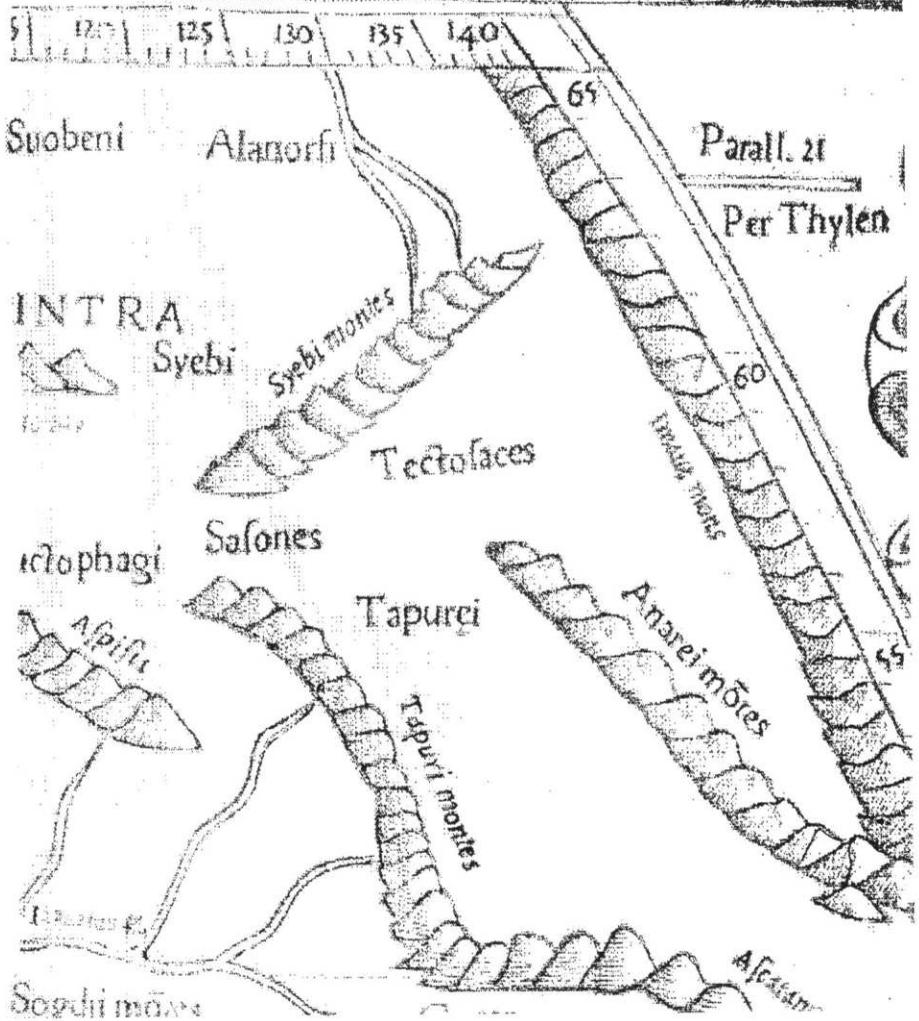
Die Gründe für die Auflösung dieser Gemeinschaft sind in den Namen der Germanen und Slawen noch spürbar – die tragische Komponente ist unübersehbar. Der Zeitpunkt muss irgendwann in den ersten 500 Jahren vor unserer Zeitrechnung gelegen haben (ca. 200 laut Czupkiewicz, 400 laut Evers – beide Daten könnten auch zusammenfallen, wenn 200 Jahre Phantomzeit dazwischenliegen sollten [Illig 1995]). Die Auswanderer wurden im Osten zu Slawen, im Westen/Norden zu Germanen (Nietzsches blonde = gute Bestien, die Höllenhunde Garm und Gram, Kimbrer und Teutonen – mit denen Kriemhild mitging), die Balten verblieben vor Ort. Im Namen der Wandalen und Wenden könnte eine Erinnerung an jene Wanderungen erhalten sein.

1925 hatte K. Moszyński die Frage aufgeworfen, ob die von Ptolemäus in der *Geographia* [Cap. XIII, Tabula septima Asiae] erwähnten *Suobeni* (σουβημοι), mit Sitz zwischen Wolga (Rha) und Uralgebirge (Imaos), „Slawen“ waren oder nicht. Er hat diesen Gedanken aber 1957 wieder

TABVLA A



S I A E VII



verworfen, ähnlich wie Lowmiański 1963. 1996 hat Czupkiewicz ihn wieder aufgegriffen, ohne recht Anklang zu finden (Mańczak z.B. hält es für undenkbar, dass Suobeni „Slawen“ bedeuten könnte) und ohne der Bezeichnung „Slawen“ tiefer nachzuforschen. Goehrke [23] identifizierte zwar den Fluss Nahr-as-Saqaliba mit der Wolga, lässt aber

„keinerlei Rückschlüsse darauf zu, daß die ostslawische Siedlungsexpansion im 10. Jahrhundert bereits die mittlere Wolga erreicht hätte“.

Informationen aus dem XVIII. Jh., wie die Zedlers von der Herkunft der Slawen „ungefähr aus den Gegenden, wo jetzo die große Tartarey in Asien ist“ (ohne Bezug auf Ptolemäus!) oder die von

„morgenländischen Skribenten, daß *Ruß* öfter mit seinem Bruder *Khosar* Krieg anfieng und denselben nötigte, ihm die Inseln auf dem *Wolgastrom* abzutreten“ [de Guignes 1770, I 112],

sind in der Folge wenig beachtet worden.

Letztlich blieb das „Problem der Herkunft und der Ausbreitung der Slawen, das zu den schwierigsten und meist diskutierten Fragen in der Frühgeschichte Mitteleuropas zählt“ [Parczewski], bis heute ungeklärt.

In der deutschsprachigen Literatur ist mir überhaupt kein Hinweis auf diese Ptolemäusstelle vorgekommen, obwohl häufig über *Veneter*, *Budiner* usw. im Zusammenhang mit den Slawen spekuliert wird. Selbst der sonst ausgezeichnete Zedler, der die Namen der bei Ptolemäus genannten Nachbarvölker wie *Syebi*, *Mologeni*, *Galactophagi*, *Tectosaces* usw. kennt, erwähnt die *Suobeni* nicht. *Suobeni* können übrigens keine *Suomi* sein, da die Finnen bei Ptolemäus unter ihrem Namen gesondert aufgeführt werden. Oft hat es den Anschein, als hätten die wenigsten Autoren je eine Ptolemäus-Ausgabe in den Händen gehabt. Die Karte ist natürlich erst im XVI. Jh. gezeichnet worden [so Prof. Papay, Rostock, in einer mündlichen Auskunft]. Ihr Inhalt hat jedoch nichts mit den Verhältnissen des XV. oder XVI. Jh. gemein.

Der Wechsel von B zu W und vice versa in den Bezeichnungen *Suobeni*/Slowenen bzw. Bulgaren/Wolga ist unproblematisch: Im Griechischen gibt es nur den Buchstaben β zur Bezeichnung beider Laute, und im kyrillischen Alphabet ist das Zeichen für unser W = B; B und W stehen zudem direkt nebeneinander. Der Wechsel von L zu ou/u entspricht dem Lautwert des slawischen L (etwa wie englisch W).

Wenn im *Igorlied* der Fluss Dnepr *Slowutic'* genannt wird, was

- Rainer Maria Rilke [*Igorlied*, 46] einfach nur mit „Held“ übersetzte,

- Harald Raab aus Rostock [Graßhoff u.a. 154] als „voll des Ruhmes“ deutete,
- m. E. aber „kleiner Slov“ heißt (oder „Nachkomme des Slovt“ [Schelesniker 10]),

dann muss der große SLOV doch ein noch größerer Fluss sein – also die Wolga (die Donau ja wohl nicht). Slawen (SLOV-enen) sind also **Leute von der Wolga**. Seit 1921 soll in der Sprachwissenschaft einer topographischen Erklärung der Vorzug gegeben werden [Schelesniker 10]; da ist es zumindest erstaunlich, dass der Zusammenhang mit der Wolga bislang nicht hergestellt worden ist.

Der Name der **Wolga** hat natürlich mit Welle, wallen, Quelle zu tun, die Namen von Elbe/Labe, Wisla/Weichsel, Moldau/Veltava (bei Kircher: Valdava) und Havel sind ihr nachempfunden. Havel ist nicht etwa von germanisch HAFEN abgeleitet – beide Worte sind nur vom selben Stamm, wie auch HAFF und SCHIFF, der schwimmende Kasten. Letztlich wird Wolga aber einfach nur „FLUSS“ (Slov von rechts gelesen) oder auch „GROSSES WASSER“ bedeuten – die Mutter aller russischen Flüsse (ähnlich wie bei uns der „Vater Rhein“).

Die Tataren nennen die Wolga **Atil**, auch Edel, Itil, – der Name des berühmten Hunnenfürsten, der häufig als „Vater“ gedeutet wird, könnte also auch von der Wolga herkommen, womöglich als Erinnerung daran, dass er die Forcierung dieses Flusses veranlasst hat. Da nun aber TATA auch nur Vater bedeutet, wird der Name der Tataren ebenfalls von der Wolga hergeleitet sein.

Im Namen Wolga klingt auch noch die Flucht nach, in der das Heil gesucht wurde, das **Heulen** der **Wölfe** (auch die Wolfszeit der Edda?), die Zeit des **Fluchs**. An der **Kama** dagegen fand man eine Heimat. Der Name des **Wolfs** (russ.: *wolk*) wird endlich klarer: ein Tier, das als Volk auftritt, heult (d.h. kläfft) und Keile hat (d.h. schrecklich große Zähne). Ähnlich der Wal/Delfin: das ist der **Wasserwolf**, ähnlich auch die **Wolken** – mal Schäfchen, mal Raubtiere.

Eine weitere Bedeutung von Slawen ist: die **Klugen** (die nachgeben), die **Schwächlinge** (bei Ptolemäus: *Mologeni*, die Milchmänner, Müller, die aus der Stadt Mologa [Zedler]; die **Friedlichen**: Friedlich im Gegensatz natürlich zu den Kriegerischen – den Germ-anen, den Gram und Garm wählenden Ger-mannen sowie den **Bogenshützen** (= *Skythen*). Schutz vor Schrammen bietet da natürlich ein Kreml – es ist kein Zufall, dass

sich der älteste Kreml in Kasan befindet und ein Tempel Chram heißt: *Kriemhild* hätte dort bleiben sollen, viel Harm wäre ihr erspart geblieben.

Die Slawen verließen das Gebiet zwischen Ural und Wolga Anfang des V. Jhs. wahrscheinlich auf Wegen nördlich von Wolga und Oka in Richtung Westen [Czupkiewicz 9].

Die Lehrmeinung von der Herkunft der Slawen aus dem Gebiet nördlich der Karpaten, zwischen Weichsel und Don, entspricht einem Zustand, der sich erst nach dem Durchmarsch der Hunnen herausgebildet haben kann. Nach diesem Durchmarsch waren zumindest Teile dieses Gebietes ziemlich bevölkerungsleer, was erklärt, warum dort eine Häufung primärslawischer Gewässernamen auftritt – während sonst doch in Osteuropa fast ausschließlich voreinzelsprachliche, „indogermanische“ Namensformen auftreten. In der Zeit zwischen 450 und 568 drangen die Slawen zunächst nur grüppchenweise über die Karpaten sowie Elbe und Oder aufwärts bis an die Ostsee; nach 568 wanderten sie in einem Schwall über die Mährische Pforte nach Süden bis nach Serbien und Griechenland. Im Verbund mit den Ungarn=Awaren drangen sie dann wenig später bis nach Slowenien, Dalmatien und Bulgarien. Nach Mańczak [1999, 23] erfolgte dann auch eine größere Rückwanderung aus Südpolen nach Weiß-, Groß- und von dort nach Kleinrussland.

Bei Streichung der Phantomzeit müssen die *Bulgaren* also keineswegs ein Turkvolk gewesen sein, das zudem die finnischstämmigen Tschuwaschen „turkisiert“ haben soll. Das werden die heutigen Tataren besorgt haben – Turkstämme, die die von den Suobeni verlassenen Gebiete besetzten, nicht mit den später Ungarn genannten Stämmen westwärts zogen, sondern erst im XIII. Jh. mit weiteren asiatischen Verbündeten ganz Osteuropa verwüsteten.

Die Sprache der Bulgaren unterscheidet sich von den anderen slawischen Sprachen ursprünglich nur durch einen starken *balkanischen* (thracisch/dakischen) Einfluss, während der *türkische* erst aus späterer Zeit stammt. Der Fluss Wolga hat seinen Namen auf keinen Fall von den Bulgaren, wie manchmal behauptet wird; es ist genau umgekehrt. Nach gängiger Lehrmeinung sollen die Bulgaren im VII. Jh. auf dem Balkan eingetroffen sein. Nach der Phantomzeithypothese ist aber eine Einordnung ins VI. oder X. Jh. erforderlich. Nach Mańczak ([1999, 23], der die Phantomzeithypothese nicht kannte) gab es nur *einen* Zug der Slawen zum Balkan, der zudem nicht aus der Ukraine entlang der Küste des Schwarzen Meeres erfolgte.

Wenn also die Ungarn vor 911 in Pannonien auf Slawen stießen, was ein Landschaftsname wie *Puszta* (auch: *Tisza*) klar belegt, muss die Bulgareinwanderung ins VI. Jh. verlegt werden. Die Bezeichnung **Ungarn** wird von Slawen stammen, die feststellten, dass diese ural-altaiisch-sprachigen Leute ebenfalls von der Wolga kamen. Die Selbstbezeichnung *Magyaren* dürfte zur Bildung des Wortes *Awaren* geführt haben. Schon bei Theophylakt gelten die Onoguren (= Ungarn) für Awaren [so jedenfalls Pohl in Hänsel, 503]. Bei de Guignes [1770, 487] endet die Geschichte der Awaren mit dem Kaiser Heraklios im Jahre 614, später tauchen sie nur noch aus dem Dunkel auf, um von Karl dem Großen spurlos vernichtet zu werden. Für Zedler zählten die Ungarn übrigens gleich ganz zu den Slawen, was nur in Bezug auf die Herkunft richtig ist, nicht auf die Sprache.

Die Zerstörung von Salona [Illig 1999, 160] im Jahre 614 fällt dann mit der Eroberung Dalmatiens durch die **Kroaten** unter Tomislav nach 911 zusammen (die aus byzantinischer Sicht in eine geplante Ansiedlung zur Grenzsicherung gewandelt wird). Die Slawen sind hier mit den Awaren verbündet und werden zusammen missioniert – lokal ist Toppers Modell also durchaus akzeptabel. Die Zerstörung Salonas und die Eroberung Dalmatiens durch die Kroaten Anfang des VII. / Anfang des X. Jhs. können Auslöser der Aktion KRLS gewesen sein, deren Ziel dann die Befriedung und Beherrschung der Völker war, die das Byzantinische Reich von Norden bedrängten. KRLS könnte dann auch so gedeutet werden: **K**onstantin **R**egentem **L**udów **S**łowiańskich, was bestimmt auch auf Lateinisch so ähnlich ausgedrückt werden kann.

Der Name der **Polen** ist ebenso verzweigt wie der Begriff Slawen [vgl. hierzu Wadler 20-23]. Hier sei nur auf die Verwandtschaft des Wortes **Polak** mit dem ägyptischen *Fellach* und auf die Rechts-Links-Lesung *Chłop* = *Bauer* verwiesen.

Witzig ist natürlich der Begriff der **Galactophagi**, die bei Ptolemäus unweit der Suobeni siedeln. Bei Zedler heißt es nach Strabo, sie wären „eine Art Hippemolgis [= Pferdemelker?; H.B.] gewesen, sie wurden also genennet, weil sie sich lauter Milch-Speise von denen Pferden bedienten“.

Einerseits lässt sich hier das Reuß/Wallach/Ungar-Pferde-Hunde-Rätsel lösen, andererseits klingt hier die Nachtigall an (die die Slawen an die Schönheit ihrer Sprache erinnert, und auf litauisch sogar Lak-s-tin-galas heißt); auch eine Deutung als *Quarkfresser* ist möglich.

Das Wort *Quark* gilt im Kluge und auch bei Mańczak als Entlehnung aus slawischen Sprachen. Diese Auffassung ist meiner Meinung nach unhaltbar, wenn man erst in diesem Wort die Verbindungsbrücke zwischen Worten wie Milch/mleko/moloko (dt./poln./russ.) einerseits und gala/lait (griech. /frz.) anderseits erkennt.

In den *Rhobosti* könnte man die Ruderer (polnisch: *robotnicy*) erkennen, auch Rha-Bootes, den Wolgafuhrmann, oder auch Rha-Bos-ti = die Wolga-Rinder-Hirten, deren Gott *Wolos* ist (polnisch *wół* bedeutet wiederum: *Rind*), der Gott der Sänger, im Westen als *Volker von Alzey* bekannt, der genauso aber aus Tilsit stammen könnte, in Rom *Vergil* heißt und in Polen/Litauen ein Vogel ist: *Wilga/Vol-unge*, der Pirol, der wie die Schwalbe den Regen ankündigt. Wer ihre Stimmen versteht, gilt als Weiser, als Wasser-Mann.

Die Bezeichnung *Rus* (griech.: Rhos [Goehrke 124]) mag einerseits im Zusammenhang mit einem hypothetischen altschwedischen Wort stehen, das RUDERER bedeutet, sie ist m. E. tatsächlich eine Fremdbezeichnung, bestimmt aber vom griechischen Namen der Wolga abgeleitet: *Rha*. Kein Wunder, dass alle Versuche, Rus aus Flussnamen, Toponymen oder Ethnonymen des *Kiever* Raums oder des nördlichen Pontus herzuleiten, als linguistisch unhaltbar gelten [Schelesniker 9]. Für Krahe handelt es sich bei **rodhos* um ein voreinzelsprachliches „Wasserwort“ [Kaestner], was den Schluss zulässt, dass das Wort *rudern* von eben diesem „Wasserwort“ abgeleitet ist, nicht etwa umgekehrt. Freilich scheint mir, dass nicht **rodhos* das Urwort ist, sondern vielmehr *Rha*, das so urtümlich ist, dass es Wasser und Sonne zugleich umfasst.

Wie wichtig Ruderboote in der Vorzeit gewesen sein müssen, um flussaufwärts zu kommen, mag die polnische Bezeichnung für Ruder noch ausdrücken: *wiosło*. Die Wisła/Weichsel ist also auch ein Fluss, auf dem viel gerudert wurde. Ihr Name ist „von einer Wurzel [...] *fließen*“ aus“ gebildet worden [Udolph 1990, 303]. Die Flussnixen (aus der Oper „Rusalka“) sind nicht zufällig in derselben sprachlichen Ecke [Hielscher 299f]. Rudern war nicht immer nur schöne Freizeitbeschäftigung, und so wundert es nicht, dass Ra-b(o)ot-a ursprünglich *Zwangsarbeit* [Zeitlin 563] auf dem Boot bedeutet und erst viel später zur Ehrensache wurde. Rha ist natürlich zugleich der Name des ägyptischen Sonnengottes Ra (bei den Slawen auch als Chors = Helios bekannt) und der Name *Wolga* somit auch als *Sonnenweg* zu verstehen. Die Wolga muss jemanden an den Nil

erinnert haben. Die Boote mögen zum Teil aus dem Schilf gewesen sein, das am Unterlauf der Wolga in riesigen Feldern wächst, wie übrigens auch Rha-barber und Ra-punzeln [so jedenfalls Zedler].

Die Bezeichnung *Waräger* kann russisch auch als *wrag* gelesen werden und bedeutet dann „Feind“, aber nur, weil diese „Feinde“ /Sklavenjäger?/ auf der *Wolga* daherkamen. Wenn in Nordeuropa der Begriff Welsch auch Sklaven bezeichnete [Grimm], so mag das daher rühren, dass keineswegs nur nach Persien und Griechenland Menschen verkauft wurden. Der ursprüngliche Weg von der Ostsee über Ladoga-, Onega- und Weißen See (Beloje osero) zum Kaspischen Meer scheint in der ersten Hälfte des 1. Jtsds. u.Z. versperrt worden zu sein (Besetzung Astrachans durch Hunnen oder Chasaren), weshalb die gesamte Wolgashifffahrt zusammengebrochen sein muss, was wiederum der Auslöser für die Westwanderung der Slawen gewesen sein dürfte. Der neue Schiffsweg führte dann über Memel, Düna und Wolchow zum Dnepr und zur Gründung der Städte Nowgorod (Neue Burg), Smolensk, Polozk und Kiew. Literarisch klingt diese Situation in der *Nestorchronik* in der Berufung der Waräger im Jahre 6370 an. Sie sollten nach einer vorherigen Vertreibung zurückkehren [Graßhoff u.a., 33].

Lüling [2000, 189] sieht die *Hebräer* nur in Nord-, West- und Südeuropa, nicht jedoch in Osteuropa. Gerade dort sind sie aber bis heute unübersehbar. Zwar ist das Ostjudentum weitgehend zerstört worden, aber die Serben und Sorben tragen bis heute diesen Namen, wenn er auch durch eine Satem-Flexion leicht verändert erscheint. Die Verknüpfung dieser Bezeichnungen mit der klugen, aber auch falschen Schlange (*serpere* = kriechen, winden, schleichen), die sich an der Brust nähren lässt und trotzdem zubeißt, mit der *weißen Schlange* aus dem gleichnamigen Märchen der Gebrüder Grimm, deren Genuss die Vögel verstehen lässt (zur „Vogelsprache“ als Unikat der Text von Grinaveckis), entspricht etwa dem Bild, das Lüling von der Lebensweise der Hebräer („Schlauchen“) im Europa des -1. Jtsd. zeichnet. Zum Problem „Hebräer“ bereite ich n.b. einen anderen Text mit einer ähnlichen „Arbeitstafel“ vor, zu der hier soviel gesagt sei, dass darin neben Ärzten, Architekten, Richtern, Apothekern, Freimauren, Benediktinern, Schreibern, Bettlern, Bankern, Versammlungen, Zebras, dem Hl. Veit, Parteisekretären, Ahasver, Corvey, Faust, Paracelsus u.a. auch die schon erwähnte Schraube sowie das Wort „Schaber“ vorkommen.

Als *szaber* wurde in Polen die Plünderung der deutschen Ostgebiete durch Bewohner des polnischen Kernlandes im Jahre 1945 bezeichnet. Dieses Wort wird von Skorupka als deutsche Entlehnung ausgewiesen, was m. E. nicht sein kann, auch wenn es im Deutschen ein Gerät „Schaiber“ gibt. Jenes *szaber* ist ein Wort, das m. E. aus dem Jiddischen ins moderne Polnisch geraten ist.

In diese Wortgruppe gehört auch ein Begriff wie das von Skorupka etymologisch nicht gedeutete *szkalować* (d.i. verleumden, herabwürdigen, skalieren). „Skalieren“ gilt im Grimm einerseits als Entlehnung aus dem Russischen, andererseits umgekehrt als deutsches Lehnwort im Russischen. M. E. gab es Niedertracht, schon bevor es deutsch oder russisch oder hebräisch gab: Skalieren ist ein altes Wort, es entspricht dem, was Goethes Reineke Fuchs (Janáčeks „Schlaues Füchlein“; der *Schakal*) der Wölfin antut.

Serben und *Sorben* könnten also ursprünglich keine Slawen gewesen sein, sondern erst später slawisiert worden sein und zählten entweder zur Urbevölkerung oder gerieten mit den Hunnen in ihre jetzigen Stammgebiete.

Die weit verbreitete Auffassung, dass die Bezeichnungen *Wenden/Winden* von Venetern/Wandalen abgeleitet sind und von den einwandernden Slawen einfach übernommen wurden, weil diese sich unterordnen mussten, erscheint mir akzeptabel. Die sprachliche Verbindung zu lat. *serpere*, wie auch die Begriffsüberschneidung SLAWEN-den, lässt aber auch andere Schlüsse zu.

Eine interessante Volksgruppe sind die *Szekler*, weil in ihrem Namen die Buchstaben KRLS wieder auftauchen. Sie dürften eine frühzeitig christianisierte Gruppe sein, von denen (oder von den Rumänen) die Ungarn Ende des VI. /Anfang des X. Jhs. einige christliche Begriffe aufschnappten, die sie jedenfalls nicht wie den Landschaftsnamen Puszta oder den Flussnamen Tisza von Slawen übernahmen [Stefanescu-Draganesti]. Dazu gehören z. B. *karácsony* (Weihnachten) oder *kéreszt* (Kreuz). Das Wort *kéreszteli* (taufen) ist für mich ein Hinweis, dass den Missionaren unter den Szeklern das Karlsmonogramm bekannt gewesen sein könnte. Das Zusammenspiel zwischen T und L ist jedenfalls unübersehbar und in den slawischen Sprachen sonst nicht vorhanden. Prof. Mańczaks [in einem privaten Briefwechsel geäußerte] Vorstellung, die Ungarn könnten den Begriff *kéreszt/eli* erst im XI. Jh. aus Russland übernommen haben, scheint mir weniger realistisch, da eine Übernahme des Begriffs *Weihnacht* ohne

Kreuz nur schwer vorstellbar ist. Die Übernahme dieser Worte müsste schon vor dem Jahre 1000 erfolgt sein, weil seitdem nur noch lateinisch-christliche Begriffe aus westslawischen Sprachen ins Ungarische übernommen werden. Das stützt vielleicht meine vorgeschlagene Datierung der Erfindung des Karlsmonogramms ins X. Jh.

NARRATIO

Swaróg, Swaróžyc, die einzig wirklich fassbare Gottheit der Slawen [Lowmiański 1986, 225], erweist sich als verwandelter *Wassermann* (= *Aquarius*). Die Verwandlung muss unter dramatischen Umständen erfolgt sein, die wohl zur Auflösung der Sarmatenidylle führten. Das großartige „*Gebet um Regen*“ des polnischen Renaissancedichters Jan Kochanowski lässt den Grund für den Austausch des Wasserbuchstaben Q gegen den Feuerbuchstaben S nachempfinden. Swaróžyc wird in der Literatur mit Hephaistos [ebd, 97] identifiziert, womit wir den anfangs erwähnten Vulkan auch im Osten wieder gefunden haben. Zu den westlichen „Keltenschanzen“ gibt es ebenfalls ein östliches Gegenstück: die runden Wallburgen, deren Funktion häufig nur notdürftig als „Fluchtburgen“ beschrieben wird.

Das Sternbild *Wassermann* heißt ja auf griechisch *Amphora*, was im lateinischen Begriff *lympha* = *Quellwasser* widerklingt. Eine Amphore (ca. 26 l) soll 2 Urnen (à 13 l) entsprechen (1 x Wassermann = 2 x Uranos?). Eine richtige Urne muss innen einen gewölbten Boden haben, damit wir spätestens dann, wenn wir zu Asche geworden sind, einen Himmel (= Schalom) finden, wenn nicht auf Erden, so doch wenigstens darinnen. Aus unserer Asche aber wächst *virga*, der viripotente Bischofsstab.

Kochanowski klagte noch: „Sophia, ich weiß dich nicht zu deuten“ – ich sehe hinter *Sophia* die weise Eule (die anderen eine Nachtigall ist) „SOWA“: Lili-th, a-THENE, also das Sternbild Jungfrau (Virgo → *Wolga, Waräger, Furche*), dessen Hauptstern *Spica*, Ähre, Hüter der Ernte ist. Dann möchte ich sie mit Diana identifizieren, der Venus (oder mit Dia, der Jupiter in Hengstgestalt nahe trat [Hederich 906]; oder mit Dione, „des Aether und der Erde Tochter“ [ebd, 939f], der „Mutter“ der Venus, der „Spenderin des Flursegens“), der Wellen- (= Dünen-) und Delfinreiterin von Corvey, die den DN-Flüssen ihren Namen gab – weil ja *DeNato* „hinabschwimmen, -wallen, -wogen“ bedeutet – und bei den Slawen als

Dziawanna [Lowmiański 1986, 215] weiterlebte. Eine schöne Auflistung vieler Namen der Jungfrau findet sich bei Kornmann [1978]. Der Wellencharakter der Landschaft erschien übrigens auch Bobrowski bemerkenswert, der während des 2. Weltkriegs die Landschaft seiner Kriegsgefangenschaft als „*hier und da aufgewellte Ebene*“ beschrieb [Wolf 67].

Wem das Auftauchen antiker Götter im Osten nicht recht ist, der sollte bedenken, dass Apollo im Winter immer im Norden bei den Hyperboräern verschwand und Ptolemäus die Hyperborei mötes im Gebiet der heutigen Waldaihöhen lokalisiert, also an der Wolgaquelle; einige halten die Gottheit *Radegast* „vor den Apollo Hyperboreus“ [Zedler].

Die Differenz von 10 Tagen zwischen dem Namenstag der *Diana* (13.8.) und dem astrologischen Eintritt ins Sternbild Jungfrau (23.8.) entspricht jenen 10 Tagen, die bei der gregorianischen Kalenderreform eingeschoben wurden. Wenn es eines zusätzlichen Kalenderbeweises für die Phantomzeithypothese bedarf, könnte man ihn hierin sehen. Am 23.8. wurden in Rom zudem die *Volcanalia* gefeiert – wohl die Hochzeit von Wassermann/Hephaistos und Jungfrau/Aphrodite.

Am 13.8. hat in meinem polnischen Kalender *Hippolytus* Namenstag: Es gibt nun aber auch einen Heros namens *Vir-bi-us*, der mit Hippolytus „gleichgesetzt“ wird [Heinichen]: wenn man sich diesen als „*bi*“, als „*Tunte*“ denkt, erhält man eine weitere Verwandlung der Jungfrau: Hippolyte, die reitende Königin der Amazonen aus dem osteuropäischen Unomamien.

Dianas Namen „leitete der große Gelehrte Varro von einem ersonnenen ‚*Dēviāna*‘ her, um das Wort ‚*via*‘ hinein zu konstruieren“ [so F. Carotta in einer privaten e-Mail]. Vielleicht war Varros „*Dēviāna*“ doch nicht nur ersonnen, wenn man das Wort mit *Jungfrau* (polnisch: *dziewica*) übersetzt und statt *via* = Weg besser *Woge*, *Welle*, also *Düne*, also *Gyne* liest. *Gyne* aber ist die Große Mutter mit dem Kirschenmund, die Behüterin unserer *Kindheit*, *Renate* - die *Vviedergebaerende*, *Ährenspendende*, die uns im Moment des Todes hoffentlich an ihre Brust drückt.

Weil *dan* auch *schwarz* oder *gesalbt* bedeutet, ist die Jungfrau-Venus-Marzanna als *schwarze maDONna* bis heute die Schutzpatronin Polens (und Bayerns), sie heißt jetzt freilich *Maria*, die vierte Person der Gottheit. Das Christentum ist im Osten u.a. deshalb so stark verwurzelt, weil der Urglaube in ihm weiterlebt: Der fromme Bauer führt im Frühjahr seine Frau in die frische Furche, und das Jesuskind zu Weihnachten ist

eben wie die Feldfrucht in seinem wirklichen Leben. Verhütung ist für ihn wie Unterlassen der Saat, Abtreibung wie Vernichten der Ernte – wer dies versteht, wird auch den Papst verstehen, der doch aus Südpolen stammt.

Die Stadt Astra-Khan (= *Königsstern*) heißt m. E. nach der Venus, die als *Astraea* im goldenen Weltalter die Erde bewohnte und „die Menschen in Recht und Billigkeit unterhielt“ [Hederich 443f], später *Justitia* genannt wurde [Zedler], womit auch die im Begriff Slawen gefundene, von lat. aqua abgeleitete Bedeutung *égalité* ins Blickfeld rückt. Da wiederum DN auch *Richter, weise sein* bedeutet [Lüling 1995; vgl. Wesir, Dan-i-el], wird die Beziehung zum Wassermann deutlich. *Astraea* heißt nebenbei auch *Erigone*, die erregende, erigierende, regierende, Ewig-Weibliche, eben: *Virgo*.

Ob das aber von einem real existierenden Matriarchat zeugt? Ich glaube, das alles sind nur Männerphantasien – siehe den Monolog des Faust.

Die derart herausragende Rolle der Jungfrau erfordert dennoch eine tiefere Erklärung, die Masudi Abu'l-hassan-aly liefert, ein arabischer Gelehrter, der seine allgemeine Weltgeschichte unter dem Titel „*Die goldenen Wiesen und die köstlichen Steinbrüche*“ im Jahre 947 verfasst haben soll. In der Rostocker Unibibliothek befindet sich ein Referat über dieses Werk, in dem es heißt:

„die Gedanken mehrerer Weltweisen. Einige derselben behaupten, daß das Regiment nunmehr in der Aehre (Jungfrau) sich befinde, und daß dieses 7000 Jahre lang dauern würde, das wäre demnach das Zeitalter, in welchem wir leben. Die Aehre stehe dem Muschtari oder Jupiter in seinem Regimente bey, das er über die ganze Natur führe [...] Einige glauben, wenn der Zirkel wieder anfangen werde, so würde alles seinen nämlichen Gang wieder gehen; andere behaupten gerade das Gegenteil; so daß dasjenige, was Norden war, nun Süden; und was unbewohnt, nun wohnbar werden würde.“ [de Guignes 1790, 46-47]

In Muschtari erkennt man nun unschwer den Ehemann (russisch: *Mush*) der *Astraea*. Der ganze *Faust I* ist eine Geschichte darüber, wie der weise (studierte, Wasser-)Mann zu der Jungfrau kommt und sie ins Unglück

stürzt. Goethe könnte jenes Referat gekannt haben, das 1790 in der Nähe von Weimar herausgegeben worden ist.

Ob sich hinter diesen Vorstellungen wirkliche Vorgänge verbergen („kosmische“ Katastrophen) oder ob es sich um ein Himmelshollywood handelt, sei hier dahin gestellt: von Velikovskys Himmelskatastrophen und dem Einfluss der Venus auf irdisches Geschehen war in dieser Zeitschrift [z.B. 3/1995] schon die Rede.

In Ortsnamen wie

- *Wal-den-burg/Wal-brzych* in Schlesien (*brzych* ist die keltische *Brigit*, die Licht-BRECH-ende),
- *Brandenburg* (BREN+DAN+BRIGIT = Triglaw),
- *Tein-hof* zu Prag,
- *Tyn-iec* (dem Benediktinerkloster bei Krakau),
- *Valo-thun-go/Marienburg* (in Niedersachsen [Friebe 221ff: der Angrivariwall])

und vielen weiteren in ganz Europa lebt die Verehrung der Jungfrau un-erkannt fort. In *Magdeburg* war alles anders, als die modernen Chronisten berichten [Kornmann 13ff]; hier

„hat der Römer Drusus Nero, und seyn Sohn Germanicus in den Zeiten des Kaysers Augusti ein Bildt Veneris aufgerichtet / dahero auch die Statt ihren Nahmen hat [...] an der Brust trug sie ein Brennende Fackel / in der rechten Hand die Kugel der Welt / in der lincken drey Güldene Aepfel [...] und von diesem Bildt der Göttin Veneris, die mit jrer Magde da auff dem Wege stunde / hat derselbige Ort / den Nahmen darnach bekommen / dass er Magdeburg ist genennet worden [...] Es stehet noch ein Alter Runder Zigelsteinern Thurn zu Magdeburg / den man den hohen Thurn heißet / und für den alten Bueckthurn gehalten wirdt / so allda vom Römer Druso erbaut worden.“

Frau Dr. Felmayer [1996] versäumte es nicht, mit dem Namen **Val-didena/Inn-sbruck-Wilthen** auch die damit verbundene Ehrung der Gottesmutter durch die Inn-Reisenden zu erwähnen, ließ sich aber leider zu der Lesung „Vel=Val di Ena=Oenus=Inn“ verleiten – was den Namen des Inn jedoch nur tautologisch klärt. Dabei lernt doch jedes Kind in der Schule, dass der Inn zur **Donau** hinfließt. Das Weglassen des D beim Inn könnte auf die **Iuno Natalis** verweisen, eine der vielen Mutationen der Jungfrau. Wer möchte, kann auch die karthagische Dido in dem Namen erkennen. Die Verbindung mit Val könnte so verstanden werden, dass die

Jungfrau mit ihrer Gabe (lat.: donum) den Wassermann bewegen soll, immer eine Handbreit Wasser unterm Kiel zu lassen. In anderen Flussnamen wie Rhein und Rhône wurde das Mittel-D inzwischen verschluckt: die vollständigen Namen lauteten **R-D-N**, vereinen also die männliche und die weibliche Gottheit, ähnlich wie Gr. *Raden* (Tempelort in Mecklenburg) oder *Ra-then-ow*. Ähnlich auch der Name des Flusses DN-e-PR: PR steht hier für PeRun, den Donnergott, mit dem die Jungfrau im griechischen Mythos den Wassermann betrog...

Die Priester der beiden Götter: Wassermann und Jungfrau (Jesus, Maria) werden sich nur mit einer besonderen Sprache an ihre Idole gewandt haben: La-Tein. L und R sind in vielen Sprachen austauschbar, womöglich ist El = La und derselbe wie Ra. Die Symbiose von Hebräisch und Latein, die hier im Umfeld der Slawen erscheint, lebt im Nebeneinander von Altem Testament und katholischer Liturgie fort. Wer immer die LaTène-Zeit angeblich nach einem Ort in der Schweiz benannt hat, war entweder von einem guten Geist beseelt oder wusste außerordentlich gut Bescheid.

Logos wird immer mit *Slowo* übersetzt [s. Hielscher 314; Zeitlin 611]. Logos aber hat im Slawischen noch eine andere Entsprechung: G(o)los = Stimme. Der Eröffnungssatz im Evangelium des Johannes könnte also gedeutet werden: „Im Anfang war eine Stimme (, die sagte): es werde“. Wenn z.B. der große Kaiser Karl mit kräftiger Stimme in gottähnlicher Manier befahl: „Es werde eine Pfalz in Aachen“, so gilt dies in den Geschichtsbüchern schon als Tat, was wiederum dem Faust-Vorschlag entspricht: „Im Anfang war die Tat.“ Es handelt sich jedenfalls um einen *weltlichen* Vorgang, der allerdings historisch beliebig einzuordnen ist.

Logos heißt aber auch sammeln [Schelesniker 11; Kluge: Stichw. LOH]. Die Flurbezeichnung *Klusberg* bei Halberstadt, wo Arminius die Germanen nach der Schlacht versammelte [Friebe 85] und sie seiner Rede lauschten (polnisch: *sluch-ac* = *lauschen*; *gluch-y*=taub), bedeutet wie Klüschenberg, Klausberg: *Versammlungsberg* (damit verwandt natürlich unser Kloß im Hals; rückwärts gelesen: *S[ch]luck, Glück*). Das slawische Wort *KONIEC* bedeutet nichts anderes als den *Schluss* der Versammlung, wenn ein *Beschluss* gefasst ist, die *Glück*-lichen ihr *Los* gezogen haben, die *Schuld* zugewiesen wurde, der *Weisheit* letzter *Schluss* also *besiegelt* ist und sich alle auf ihr Pferd (= kon) schwingen. Der Zusammenhang zwi-

schen Pferd und Versammlung wird in der litauischen Bezeichnung des Pferdes noch deutlicher: **ar-KlyS** (ar [= Adler]-schwingen!). Im Plattdeutschen lebt der gleiche Wortstamm in den *Läuschen* (un Rimels) von Fritz Reuter weiter. *Logos* wurde hier zu *Logus* (= Posse laut Felmayer).

Also würde ich die ersten zwei Sätze des Evangeliums zusammenfassen und so lesen:

Im Anfang versammelten sie sich, einer aber (Herakles?) schluckte den Kloß im Hals hinunter und sprach: Es wird wieder gut – zum Glück hörten sie auf ihn.

Der berühmt-geheimnisvolle Satz passt dadurch genau zur Situation nach der großen Katastrophe, aus der die Menschheit zu ihrem Höhenflug ansetzte.

Man könnte irre werden an all diesen Verknüpfungen (Bobrowski: „Irrsinn, stürz auf die Schläfe - mitten im Schlaf.“): Wahnsinn aber ist *lymphatio* – zuviel Wasser, zuviel Weisheit.

PERORATIO

Die Slawen sind also nach dieser Darstellung der Teil der Bevölkerung Europas, der sich ca. -200 hinter der Wolga sammelte und dort im Verlauf von ca. 600 Jahren ein neues Volk mit einheitlicher Sprache bildete, das sich ab der Mitte des 1. Jtsds. u.Z. im Sog der Völkerwanderung wieder über ganz Osteuropa ausbreitete. Die heute noch spürbare Kompaktheit des slawischen Sprachraums erklärt sich durch die lang andauernde vorherige Sesshaftigkeit auf relativ engem Raum zwischen Wolga und Ural „am Nord-Rand des alten Sprachgebietes“, ebenso der ausgesprochen archaische Charakter aufgrund der „langwierigen Ungestörtheit des Slavischen“, der eine „Sonderstellung des Slavischen mit einem besonders gut erhaltenen alten indogermanischen Wortschatz“ bewirkte [Menges 244f].

Allerdings scheint das *Archaische* nicht wirklich hinter das -1. Jtsd. zurückzureichen, da leicht Zusammenhänge sprachlicher, mythologisch-religiöser und weltanschaulicher Art über ganz Europa bis nach Ägypten (wahrscheinlich auch nach Persien, Indien und China) konstruiert werden können.

Die Hypothese hat den Vorteil, dass sie sich mit fast allen bisherigen kombinieren lässt, weil die bisher kreierte Modelle einfach als regional bedeutsam erkannt werden: Die „Urheimat“ kann in Polen oder in der Ukraine bleiben; sie war nur deutlich größer und nicht etwa die Urheimat

nur der heutigen Slawen. Toppers Christianisierungsthese mag für die Slawen an der Nordgrenze des Byzantinischen Reiches (Verschmelzung von Bulgaren und Kroaten/Slowenen mit dort ansässigen Urbevölkerungen und Ungarn/Awaren im X. Jh.) halbwegs stimmig sein, germanische Einflüsse bei der Staatenbildung in Russland, Polen, Mecklenburg, Slowenien oder Böhmen mögen tatsächlich eine Rolle gespielt haben. Sogar die slowenischen Sol-Wenden könnten gerettet werden: auf der Weichsel, dem zweiten Sonnenweg (Solvej, einer Art früher Ferienstraße Ostsee-Adria) mögen sie aus Skandinavien am schnellsten in den Süden gelangt sein.

Die Auffassung, die slawischen Sprachen wären Kunstbildungen des X. Jhs. oder direkte Metamorphosen ostgermanischer Dialekte ebenfalls aus dem X. Jh., ist m. E. falsch – dann müssten die slawischen Sprachen den germanischen ähnlicher sein als den baltischen, sind es aber nicht [Mańczak 1999]. Für die voreinzelsprachliche Gemeinschaft der Slawen, Germanen und Balten spricht auch das Argument, dass die Herausbildung des Germanischen nur im Kontakt mit dem Baltischen denkbar ist, die Heimat der Germanen somit nicht in Jütland gelegen haben kann [Schmid 1990; Udolph 1990], weil der baltische Spracheinfluss westlich der hinterpommerschen Persante nicht mehr nachweisbar ist [Kaestner].

MEMORIA

Wer dem Text nicht folgen mag, möge sich wenigstens an dem Auszug aus der Ptolemäus-Karte erfreuen, die mir in der Rostocker Universitätsbibliothek dankenswerterweise vom Original abgescannt worden ist. Bei Interesse versende ich sie gern vollständig per e-Mail. Wer etwas besser weiß, möge es mir mitteilen:

Herwig Brätz 18147 Rostock, Jägerweg 3 hbraetz@gmx.de

Benutzte Literatur

- Bielfeldt, Hans Holm (1961): *Altslawische Grammatik*; Halle (Saale)
Bobrowski, Johannes (1967): *Sarmatische Zeit*; Berlin
Brätz, Herwig (2000): „Das Karlsmonogramm“; in *ZS* XII (1) 113, Gräfelting
Czupkiewicz, Lubomir (1996): *Pochodzenie i rasa Słowian*; Wrocław
Evers, Dietrich (1991): *Felsbilder. Botschaften der Vorzeit*; Jena

- Felmayer, Johanna (1996): „Zahl um Zahl. Mysteriöse Historienspiele gestern und heute, mit Beispielen aus der Innsbrucker Lokalgeschichte“; in *Gegenwart* Nr. 30, S. 1; Wien
- Fodor, Istvan (1991): „Konferenz über die ungarische Landnahmezeit in Szeged“; in *Ural-altaiische Jahrbücher*. Neue Folge, 165ff; Göttingen
- Friebe, Rainer F. H. (1999): „...gesichert von Türmen, geschützt vom Schwert...“ *Varusschlacht bei Halberstadt. Die Lösung aller großen Rätsel aus der Römerzeit in Germanien*; Halberstadt
- Geise, Gernot L. (1997): *Wer waren die Römer wirklich?*; Hohenpeißenberg
- Giertych, Jędrzej (1997): *Tysiąc lat historii polskiego narodu*, tom 1; Poznań
- Goehrke, Karsten (1992): *Frühzeit des Ostslaventums*. Unter Mitwirkung von Ursel Kälin; Darmstadt
- Graßhoff, Helmut u.a. (Hg, 1982): *0 Bojan, du Nachtigall der alten Zeit. Sieben Jahrhunderte altrussischer Literatur*; Berlin
- Grimm, Jacob und Wilhelm (seit 1854): *Deutsches Wörterbuch*; Leipzig
- , - (o.J.): *Die Kinder- und Hausmärchen*;
- Grinaveckis, Vladas (1995): „Zur Sprache der Vögel, Haus- und Wildtiere (auf Grund der niederlitauischen Mundarten)“; in *Indogermanische Forschungen*, 229ff; Berlin
- Guignes, Joseph de (1770/71): *Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken, der Mogols und anderer occidentalischer Tartaren, vor und nach Christi Geburt bis aufjetzige Zeiten*; Greifswald
- (1790): *Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte des Abul-hassan-aly mit dem Beinamen Masudi*; Hildburghausen
- Hederich, Benjamin (1996): *Gründliches mythologisches Lexikon*; Reprographischer Nachdruck; Darmstadt (1770 Leipzig · Gleditsch)
- Heinichen, F.A. (1965): *Lateinisch-deutsches Taschenwörterbuch zu den klassischen und ausgewählten spät- und mittellateinischen Autoren*; Leipzig
- Hensel, Witold (1992): „*Dawne siedziby Słowian* (I w.n.e.- VI w.n.e.)“; in *Slavia antiqua*, 7ff; Poznań
- (1992a): „Rezension zu: Labuda Gerard (1988): *Rzekome drugie imię Mieszka I w kronice Anonima Galla*“; in *Slavia antiqua*, 266ff; Poznań
- Hielscher, Karl-Günther u.a. (1995): *Real- und Sachwörterbuch zum Altrussischen*; Wiesbaden
- Igorlied*, Das (1985): Eine Heldendichtung. Deutsch von R.M. Rilke; Leipzig
- Illig, Heribert (2000): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- (1995): „Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende“; in *ZS VII* (3) 269; Gräffelfing
- Jeza, Franc (2000): *Der skandinavische Ursprung der Slowenen*; Ardagger
- Kaestner, Walter (1990): 2 Rezensionen in *Indogermanische Forschungen*, Berlin, zu:
 Rzetelska-Feleszko, Ewa (1987): *Die Zuflüsse zur Ostsee von der Weichselmündung bis zur Persante*; Wiesbaden

- Duma, Jerzy (1988): *Zuflüsse zur unteren Oder und zur Ostsee bis zur Persante*; Stuttgart
- Kaminski, Heinz (1997): *Von Stonehenge nach Atlantis. Sternenstraßen der Vorzeit*; Augsburg
- Kircher, Athanasius (1679): *Turris Babel sive Archontologia*; Amsterdam
- Kluge, Friedrich (²³1999): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*; Berlin · New York
- Kochanowski, Jan (1980): *Ausgewählte Dichtungen*; Leipzig
- Korrmann, Heinrich (1978): *Mons Veneris. Fraw Veneris Berg* (Fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe 1614; Franckfurt am Mayn); Leipzig
- Lexikon der Antike* (1986); Leipzig
- Lexikon des Mittelalters* (1981ff); München · Zürich
- Lexikon der Mythologie* (1999); Darmstadt
- Łowmiański, Henryk (1986): *Religia Słowian i jej upadek* (w. VI - XII); Warszawa
- (1963): *Początki państwa polskiego*; Warszawa
- Lüling, Günter (1995): „Europäische Investitur und archaisches semitisches Maskenwesen“; in *ZS VII* (4) 432, Gräfelfing
- (2000): „Das Problem ‚Hebräer‘“; in *ZS XII* (2) 180, Gräfelfing
- Mańczak, Witold (1999): *Wieża Babel*; Wrocław
- (1996): *Problemy językoznawstwo ogólne*; Wrocław
- Menges, Karl H. (1992): „Archaischer Wortschatz im Slavischen“; in *Uralaltaische Jahrbücher. Neue Folge*, 242ff; Göttingen
- Moszynski, Kazimierz (1925): *Badania nad pochodzeniem i kulturą pierwotną Słowian*; Kraków
- Parczewski, Michal (1993): *Die Anfänge der frühslawischen Kultur in Polen*; Wien
- Schelesnik, Herbert (1973): *Der Name der Slaven. Herkunft, Bildungsweise und Bedeutung*; Innsbruck
- Schmid, Wolfgang P. (1990): Rezension zu: Kilian Lothar (1988): *Zum Ursprung der Germanen*. Bonn; in *Indogermanische Forschungen*, 319ff; Berlin
- (1997): Rezension zu: Poljakov, Oleg (1995): „Das Problem der baltisch-slavischen Sprachgemeinschaft“. Frankfurt/M.; in *Indogermanische Forschungen*, 333; Berlin
- Schnell, Uwe (1965): *Die homiletische Theorie Philipp Melancthons*; Berlin · Hamburg
- Schröcke, Helmut (1999): *Germanen-Slawen. Vor- und Frühgeschichte des ostgermanischen Raumes*; Wiesbaden
- Skorupka, Stanisław u.a. (1969): *Mały słownik języka polskiego*; Warszawa
- Stefanescu-Drăganesti, Virgiliu (1987): „Sprachliche Beweise über den Fortbestand des rumänischen Volkes im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung“; in *Das gefährliche Spiel der Geschichtsfälschung*; Bucuresti
- Stökl, Günther (1976): *Geschichte der Slavenmission*; Göttingen

- Topper, Uwe (1998): *Die »große Aktion«. Europas erfundene Geschichte*; Tübingen
- (1995): „Entstehung des Slawentums. Zeitraffung bei der Slawengnese“; in *ZS VII (4)* 461; Gräfelting
- Udolph, Jürgen (1990): *Die Stellung der Gewässernamen Polens innerhalb der alteuropäischen Hydronomie*; Heidelberg
- Wadler, Arnold (1997): *Der Turm von Babel. Urgemeinschaft der Sprachen*; Basel (¹1935 Wiesbaden)
- Wittmann, Jochen (1998): *Der Streit um die Herkunft der Slawen. Enthüllung einer Legende*; Tübingen
- (1990): *Die Daglinger, Piasten und die germanische Kontinuität*; Ardagger
- Wolf, Gerhard (1973): *Beschreibung eines Zimmers*; Berlin
- Zedler, Johann Heinrich (1997): *Großes vollständiges Universal-Lexikon*; Graz (Reprint der Ausgabe von 1743ff, Leipzig · Halle)
- Zejtlin, R.M. u.a. (1999): *Staroslavjanski Slovar*; Moskwa

Zur islamischen Phantomzeit

(Islamica I)

von Klaus Weissgerber

1. Vorbemerkung

Gegen Illigs Phantomzeitthese (die Zeit von etwa 614 bis 911 ist erfunden), wird oft eingewandt, dass gerade in dieser Zeit das Auftreten des Propheten Muhammad und die großen arabischen Eroberungen bis Indien und Spanien fallen, also im Nahen Osten von einer Phantomzeit keine Rede sein könne. Dabei wird verschwiegen, dass die Anfänge des Islams noch weitgehend im Dunkeln liegen, weil es keine zeitgenössischen Schriftquellen gibt.

Illig hatte sich schon 1992 grundsätzlich mit dieser Problematik beschäftigt und die These aufgestellt, dass Muhammad weitaus früher, als allgemein angenommen, gelebt hat. Er stützte sich hierbei auf die Forschungen von Lüling, der glaubhaft machte, dass der ursprüngliche Islam von der abtrünnigen christlichen Sekte der Ebioniten abzuleiten ist. Der Islam habe anfänglich nur lokalen Charakter gehabt; erst mit den persisch-byzantinischen Kriegen Anfang des 7. Jhs. sei er welthistorisch in Erscheinung getreten. Illig hält es für wahrscheinlich, dass die persische Eroberung Jerusalems 614 mit der arabischen von 638 identisch war. Die byzantinische Rückeroberung von 629 hält er für ein Märchen. Die Daten zwischen 614 bis 911 hält er für erfunden.. Er verwies hierbei auch auf die Erkenntnis Lülings, dass die Jetztfassung des Korans aus dem 10. Jh. stammen muss [Lüling 303ff; Illig 1992a, 28ff, 39ff; Illig 1999, 139ff].

Zeller hatte in einem 1993 veröffentlichten Beitrag die Architektur und die Münzen aus der Zeit der frühislamischen Dynastie der Umayyaden/Omajjaden (konv. 661 - 750) analysiert und war dabei zu dem Schluss gekommen, dass die Herrscher dieser Dynastie 78 Jahre früher regiert haben müssen [Zeller 1993a, 83]. Dementsprechend muss auch Muhammad früher gelebt und gewirkt haben. In einem anderen Beitrag datierte er die Hidschra mittels der Rechnung 622 minus 78 auf das Jahr 544 [Zeller 1993b, 87, 109]. Nach seiner Auffassung währte die Phantomzeit im Nahen Osten vom endgültigen Untergang der Sassaniden = 651 bis zur Eroberung Bagdads durch die Bujiden = 945 [Zeller 1993b, 87].

Bei der Erarbeitung meiner Georgien- und Osteuropa-Beiträge habe ich mich auch intensiv mit frühislamischen Schriftquellen und arabischen Münzen beschäftigt, wobei ich zu einigen neuen Erkenntnissen vor allem zur frühislamischen Zeitrechnung gekommen bin, die die Erkenntnisse von Illig und Zeller in neuem Licht erscheinen lassen. Bei der Darstellung konzentriere ich mich wegen der gebotenen Kürze auf den vorderasiatischen Raum [zu Spanien und Nordafrika vgl. Topper 1994b; Illig 1995; 1999, 103-111].

Konventionelle Chronologie

- 226 - 651 Sassanidenreich (Persien)
- 591 - 628 Husrav (Chosrau) II. (Persischer Großkönig)
- 610 - 641 Herakleios ((Byzantinischer Kaiser)
- 613 - 614 Perser erobern Syrien (mit Jerusalem)
- 622 Hidschra
- 628 Ermordung Husravs II.
- 632 Tod Muhammads
- 632 - 660 Die „rechtsgeleiteten“ Kalifen: Abu Bakr, Umar, Uthman, Ali
- 637 Araber schlagen Sassaniden bei Ktesiphon
- 637 - 640 Araber besetzen Syrien (mit Palästina)
- 660 - 750 Kalifendynastie der Umayyaden
- 660 - 680 Kalif Mu'awiya
- 660 - 705 Kalif Abd al-Malik
- 750 - 1258 Kalifendynastie der Abbasiden

2. Zum archäologischen Befund

Die mir vorliegenden wissenschaftlichen Beiträge zu dieser Problematik lassen nur den Schluss zu, dass es keine Baudenkmäler gibt, die eindeutig in die Zeit zwischen 600 und 900 datiert werden können. Nach den grundlegenden Analysen Zellers, deren Ergebnisse ich voll zustimme, kann ich mich hier kurz fassen.

Das älteste islamische Heiligtum, die Kaaba in Mekka, entstand unbestritten lange vor Muhammads Geburt.

Über die in Syrien (mit Palästina) regierenden Kalifen aus der Dynastie der Umayyaden schrieb Zeller [1993a, 69f]:

„Die ersten Kalifen haben keine Bauwerke in Damaskus hinterlassen. Sie scheinen in einem byzantinischen Palast residiert zu haben,

der nach dem archäologischem Befund aus dem 6. Jh. stammt. Archäologisch nachweisbar sind die Omaidjaden in ihrem Stammgebiet erst seit der Zeit des Kalifen Abd al-Malik (reg. 685-705).“

Zeller selbst datierte die Regierungszeit Abd al-Maliks auf 607 bis 627.

Unter Abd al-Malik soll 691/92 den Felsendom auf dem Tempelberg in Jerusalem fertiggestellt worden sein. Seine Nachfolger ließen weitere Moscheen errichten, insbesondere (konv.) 706/715 die Große Moschee von Damaskus, weiterhin einige Wüstenschlösser.

Alle diese Bauten tragen eindeutig byzantinischen Charakter; es wurden Bauwerke des 5. und 6. Jhs. kopiert bzw. in ihrem Sinn umgestaltet [ebd, 80].

Die Malereien in den Wüstenschlössern sind spätantik und sassanidisch geprägt. Von der Bilderfeindschaft des Islams ist nichts zu spüren. Es gibt sowohl Abbildungen von Herrschern wie auch von Frauen, die teilentblößt sich Badefreuden hingaben [ebd,74ff].

Nach den Analysen Zellers tragen die umayyadischen Bauten in Syrien und Palästina eindeutig byzantinisch-sassanidischen Charakter. Dementsprechend betrachtet er die frühen umayyadischen Kalifen als byzantinische, später sassanidische Statthalter. Erst Abd al-Malik habe sich selbständig gemacht [Zeller 1993a,74ff].

Nach konventioneller Geschichtsschreibung wurden 750 die Umayyaden von den aufständischen Abbasiden vertrieben und vernichtet. Die abbasidischen Kalifen regierten bis 1258, allerdings bereits ab 945 nur noch als machtlose Repräsentanten unter neuen Herrschern, den Emiren der Buyiden. Auffallend ist, dass die frühabbasidischen Kalifen in ihrem Kernland Mesopotamien/Irak bis ins frühe 10. Jh. keine eindeutigen Überreste hinterlassen haben.

Dies gilt insbesondere für Bagdad, die Hauptstadt eines Weltreiches, das sich von Marokko bis Indien erstreckt haben soll, eine Stadt, in der 1,5 Millionen Menschen gelebt haben sollen Die Stadt soll 762 durch Kalif al-Mansur gegründet worden sein. Über ihre „Frühzeit“ werden wir allerdings nur aus Berichten des 10. und 11. Jhs. informiert, die an die Märchen aus 1001 Nacht erinnern. Karin Rührdanz [110], Spezialistin für Bagdad-Geschichte, schrieb:

„Trotz der enthusiastischen Äußerungen der arabischen Geographen und Historiker über die Kalifenpaläste und Moscheen können wir uns heute nur schwer ein Bild von den berühmtesten Bauten Bagdads machen. Es fehlen die wichtigsten Zeugnisse – von den in den Quel-

len genannten Anlagen ist so gut wie keine erhalten geblieben. Lediglich aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert blieben einzelne Bauten – meist aber nur Überreste davon – bis in die Gegenwart bewahrt.“

So wird in der Literatur als archäologisches Zeugnis der frühabbasidischen Zeit nur die Ruinenstätte von Samarra, etwa 50 km nördlich von Bagdad gelegen, erwähnt. Nach späterer Überlieferung soll Kalif Mu'tasim 836 wegen Unruhen Bagdad verlassen und diese neue Residenzstadt begründet haben. Diese sei aber bereits 883 aufgegeben worden, als Kalif Al-Mu'tawid nach Bagdad zurückkehrte. Obwohl die alte Hauptstadt weiter bestanden hat, soll die neue Hauptstadt 1 Million Einwohner gehabt haben!

Die Ruinenanlage macht tatsächlich einen gewaltigen Eindruck. Sie zieht sich fast 33 km längs des Tigris hin und ist durch große Paläste und Moscheen gekennzeichnet. Die Ruine der von Kalif al-Mutawakkil errichteten Großen Moschee ist 240 m lang und 156 m breit und soll 100.000 Betern Platz gegeben haben. Es handelte sich zweifellos um eine islamische Stadt, die sich aber grundlegend von „typischen“ islamischen Städten unterscheidet [Cahen 160]. Die Architektur war sassanidisch geprägt:

„Die Mauern der ausgedehnten, auf mittelasiatischem Erbe aufbauenden Paläste waren durch Stockfrieze verziert, die in sassanidischen Werken ihre Vorbilder hatten.“ [Brentjes 1970, 358]

Es wurden großflächige Wandmalereien entdeckt: „Von der Bilderfeindlichkeit des Islam ist nichts festzustellen“ [Zeller 1993b, 99]. Brentjes [1970, 358f] bemerkte zu diesen Malereien:

„In ihnen werden mittelasiatische Traditionen spürbar. Daneben sind sassanidische Malweisen und hellenistische Motive unverkennbar. Noch weiter nach Osten, nach China, weisen Einflüsse in der Keramik. Verzierungen in Kobaltblau und Grün auf Zinnglasuren haben im China der Tang ihre Vorbilder, die auch Lüsterfliesen prägen.“

Die Herrscher der Tang-Dynastie herrschten konventionell von 618 bis 907. Im Gegensatz zu Topper [1998a] sehe ich keinen Grund, deren Existenz zu leugnen, für die schon die zahlreichen Funde zeugen. Bei meinen China-Studien bin ich aber zu dem Ergebnis gekommen, dass seit der Tang-Zeit (vorher nicht) eine zuverlässige fortlaufende chinesische Geschichtsschreibung besteht. Geht man von Illigs Phantomzeit-Theorie aus, muss logischerweise die Tangzeit auf 321 bis 610 angesetzt werden. Alles

spricht dafür, dass die Stadt Samarra ins frühe 7. Jh. gehört ! Zeller [1993b, 99f] wies aber auch darauf hin, dass die Samarra-Kunst entwickelter als die spät-umayyadische Kunst sei.

Ich neige der These zu, dass Samarra die erste Hauptstadt der abbasidischen Kalifen gewesen ist, die später zu Gunsten der neuen Hauptstadt Bagdad aufgegeben wurde. Die Fundlosigkeit des frühen Bagdad kann leicht damit erklärt werden, dass diese Stadt erst nach der Aufgabe von Samarra entstanden ist !

Neben Samarra wird in der Literatur nur ein frühislamisches Bauwerk genannt, das 250 km südwestlich von Bagdad gelegene Jagdschloss Ocheidr (Uchaidir). Seine Entdecker hielten es für ein sassanidisches Bauwerk. Nur weil Creswell glaubte, dass das Schloss 775/6 von einem Isa ibn Musa, Neffe der Kalifen ass-Saffah und al-Mansur errichtet wurde, gilt es als frühabbasidisch, wird aber der Zeit vor Samarra zugeordnet [Brentjes 1970, 359; Zeller 1993b, 96]. Ein Kommentar erübrigt sich..

Ergänzend möchte ich noch die im Literaturverzeichnis genannten Beiträge Heinsohns erwähnen, in denen u.a. auf die Jahrhunderte langen archäologischen „Leerzeiten“ in Byblos/Libanon und in Palästina hingewiesen wird.

Wie ich schon in meinem Georgien-Beitrag begründet habe, gab es natürlich auch im Orient eine Phantomzeit von 297 Jahren, die aber nicht unbedingt an den „Grenzzahren“ 614 und 911 auszumachen ist. Im Geschichtsablauf vollzog sich nämlich kein Bruch, die Geschichte wurde erst nachträglich verfälscht und die tatsächliche Leerzeit nicht nur mit Erfindungen, sondern auch mit tatsächlichen Ereignissen entweder des 7. oder des 10. Jhs. gefüllt. Da deshalb absolute Datierungen sehr schwierig oder kaum mehr möglich sind, ist es m. E. sinnlos darüber zu streiten, ob Bauten ‚noch‘ dem 7. Jh. oder ‚schon‘ dem 10. Jh. zuzuordnen sind Wie in meinem Georgien-Beitrag gehe ich von der Identität des 7. mit dem 10. Jh. aus.

3. Byzantinisch-islamische Synchronismen ?

Die von Illig erkannte Geschichtserfindung war keineswegs das Ergebnis eines „weltweiten Komplottes“, wie von Gegnern mitunter behauptet wird. Sie beschränkte sich zunächst, unter Federführung des Kaisers Konstantinos VII. Porphyrogenetos, auf Byzanz und wurde später nach und nach von anderen Ländern, auf der einen Seite in Westeuropa, auf

der anderen Seite in Armenien, in den islamischen Ländern und schließlich in Georgien übernommen, was eine Wechselwirkung nicht ausschließt. Schon Ranke erkannte in seiner „Weltgeschichte“ (Bd. 5) die Abhängigkeit der islamischen Autoren „von christlichen Werken für die Zeit vom 7. – 9. Jh.“ [Aug. Müller 1885, S. VI]. Insofern sind grundsätzlich die byzantinischen Quellen wenig geeignet, die Chronologie der islamischen Frühzeit zu erhellen. Glücklicherweise hinterlässt jedoch jeder Fälscher Spuren, so dass ich beim gründlichen Studium byzantinischer und islamischer Schriftquellen doch einige „Unstimmigkeiten“ entdeckt habe, die mit dazu beitragen, die wirkliche Chronologie zu rekonstruieren..

Vorab möchte ich betonen, dass ich die byzantinische Geschichtsschreibung bis etwa 582 für zuverlässig halte. Sie wird durch die Geschichtswerke des Prokopios und Agathias abgedeckt. Die Folgezeit wurde durch Werke der Konstantinos-Schule des 10. Jhs. (Theophanes Confessor, Theophanes Continuatus, Kaiser Konstantin VII. selbst) gefüllt. Erhalten blieben aus der Vor-Phantomzeit nur Fragmente des Menandros sowie des Werkes des Theophylaktos Sinokattes, der Osterchronik (Chronikon paschale) und der Gesänge des Georgios Pisides, die deutliche Spuren einer Überarbeitung zeigen. Ich betrachte es nicht als Zufall, dass das Werk des Menandros nur in (ungefährlichen) Fragmenten erhalten blieb was ich in meinem Bulgarien-Beitrag belegen werde.

In der „*Chronographia*“ des m. E. fiktiven Geschichtsschreibers Theophanes Confessor wurde erstmals (noch in der Fassung vom Alexandria) die neue Chronologie ab Schöpfung der Welt angewandt. Hierbei wurden (m.W. erstmals) „Mouameth“ und die ihm folgenden Kalifen bis Mauias (Muawiya) in der uns vertrauten Weise datiert, z.B. die Hidschra („Exodus der Sarazenen“) auf 6130 (= 622) und der Tod des Propheten auf 6139 (= 632). Nach meiner Überzeugung wurden tatsächliche Ereignisse falsch datiert [vgl. Theoph. Conf. 333ff; Konst.VII. Kap 16-22].

Auch die überlieferten Regierungsdaten der Kaiser Maurikios (582-602), Phokas (602-610) und Herakleios (610-641) beruhen ausschließlich auf Theophanes, so auch die Datierung der Eroberung Jerusalems (614) durch die Perser. Alle diese Daten möchte ich von vornherein bezweifeln. Überraschenderweise stehen sie auch im Widerspruch zum Geschichtswerk des islamischen Geschichtsschreibers at-Tabari. Dieser soll nach dem Jahr 310 (konv. 923) gestorben sein. Ihm wird das Geschichtswerk „*Annalen der Gottesgelehrten und Könige*“ (Tarich ar-rusul wa'l-muluk) zugeschrieben. Es besteht aus 13 Bänden (Inhaltsübersicht von mir):

- 1 Einführung; vorislam. Geschichte der Völker im Nahen Osten
- 2 Geschichte des Sassanidenreiches
- 3 - 6 Geschichte Muhammads und der ersten vier Kalifen
- 7 - 9 Geschichte der Umayyaden
- 10 - 13 Geschichte der Abbasiden (bis 923).

In meinem Georgien-Beitrag schrieb ich:

„At –Tabari dürfte im Orient dieselbe Rolle wie Konstantin VII. in Byzanz gespielt haben. Eine Analyse seines auch in europäischen Sprachen vorliegenden Werkes unter dem Aspekt der zu berücksichtigenden ‚Phantomzeit‘ steht noch aus. Sie könnte helfen, die tatsächliche Geschichte Vorderasiens im 7. = 10. Jh. zu rekonstruieren“ [Weissgerber 2000a, 266].

Diese Auffassung halte ich aufrecht. Ich richte sie aber nicht mehr gegen at-Tabari selbst, sondern gegen die „Tabari-Schule“, die sein Werk vereinnahmt hat. Namhafte Iranisten wie Nöldeke, Horn und Klima bezeichnen seinen Sassaniden-Band als die zuverlässigste Schriftquelle der sassanidischen Geschichte, seine Angaben entsprechen ganz dem archäologischen und numismatischen Befund. Ich habe keine andere Meinung.

Auch die Angaben at-Tabaris in diesem Band über Muhammad und seine ersten Nachfolger erscheinen zuverlässig. Allerdings ergeben sich die chronologischen Bezüge nur aus Einschüben, die als gesonderte Quellen sogar mit Namen (mit Vorliebe erscheint ein dubioser Hisham bin Muhammad) genannt und mit denen wahrscheinlich Angaben at-Tabaris, die dem neuen Geschichtsbild nicht mehr entsprachen, ersetzt wurden.

Obwohl at-Tabari in Band 2 eingehend auf Muhammad und seine unmittelbaren Nachfolger eingegangen ist, folgen ab Bd. 3 Darstellungen, die nicht mehr mit den klaren Aussagen des Sassanidenbuches in Einklang zu bringen sind.. Ich muss diese Bände als spätere Fälschungen betrachten.

At-Tabari schilderte (m. E. als Zeitzeuge: frühes 7. Jh. = frühes 10. Jh.) in Bd. 2 die Ermordung des Maurikios und die Machtübernahme des Phokas. Nach seiner Darstellung ließ aber Husrav II. nicht 15 Jahre verstreichen, ehe er sich zum Angriff auf Byzanz entschloss:

„Als aber Chosrau 14 Jahre regiert hatte, setzten die Römer Maurikios ab [...], zum Kaiser setzten sie einen Mann ein Namens [sic !] Phocas“ [at-Tabari 1879, 290].

Husrav II. Parvez stellte sich daraufhin auf die Seite des Sohnes von Maurikios und begann sofort den Krieg gegen Phokas:

„Dann sandte er mit ihm drei seiner Befehlshaber mit großen Heeren aus. Der eine hieß Rominzan; den sandte er nach Syrien; er unterwarf das Land gewaltsam, kam bis nach Palästina und gelangte nach Jerusalem“ [ebd, 290f].

At-Tabari schilderte anschließend ausführlich, wie das versteckte „Kreuz Christi“ gefunden und dem Großkönig zugesandt wurde. Der zweite Feldherr zog gegen Konstantinopel, der dritte eroberte Ägypten. Als gegnerischer Kaiser wurde in diesem Zusammenhang stets Phokas, nicht Herakleios genannt: Hieraus kann nur geschlossen werden, dass die persische Eroberung Jerusalems nicht 614, sondern weitaus früher stattgefunden haben muss!

Nach georgischen Quellen, die von Theophanes unabhängig sind [vgl. Weissgerber 2000a, 259ff], wurde Phokas bald durch Herakleios, „einen Verwandten des Kaisers Maurikios“ gestürzt. Dieser neue Kaiser führte zunächst Kriege in Georgien, ehe es zur Schlacht gegen Husrav II. selbst kam. Laut Theophanes sollen diese Kämpfe 622 bis 627 stattgefunden haben. In meinem Georgien-Beitrag hatte ich diese Ereignisse als real eingeschätzt, jedoch auch darauf hingewiesen, dass die georgischen Quellen für eine frühere Datierung sprechen. Die islamischen Quellen wissen nichts von einer Rückeroberung Jerusalems durch Herakleios (angeblich 629).

Mitunter wird auf Vers 1 der 30. Sure des Koran auf eine Prophezeiung Muhammads hingewiesen:

„Besiegt sind die Römer im nahen Land, aber sie werden nach ihrer Besiegunge auch einen Sieg davontragen.“ [Koran 1886, 310]

Diese Sure wurde noch in mekkanischer Zeit, also vor der Hidschra niedergeschrieben. Von Jerusalem ist keine Rede; auch nicht von einem Gesamtsieg über die Perser, sondern nur von einem einzigen Sieg, wobei nicht einmal gesagt wurde, gegen wen die Römer (= Byzantiner) diesen erzielten. Moderne Islamisten beziehen diese Prophezeiung auf einen Gelegenheitssieg, der ihnen 630 bei Muta gegen die eindringenden Muslime gelang [Koran 1968, 366, Anm. 2].

Auch at-Tabari [„Wette des Abu Bakr“; 1879, 297ff] erwähnte diese Prophezeiung, ohne hierbei Bezug auf Jerusalem zu nehmen. Im Sassanidenbuch ist nirgends die Rede von einer byzantinischen Rückeroberung der Stadt. Dafür wird dargelegt, wie nach der Ermordung Husravs II. dessen Tochter Boran bei Verhandlungen mit Herakleios diesem das „Holz des Lebens“ freiwillig zurückgegeben hatte (nicht aber die Stadt), um zu einem Frieden mit Byzanz zu kommen [ebd. 391f; vgl. Klima 200]. Auch bei Theophanes

[325ff; vgl. Thieß 502f] ist nur davon die Rede, dass der Kaiser „als Pilger“ das „Holz des Lebens“ wieder nach Jerusalem gebracht hatte !

Aufschlussreich ist auch das bekannteste Werk des „Erzfälschers“ Konstantinos VII. mit dem nachträglichen Titel „*De administrando imperio*“. Es handelt sich hierbei um keine Propagandaschrift, sondern um eine Geheimschrift des Kaisers, die zur Belehrung seines Sohnes Romanos bestimmt war und alles enthielt, was der Kaiser über die Völker wusste, die außerhalb des Reiches lebten. Der geheime Charakter geht schon daraus hervor, dass es nur eine Handschrift gibt, die aus dem Byzantinischen Reich stammt, den Codex Parisium gr. 2009, die im 11. Jh. entstanden ist. [Konst. VII. 16ff]. Keine byzantinische Schriftquelle nahm von diesem Werk Notiz: Das verwundert nicht; immerhin enthält das Werk soviel Details über die Außenpolitik des Kaisers mit entsprechenden konkreten Ratschlägen, dass eine Veröffentlichung einem Staatsverrat gleichgekommen wäre..

In dem Werk ist von der großen Fälschungsaktion der Konstantinos-Schule kaum etwas zu spüren. Die Informationen über andere Völker stammen zumeist aus dem 5., 6. und 10. Jh., aus der „Phantomzeit“ gibt es kaum Informationen. Bei diesen handelt es sich offenbar um spätere Interpolationen. Die Kap. 14 bis 22 sind Exzerpte aus der „*Chronographia*“ des Theophanes Confessor, die auch als solche gekennzeichnet sind. Auch diese reichen zeitlich nur bis zum ersten Umayyadenkalifen Muawiya,, Vor allem fällt auf, dass die späteren Kalifen aus den Dynastien der Umayyaden und Abbasiden, selbst der „große“ Harun ar-Raschid nicht einmal erwähnt werden. Allerdings schilderte der Kaiser an anderer Stelle, im Kap. 23, die Geschichte der Sarazenen aus seiner Sicht. Dieser Text liest sich so, als ob Illig ihn geschrieben hätte ! Nachdem Konstantin VII. die Geschichte der Ostgoten und Vandalen im 6. Jh. behandelt hatte, erscheinen die Sarazenen auf der historischen Bühne. Sie bildeten drei Reiche:

- ein Reich in Vorderasien mit der Hauptstadt Bagdad, beherrscht „von der Familie von Muameth“;
- ein Reich in Afrika, beherrscht „von der Familie von Alim (=Ali) und Fatime, der Tochter von Muameth“;
- ein Reich in Spanien, beherrscht „von der Familie des Mauias“.

Unschwer sind die Reiche der Abbasiden (die ihre Abkunft von einem Vorfahren Mohammeds ableiten), der Fatimiden und der (spanischen)

Umayyaden zu erkennen. Aus Sicht des Kaisers gab es somit keine Vorgeschichte vor den islamischen Staaten, die wir aus dem 10. Jh. kennen, vor allem weiß er nichts von einem „Arabischen Großreich“. Nach seiner Darstellung bestand das (frühe) „Reich von Bagdad“ schon aus 13 Emiraten, die er im einzelnen aufzählte.

Um Kritikern zuvorzukommen: Diese Ausführungen widerlegen nicht meine Samarra-These. Die drei (nach m. E. aufeinander folgenden) Städte Ktesiphon, Samarra und Bagdad lagen so nahe beieinander, dass es im 10. Jh. wohl üblich war, sie alle als Bagdad zu bezeichnen. In den georgischen Chroniken wurde Bagdad sowohl als Sitz der persischen Großkönige wie auch als Sitz von Abd al-Malik, des (umayyadischen) „Herrn der Gläubigen“ bezeichnet.

4. Frühislamische Schriftquellen

Da mitunter behauptet wird, dass die frühislamische Zeit durch Geschichtswerke gut belegt sei, möchte ich in gebotener Kürze hier grundlegend auf die wenigen Schriftquellen eingehen, die konventionell dieser Zeit zugeordnet werden.

Der *Koran*, die Sammlung der Überlieferungen des Propheten selbst, bildet natürlich den Ausgangspunkt und die Grundlage der islamischen Geschichtsschreibung. In ihm sind allerdings keine absoluten Daten enthalten, mitunter wurde aber auch auf außerarabische Ereignisse eingegangen, was ich am Beispiel der 30. Sure aufgezeigt habe. Hieraus kann aber nur geschlossen werden, dass die großen persischen Eroberungen vor der Hidschra erfolgten. Ich betrachte den Koran als Werk des frühen 7. = 10. Jhs.

Al-Waqidi (Abu Muhammad ben Umar al-W.; angebl. † 207 H./ 823) schrieb, vorgeblich unter Harun ar-Raschid, das „*Buch der Kämpfe*“ (Kitab al-Maghazi). Gemeint sind die Kämpfe Muhammads, die zu dessen Oberherrschaft über die Arabische Halbinsel und zur Einigung der arabischen Stämme unter dem Islam führten. Trotz seiner pro-schiitischen Einstellung (Parteinahme für Ali, den Schwiegersohn des Propheten) wird ihm Objektivität bescheinigt [Ronart 1056f]. Lüling [411, Anm. 1] betonte auf Grundlage der Forschungen von Schwally:

„Ebenso ist die Prophetenbiographie unseres Gewährsmanns al-Waqidi nur in einer wesentlich überarbeiteten und erheblich gekürz-

ten Fassung eines gewissen Ibn Haigawath des 4. Jahrhunderts der Hira [= 10. Jh. n. Chr.] auf uns gekommen.“

Al-Azraqi soll 858 eine „Chronik Mekkas“ verfasst haben. Über die Lebensgeschichte dieses Autors gibt es sehr widersprüchliche Angaben. Lüling [ebd] schrieb:

„Hier sei bemerkt, daß auch unsere wichtige Quelle, die Chronik Mekkas von al-Azraqi, in ihrer Originalfassung zwar im Jahre 858 n. Chr. vollendet wurde, daß sie aber im Jahre 960 nicht unwesentlich überarbeitet worden ist. [...] Die Originalfassung des Al-Azraqi ist uns also gar nicht bekannt.“

Brockelmann [105] ging hierauf konkret ein:

„Im 3. Jahrhundert unternahm Achmed al-Azraqi (gest. 219//831 [sic!; K.W.]) die Sammlung der historischen und legendarischen Nachrichten über Mekka. Sein Enkel Abu'l Walid Mohammed al-Azriqi [gest. nach 244 H./858] gab seinen Materialien die litterarische Form, die dann von den beiden al-Fasi, Abu Mohammed Ischaq (gest. 308/920) und seinem Neffen Mohammed (gest. nach 350/961) die uns vorliegende Gestalt erhielt. Diese Geschichten sind in der späteren Litteratur noch öfter bearbeitet und ergänzt worden.“ [deutsche Übersetzung in Chr. Mekk.]

Natürlich steht die Frage, wieso die ersten Biographien des Propheten erst 200 Jahre nach dessen Ableben verfasst wurden und deren Texte stets nur in Fassungen überliefert sind, die weitere 100 Jahre später entstanden sind. Wahrscheinlicher ist doch wohl, dass letztere die (natürlich später überarbeiteten) Originalfassungen sind, die bei Bejahung von Illigs grundsätzlicher These tatsächlich bald nach dem Tod Muhammads entstanden sein müssen!

In der „Biographie des Propheten Muhammad“ („Sirat Raul Allah“ oder „Sirat an-Nabi“), die Abdulmalik Ibn Hischam (angebl. gest. 218/834) verfasst haben soll, wird nicht einmal die Zielsetzung verheimlicht, die überlieferte Geschichte „umzuschreiben“. Der Autor betonte in seiner Vorrede, dass schon eine Muhammad-Biographie des Ibn Ishaq (angebl. 151/768, nach anderen 788 gestorben) vorliegen würde, die so unzuverlässig sei, dass sie von ihm durch eine bessere ersetzt werden musste:

„Ich werde manches weglassen, was Ibn Ishaq in diesem Buch erwähnt hat, wenn dabei vom Propheten keine Erwähnung geschieht,

nichts davon im Koran zu finden ist, und wenn es in keinem Zusammenhang zu diesem Buch steht, und weder als Erklärung noch als Beweis dienen kann, ferner auch die von ihm angeführten Verse, welche anderen, in der poetischen Literatur Bewanderten unbekannt sind, so wie endlich andere Dinge, welche häßlich zu erzählen sind, oder manchen wehe tun.“ [Lüling 389, Anm. 3]

Der ursprüngliche Text des Ibn Ishaq blieb somit nur in der Fassung von Ibn Hischam erhalten; lediglich at-Tabari hat einzelne, allerdings recht nichtssagende Passagen zitiert, die Ibn Hischam weggelassen hatte. Als „verschollen“ gilt der vierte und letzte Teil, der bis zur Zeit des Verfassers geführt hat. Dies überrascht kaum, denn er muss die Zeit der „Kalifen“, der unmittelbaren Nachfolger des Propheten beinhaltet haben! [Ibn Ishaq 1999, Vorwort 10f].

Lüling [389, Anm. 3] hatte in seinem grundlegenden Werk die Abkoppelung des Islam vom Judenchristentum analysiert. Seinen Kritikern erwiderte er:

„Für diese orthodoxe Ablehnung wissenschaftlicher Koranauslegung kann nur die Absicht der grundsätzlichen Abkoppelung des Islams vom Christentum als Erklärung dienen. Und diese Abkoppelung des Islams vom Christentum ging einher mit einer totalen Entstellung der Entstehungsgeschichte des Islams. Nicht von ungefähr wurde nicht nur die historisierende Koranexegese des Ibn Ishaq abgelehnt, sondern auch seine Prophetenbiographie [...]. Die Beschränkung auf das, was über den Propheten im Koran steht, ist symptomatisch.“

Grundsätzlich schrieb Lüling [411, Anm. 1]:

„Die gesamte altarabische Historiographie ist in der Zeit bis ca. 400 d.H./1000 n.Chr. unter geschichtsdogmatischen Grundprinzipien umfrisiert worden. Die europäische Islamwissenschaft hat sich mit diesem Problem nie grundsätzlich in der Weise auseinandergesetzt, daß sie generell die Frage gestellt und beantwortet hätte, welches zentrale Motiv hinter dieser in der altarabischen Literatur überall deutlich erkennbaren Umarbeitung der Quellen gestanden hat.“

Als Lüling 1981 diese Schlussfolgerungen veröffentlichte, hatte Illig seine Phantomzeit-Theorie noch nicht entwickelt. Letzterer stützte sich 1992 bewusst auch auf die Entdeckungen Lülings:

„Wir kennen den frühen Islam nur durch die Brille des 10. und noch späterer Jahrhunderte“ [Illig 1992a, 39].

Noch deutlicher wird das, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die konventionelle Geschichtswissenschaft überhaupt keine zeitgenössischen Schriftquellen aus dem 7. und 8. Jh. über die islamische Geschichte *nach* Muhammad nennen kann.

Als erster islamischer Schriftsteller für diese Zeit gilt *Ibn Sa'ad* (Abu Abdallah Muhammad ibn Sa'ad Basri; angebl. gest. 230/845; nach anderen 854). Er war ein Schüler von al-Waqidi [Dashti 203] und schrieb das „**Große Buch der Generationen**“ (Kitab al-Tabaqat al-Kabir). Es ist eine Sammlung von Biographien, gegliedert in drei Teile („Generationen“, auch mit „Klassen“ übersetzt): zunächst die Generation der „Prophetengefährten“, dann die der „Nachfolger“ und schließlich die der „Nachfolger der Nachfolger“. Das Werk soll sich durch „schematisierende Darstellung“ auszeichnen [Ronart 492]. Leider liegt meines Wissens keine Übersetzung in eine europäische Sprache vor.

Danach schrieb *al-Baladhuri/Beladhuri* (Ahmed ibn Yachya al-B.; gest. 279/894) über die Nachfolger des Propheten. Er hinterließ zwei Werke. In der „**Eroberung der Länder**“ (Futuh al-Buldan) beschrieb er die Eroberungen unter den ersten Kalifen bis Muawiya, wobei die Darstellungen geographisch geordnet sind. In seinem zweiten Werk „**Die Geschlechter der Edlen**“ stellte er die Genealogien der alten arabischen Stammesführer und der Gefährten des Propheten dar, behandelte aber auch die späten Umayyaden und die sozialrevolutionäre Bewegung der Charidschiten. Von letzterem Werk blieben allerdings auch nur zwei Teile („Bände“) erhalten. Beide Werke bedürfen noch einer kritischen Analyse.

Nach meiner Überzeugung begann die bewusste Fälschung der islamischen Geschichte (nach dem Tode Muhammads) mit den beiden Werken, die *al-Yaqubi* (Abul-Abbas ibn Wadich al-Y.; angebl. gest. 897 oder 905) zugeschrieben werden. Im „**Buch der Länder**“ (Kitab al-Baldun) beschrieb er die Landschaften und Städte Vorderasiens und Nordafrikas, in seiner „**Geschichte**“ (Tarich) ging er zunächst ausführlich auf die vorislamische Zeit ein (zuerst auf die Patriarchen des Alten Testaments und die Zeit Christi, dann auf die Assyrer, Babylonier, Griechen, Römer, Perser, Turkvölker und sogar Chinesen – schon letzteres spricht für eine spätere Abfassung), um schließlich im zweiten, etwas kürzeren Teil „bis in seine Tage zu gehen, ohne jedoch Quellen anzuführen“ [Ronart 558]. Das Werk reicht bis zum Jahr 259/872. Al-Yaqubi ist in Armenien aufgewachsen und bezeichnete sich als Enkel des islamischen Statthalters Wadich al-

Abbasi (konv. im Jahr 775), dessen Existenz sich allerdings nur aus seinem eigenen Werk [II. 372] ergibt. Soweit es um Armenien geht, ist al-Yaqubi stark abhängig von der „*Geschichte der Kalifen*“ des armenischen Geschichtsschreibers Gewond (Lewond Eretz/Leontius), die allein die (angebliche) Geschichte Armeniens von 640 bis 788 abdeckt. Dieses Werk ist wiederum stark abhängig von dem Werk des Theophanes Continuatus, eines Produktes der Konstantinos-Schule im 10. Jh. (Näheres in meinem Armenienbeitrag).

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass im Text des al-Yaqubi eingestanden wird,

„daß die nach größtmöglicher Vollständigkeit strebende Sammlung aller Koran-Bruchstücke und Koransammlungen auf die Vernichtung aller dieser Bruchstücke und Sammlungen verschiedener Ausfertigung gerichtet war.“ [Lüling 116]

Dem 9. Jh. wird noch das „*Buch der langen Geschichten*“ des *Abu Hanifa ad-Dinawari* (angebl. gest. 282/895) zugeordnet. Dies von Muslimen kaum erwähntes Werk gilt gewissermaßen als historisches Lesebuch, in dem nur einzelne Ereignisse ausführlich behandelt wurden. Das Werk beginnt mit Alexander dem Großen, dessen Leben einen Schwerpunkt der Darstellung bildet. Danach wird die Geschichte der Perser, insbesondere der Sassaniden behandelt.

„Aus der Geschichte der arabischen Eroberungen wird die Schlacht von Qadisiya dargestellt. Es folgt eine ausführliche Geschichte der Kämpfe Alis mit Mu'awiya und den Charidjiten. Aus der Zeit der Umajjaden werden nur der Tod Husains und die Aufstände der Azraqiten und des Muchtar ausführlich erzählt. Den Schluß bildet eine kurze Geschichte der Chalifen von Abdalmalik bis auf al-Mu'tasim, in der nur der Sturz der Umajjaden und die Umtriebe der Aliden, besonders in Chorasán, näher behandelt werden.“ [Brockelmann 121]

Ich wage die These, dass ad-Dinawari gar keine Episodengeschichte, sondern eine vollständige Geschichte der frühen islamischen Staaten geschrieben hat, in der die späteren zeitfüllenden Fälschungen noch nicht enthalten waren! Anscheinend ist es kein Zufall, dass dieses Werk nicht übersetzt vorliegt und von Muslimen durchweg verschwiegen wird.

Die folgenden Geschichtswerke gelten als Leistungen des 10. Jhs., so dass jedem Gegner der illigischen Phantomzeit-Theorie die Frage gestellt

werden muss, warum mehrere Jahrhunderte Geschichte nur mit so späten Schriftquellen belegt werden können !

Auf *at-Tabari* bin ich schon grundsätzlich eingegangen. Sein Sassaniden-Buch macht einen geordneten und zuverlässigen Eindruck. Beeindruckend ist die Schilderung der letzten Jahrzehnte des Sassanidenreiches. Er muss diese Zeit noch selbst erlebt haben, was durchaus Illigs Phantomzeit-These entspricht, und soll Anfang des 10. Jhs. gewirkt haben. Persisch war seine Muttersprache, er stammte aus dem persischen Tabaristan und reiste nach einer späteren Biographie mit den Mitteln seines vermögenden Vaters jahrzehntelang durch viele Länder Vorderasiens und Ägypten, beherrschte viele Sprachen (Arabisch, Koptisch, Griechisch und Armenisch) und sammelte überall sowohl schriftliche wie auch mündliche Berichte. Er schlug ihm angebotene Beamtenstellen aus und schrieb sein Werk (erhalten geblieben ist auch ein Koran-Kommentar) als stiller Gelehrter nieder [vgl. Hist. Lex 3f; Ronart 997f]. Solche Erfahrungen und Kenntnisse muss der Verfasser des Sassanidenbuches gehabt haben.

Schon durch Stil und Weltansicht unterscheiden sich die Folgebände grundsätzlich von Band 2. Diese machen einen chaotischen Eindruck und bestehen nur aus „Isnad“-Berichten („A hörte von B, dieser von C..“) und Wundergeschichten, die den christlichen Heiligenviten keineswegs nachstehen. Das Werk beruht jetzt auf der Hidschra-Zeitrechnung, die es in Band 2 noch nicht gab. Die Hidschra-Jahreszahlen bilden nunmehr das einzige Ordnungsprinzip, denen die Berichte, auch nach Meinung von Experten, recht willkürlich zugeordnet werden. Die Darstellung beschränkt sich auf das islamische Vorderasien, nicht einmal Ägypten wird behandelt. Als Hauptquelle gelten die Werke eines sonst nicht bekannten Saif ibn Umar. Diese Zitate werden selbst von konventionellen Islamisten abwertend beurteilt:

„Nachdem Tabari seine Werke durch die Aufnahme in seine Weltgeschichte gewissermaßen sanktioniert hatte, haben sie auf die ganze spätere Geschichtsschreibung verfälschend eingewirkt.“ [Brockelmann 108]

Ich möchte dieses Urteil auf alle von der späten *at-Tabari*-Schule geschaffenen Bände (3 – 13) ausdehnen, die fälschlich einem großen Historiker zugeschrieben wurden.

Eine Zentralfigur dieses „Werkes“ ist der legendäre Kalif Harun ar-Raschid (konv. 780-603). Die Autoren haben diese Gestalt offensichtlich

einer schon vorher bekannten Märchen-Sammlung entnommen, die heute jeder unter dem Titel „*Tausendundeine Nacht*“ (Alf-haila wa-laila) kennt. Diese Sammlung entstand in ihrer Urform unter dem Titel „*1000 Nächte*“ im 6. Jh. und hatte ursprünglich persisch-indischen Charakter. In der Folgezeit wurde sie mit arabischen Elementen angereichert, frühere Sagen wurden zu dem Märchengeschehen um Harun ar-Raschid verschmolzen. Zeitgenössische Quellenberichte über Harun ar-Raschid gibt es nicht [ausführlich: Angelika Müller 1992], ebenso keine Münzen mit seinem Namen [Aug. Müller 1885, 482; Martin 2000, 93f].

Auch das Werk des al-Mas'udi kann kaum als gesicherte Quellengrundlage für die fundlosen Jahrhunderte gelten. *Al-Mas'udi* (Abu al-Hassan Ali ibn al-Hussein al-M.; angebl. gestorben 345/958) war kein Historiker, sondern ein Geograph. Angeblich bereiste er neben Vorderasien und Iran auch Indien, Sri Lanka, Mittelasien, Transkaukasien und Nordafrika bis Sansibar, bevor er in Ägypten zwei umfangreiche Werke niedergeschrieben haben soll: „*Nachrichten über die Zeiten*“ (Achbar al-zamin) und „*Das mittlere Buch*“ (Kitab al-Ausat), von denen aber nur ein Auszug unter dem poetischen Titel „*Die Goldwäschen und Edelsteingruben*“ (Murudsch az-zachab wa-maadin al-dschachawir) erhalten geblieben ist. (Die Übersetzung „Die Goldwiesen“ – Les prairies d'or – ist unrichtig.) Es handelt sich anscheinend um eine recht späte Sammlung von Artikeln verschiedener Autoren zu mannigfaltigen Themen auf dem Gebiet der Geographie, Völkerkunde, Geschichte, Naturwissenschaften, Religion, Philosophie und Politik. Soweit es um die islamische Welt geht, werden Daten in der neuen Hidschra-Zeitrechnung angegeben. In den Berichten über die Perser, Chaldäer, Griechen, Ägypter, Türken, Inder und Chinesen werden zur Geschichte nur aufeinanderfolgende Dynastien und einzelne Herrschernamen genannt [Ronart 731f].

Schließlich ist noch das Werk des „Kopten Eutybios“ zu nennen. Über diesen ist nicht viel bekannt:

„Patriarch der orthodoxen Kirche zu Alexandria seit 933, eigentlich Said Ibn Batrik, geb. 876 zu Fostat in Ägypten, schrieb arabisch: Nothin el-Ganhara, d.i. Perlenschnur, eine chronikartige, viel Unglaubliches enthaltende Welt- und Kirchengeschichte von Erschaffung der Welt bis 940.“ [Meyers Lex. Bd. 8, 1875, 450]

Brockelmann [111] verwies darauf, dass Eutychos „zugleich die Abbasiden, Fatimiden, Byzanz und die vorderasiatischen Patriarchen berücksichtigt“ (Die Umayyaden werden nicht genannt). Allerdings ist auch dieses Werk nicht greifbar. Es soll letztmalig 1656/59 in „Oxonia“ (Oxford) unter dem Titel „*Annales*“ in lateinischer Übersetzung veröffentlicht worden sein [so Sowj. Enz. Band 5, 1964, 453]. Ich werde hellhörig, wenn einem „großen Historiker“ vorgeworfen wird, dass sein Werk „Unglaubliches“ enthalten würde, andererseits aber eine Lektüre desselben durch Nicht-Publikation ausgeschlossen wird. Es könnte Angaben über die tatsächliche Frühgeschichte der islamischen Staaten enthalten.

Überhaupt erscheint es notwendig, alle vorhandenen Schriftquellen unter Berücksichtigung des archäologischen und numismatischen Befundes unter dem Aspekt der Phantomzeit-Theorie neu zu analysieren, um das wirkliche Geschehen im 7. = 10. Jh. rekonstruieren zu können. Eine unabdingbare Voraussetzung hierfür ist aber, Klarheit über die frühislamische Zeitrechnung zu gewinnen. In den nächsten beiden Abschnitten möchte ich meine Gedanken hierzu zur Diskussion stellen.

5. Arabische Münzen

Wie wichtig es ist, sich auch mit der arabischen Numismatik zu beschäftigen, stellte ich bei meinen Osteuropa-Studien fest. Soweit es um die Slawen geht, lässt der archäologische Befund nur den Schluss zu, dass auch diese unmittelbar vom 6. zum 10. Jh. übergegangen sind. Hiergegen sprachen nur die Schatzfunde mit arabischen Münzen, die durchweg nach der Hidschra-Zeitrechnung datiert werden. Beispielsweise möchte ich auf den Schatzfund hinweisen, den 1977 DDR-Archäologen in Ralswiek/Rügen machten:

„Von besonderer Bedeutung ist ein Schatzfund, der über 2000 arabische Münzen bzw. deren Bruchstücke enthielt. Die jüngste Münze wurde im Jahr 227 n. d. Hedschra, d.h. im Jahr 842 u.Z. geprägt. [...] Der Schatzfund gehört zu den ältesten und größten arabischen Münzschatzen im Ostseegebiet. Die Münzen sind vor allem in Bagdad, Tabaristan, Samarkand, Marw und Balk geprägt worden. Nur vereinzelt sind Münzen aus westlichen Prägstätten wie aus al-Andalus darunter“ [Herrmann 1982, 313; Abb. des Münzfundes S. 378].

Auch in anderen Orten des Ostseeraums und in Osteuropa wurden arabische Münzen mit frühen Jahreszahlen gefunden. Der arabische Wirt-



Abb. A: Silber-Dirham des Kalifen Moawija mit der Jahreszahl 43, konv. 663; Brustbild des Sassaniden Husrav II. (konv. 591-628), Feueraltar [Aug. Müller 349]; s.S. 439

B: Goldmedaillon des Kalifen al-Muqtadir, konv. 908-932; Kalif im türkischen Hochsitz, Lautenspieler; in zwei verschiedene Abbildungen [Brentjes 1971, 105; Cahen 104]; s.S. 440



C



D



E



- C:** Silberdirham aus dem Jahr 70, deshalb Abd al-Malik zugeschrieben, konv. ca. 690, Damaskus [Aug. Müller 349]; s.S. 440
D: undatierte Kupfermünze mit Aufschrift Abd al-Malik, Darstellung eines Mannes mit Schwert [Aug. Müller 396]; s.S. 441
E: Silberdirham aus Bagdad, dem Jahr 800 und damit dem Kalifen Harun ar-Raschid zugeordnet [Aug. Müller 482]; s.S. 441

schaftshistoriker Abdalaziz Duri hat in einer chronologischen Übersicht nach konventioneller Zeitrechnung folgende Schwerpunkte angegeben:
Seit ca. 750 Harte islamische Münzen in Nord- und Osteuropa [Duri 211],
900 – 950 Größte Dichte islamischer Münzhorte in Nord- und Osteuropa [Duri 213],
1050 – 1100 Rückgang und Verschwinden der islamischen Münzhorte in Nord- und Osteuropa [Duri 214].

Illig hat einmal [1995, 50] sarkastisch bemerkt:

„P.C. Martins Artikel [Martin 1994; K.W.] hat klargestellt, daß die bislang betriebene Numismatik keine separate Wissenschaft mit unabhängigen Ergebnissen ist, sondern eine Afterwissenschaft, die nach vorgegebener Chronologie ihre Münzbestände auf Herrscher und Zeiten verteilt hat. Die Numismatik muß erst ganz neu und kritisch überdacht werden, bevor sie als Beweis für oder gegen Datierungen ins Feld geführt werden kann.“

Diese Sätze kennzeichnen treffend die derzeitige frühislamische Numismatik. Herrmann und Duri (wie alle anderen Autoren) setzen als selbstverständlich voraus, dass *alle* frühislamischen Münzen nach der Hidschra-Zeitrechnung datiert sind, obwohl keine einzige Jahreszahl, die auf den Münzen angegeben ist, sich konkret auf die Hidschra bezieht. Unkritisch wird geglaubt, dass Kalif Umar schon im Jahr 16/637 rückwirkend die Hidschra-Zeitrechnung eingeführt habe, wobei er sich auf den Rat Alis gegen eine Zeitrechnung ab dem Geburtsjahr des Propheten ausgesprochen habe [Huart I, 234]. Hierbei handelt es sich aber um eine sehr späte Legende, die meines Wissens nicht durch zeitgenössische Schriftquellen abgesichert ist. (Auch at-Tabari kannte in seinem Sassanidenbuch diese Zeitrechnung noch nicht.) Ich gehe dagegen von der Arbeitshypothese aus, dass im islamischen Raum zunächst andere Zeitrechnungen gebraucht wurden.

Bei meiner Beweisführung möchte ich zunächst grundsätzlich auf die frühislamische Münzgeschichte eingehen. Nach allgemeiner Auffassung wurden nach den islamischen Eroberungen die byzantinischen und sassanidischen Münzen weitergenutzt und nach altem Muster auch weitergeprägt:

„Für die ehemaligen byzantinischen Provinzen galt der Gold-Dinar, für die ehemals persischen Länder der Silber-Dirham. Beide standen

etwa im Verhältnis 1 : 10. Der Dinar zeigte übrigens noch jahrelang den byzantinischen Kaiser und das Kreuzeszeichen, der Dirham den Feueraltar, das Symbol des Zoroastrismus.“ [Rathmann 100]

Wahrlich eine erstaunliche Praxis, die so gar nicht unseren Vorstellungen vom Islam (Bilderfeindlichkeit, Ablehnung nichtislamischer Symbole) entspricht! Woher nimmt man eigentlich die Gewissheit, dass es sich um frühe Prägungen der arabischen Kalifen handelt?

Die Antwort ist einfach: Weil diese Münzen arabische Inschriften und zweistellige Jahreszahlen tragen, die als Hidschra-Daten gedeutet werden! Typisch ist eine Münze (s. Abb. A auf S. 436), deren Abbildung ich bei Aug. Müller [349] fand. Es handelt sich um einen Silber-Dirham mit der Jahreszahl 43. Die Münze zeigt auf der Vorderseite das Brustbild des Sassaniden Husrav II. (konv. 591-628), hinter seinem Kopf zwei „noch nicht sicher gelesene“ persische Worte. Vor dem Kopf steht persisch geschrieben: „Muawiya, der Fürst der Gläubigen“. Die Rückseite zeigt den Feueraltar zwischen Zeichen der Prägestätte „Da“ (Damaskus). Am Rande steht in arabischer Schrift „Im Namen Allahs“.

Konventionelle Numismatiker haben natürlich keine Hemmungen, diese Münze dem Jahr 663 zuzuordnen, ohne Rücksicht auf das eindrucksvolle Münzbild zu nehmen, welches nur den Schluss zulässt, dass Mu'awiya Statthalter des persischen Großkönigs gewesen ist. Zeller [1993a] hat bereits auf Grund des architektonischen Befundes glaubhaft gemacht, dass die frühen Umayyaden Statthalter zunächst der byzantinischen Kaiser, dann der persischen Sassaniden gewesen sind (Zeller [vgl. 1993a, 70] kannte anscheinend diese Münze nicht). Die bezeichnete Münze kann m. E. nur in der Zeit nach der persischen Eroberung Syriens (konv. 613/614; nach meiner dargelegten Ansicht weitaus früher) geprägt worden sein. Die Jahreszahl 43 kann sich somit nur auf einen Chronologiebeginn bezogen haben, der um 570 oder davor anzusetzen ist (s. Kap. 6).

Abd al-Malik (konv. 685-705), der 5. Kalif der Umayyaden-Dynastie, soll dann eine Verwaltungs- und Münzreform durchgeführt haben:

„Nunmehr trat als Sprache der öffentlichen Verwaltung Arabisch anstelle des Griechischen und Persischen und wurden die byzantinischen Münzen und solche, die nach ihnen von den ersten Kalifen geprägt worden waren, aus dem Verkehr gezogen und statt ihrer kamen neue Golddinare mit arabischen Inschriften und dem Namen des Herrschers, dem Ort und dem Jahr der Prägung in Umlauf“ [Ronart 17].

In dieser Bemerkung ist zumindest eine Unkorrektheit enthalten. Selbstverständlich blieben weiterhin Silber-Dirhams im Umlauf. Ein normaler Handel nur auf der Basis wertintensiver Goldmünzen lässt sich nicht vorstellen. Rathmann [125] schrieb deshalb:

„Dabei blieb die bisherige Dualität zwischen Golddinar und Silberdirham im Wertverhältnis 1 : 10 erhalten.“

Die Bemerkung Ronarts erscheint auch insofern unkorrekt, da es erst bei den späten Abbasiden üblich wurde, den Herrschernamen auf den Münzen anzugeben [Rathmann 178]. Mir liegen viele Abbildungen von Silbermünzen mit frühen Jahreszahlen vor, die keine Herrschernamen tragen. Ich vermute, dass es deshalb keine Münzen mit frühabbasidischen Herrschernamen gibt, weil es keine frühabbasidischen Herrscher gab und die ihnen zugeschriebenen Münzen chronologisch ganz anders einzuordnen sind. Durch die Reform des Abd al-Malik soll sich vor allem der Typus der Münzen geändert haben:

„Anstelle der Münzen mit Menschendarstellungen, die von den Sasaniden übernommen oder von den Umayyaden in Damaskus geschlagen worden waren, prägte man neue Münzen, die nur Aufschriften trugen. Sie verkündeten in Arabisch die Einzigartigkeit Gottes und die Wahrheit der Religion, die sein Gesandter den Menschen gebracht hatte“ [Hourani 52].

Als ich dies las, lagen mir schon viele Abbildungen frühislamischer Münzen bis zum 11. Jh., vor, die – jedenfalls nach konventionellem Geschichtsbild – der oben zitierten „Grundauffassung“ (die sich in jedem wissenschaftlichen Handbuch findet) entschieden widersprechen. So gibt es ein Goldmedaillon des Abbasiden-Kalifen al-Muqtadir (konv. 908-932). Die Vorderseite zeigt den Kalifen in türkischem Hochsitz mit einem Becher; auf der Rückseite ist ein Lautenspieler abgebildet (Abb. **B** [Brentjes 1971, 105 und Cahen 104]). Folgt man der konventionellen Islamistik, kann dieser Herrscher nur im 7. Jh. gewirkt haben, das allerdings nach meiner Auffassung wieder dem 10. Jh. gleichzusetzen ist. (Die These bestätigt sich immer wieder, wenn man konkret wird!) Viele andere, genauso überzeugende Münzdarstellungen kann man im Standardwerk von Brentjes [1971, 104ff] einsehen.

Mir liegt weiterhin eine Abbildung der angeblich „ältesten arabischen Silbermünze“ (Abb. **C** [Aug. Müller 396]) vor. Sie wurde im Jahr 70 in Damaskus geprägt, weshalb sie Kalif Abd al-Malik zugeschrieben wird.

Tatsächlich trägt sie aber keinen Herrschernamen, sondern in arabischer Sprache die Sätze: „Kein Gott außer Allah, nicht hat er einen Genossen. Im Namen Allahs geschlagen ist dieser Dirham im Jahre 70“ (Der Korananspruch entstammt der Sure 9.33) . Ich sehe derzeit keinen Grund zu bezweifeln, dass diese Münze zur Zeit des Abd al-Malik geprägt worden ist. Wichtig ist für mich, auf welche Chronologie sich das Jahr 70 bezieht.

Das eigentliche frühislamische Nutzgeld waren natürlich die Kupfermünzen (Fils), von denen wegen ihres natürlichen Verschleißes nicht viele erhalten blieben. Mir liegt die Abbildung einer undatierten Kupfermünze (Abb. D [Aug. Müller 396]) vor. Diese zeigt auf der Vorderseite einen langhaarigen und langbärtigen Mann mit einem Schwert, mit der Umschrift „Knecht Gottes, Abd al-Malik, Fürst der Gläubigen“. Die Rückseite zeigt eine Umbildung des byzantinischen Stufenkreuzes und die Angabe des Prägungsorts Haleb. Der Rand trägt die Aufschrift „Es gibt keinen Gott außer Allah allein, Muhammad ist der Gesandte Allahs“. Alle Inschriften sind in arabischer Sprache und Schrift geschrieben. Ich habe keine Zweifel, dass Abd al-Malik eine historische Person gewesen ist; aus der beschriebenen Fils-Münze ist zu schließen, dass er tatsächlich die ihm zugeschriebene Reform durchgeführt hat. Nach den georgischen Chroniken trug er den Titel „Amir Munni“ (Amir al-mu'minin = Fürst der Gläubigen) und residierte in Bagdad (Ktesiphon? Samarra?). Er dürfte der erste Herrscher eines selbständigen arabischen Reiches in Syrien und im Irak gewesen sein.

Mir liegt weiterhin die Abbildung eines Silberdirhams aus dem Jahr 190 vor, geprägt in der „Stadt des Heils“, also Bagdad (Abb. E [Aug. Müller 482]). Diese Münze wird konventionell dem Jahr 800 u.Z. und damit dem legendären Kalifen Harun ar-Raschid zugeordnet. Tatsächlich trägt die Münze aber keinen Herrschernamen, sondern nur Koransprüche. Einen Beweis für die Richtigkeit der konventionelle Zuordnung gibt es nicht. Es existieren viele Münzen dieses Typus [Brentjes 104f; Cahen 116f].

6. Das Jahr des Elefanten

Wie Zeller ging ich schon auf Grund des archäologischen und numismatischen Befundes davon aus, dass die frühe islamische Zeitrechnung nicht 622, sondern in der Mitte des 6. Jhs. begonnen haben muss. Hierfür habe ich jetzt eine bedeutsame Bestätigung gefunden. Ali Dashti, ein kritischer

persischer Islamist des frühen 20. Jhs. schrieb in seiner Muhammad-Biographie:

„Der Hauptgrund für die gläubigen Muslime, Muhammads Auswanderung (hijra) zum Beginn ihrer Zeitrechnung zu bestimmen, war schlicht religiöser Enthusiasmus und Eifer. Die alten Araber hatten zuvor keine vernünftige Zeitrechnung besessen. **Erst nach der Niederlage der abessinischen Truppen, die Mekka im sogenannten ‚Jahr des Elefanten‘ bedroht hatten, zählten manche Araber Daten von diesem Ereignis ausgehend.**“ [Duri 137; Hvhg. K.W.]

In der dazugehörenden Anmerkung wurde Dashti konkreter:

„Ein abessinischer Herrscher war Mitte des 6. Jahrhunderts mit Elefanten gegen Mekka gezogen, um die Kaaba zu zerstören, erlitt jedoch eine Niederlage. **Das war der Ausgangspunkt für die Zeitrechnung der vorislamischen Araber.** Der Koran spielt auf das Geschehen in der Sure 105 an.“ [Duri 361, Anm. 168; Hvhg. K.W.]

Die Koran-Sure 105 trägt den Namen „Der Elefant“ (Ashabu’l Fil) und schildert kurz, allerdings ohne chronologischen Bezug, dieses Ereignis:

„Sahst du nicht, wie dein Herr mit den Elefantengeführten verfuhr? Führte er nicht ihre List irre und schickte über sie Vögel in Scharen, die sie bewarfen mit Steinen aus gebrannten Ton, und machte er sie wie abgefressene Saat?“ [Koran 1968, 570f].

In der Leipziger Koran-Ausgabe von 1968 merkte Rudolph an:

„Wohl die älteste Strafflegende des Korans, aus frühmekkanischer Zeit [...] Sie knüpft an den Zug des abessinischen Vizekönigs Abraha gegen Mekka bzw. die persische Einflußnahme im Hedschaz um 630 (oder 543) an, auf dem auch ein Elefant mitgeführt worden sei. Das Unternehmen soll durch den Ausbruch einer Krankheit (Pocken) unter den abessinischen Truppen gescheitert sein“ [Koran 1968, 570, Anm. 4; vgl. auch Koran 1886, 504, Anm. 355].

Die Vorgeschichte und das Ereignis selbst werden ausführlich von at-Tabari [1879, 206ff] in seinem Sassanidenbuch geschildert. Daraus ergibt sich folgendes Bild: Truppen des altäthiopischen Königreichs Aksum besetzten um 523 Südwestarabien (Jemen), um die dort lebenden Christen vor Verfolgungen durch den jüdischen König Dhu Nuwas zu beschützen. Der äthiopische (abessinische) König (Kaleb ?) setzte als Statthalter Samaifa ein, der seinen Sitz in Sana’a hatte und durch Inschriften bezeugt ist. Dessen Nachfolger wurde Abraha ibn as-Saba’ (bei at-Tabari: Abraha

Akram Abu Jaksum), der um 543 mit Unterstützung der byzantinischen Flotte Mekka erobern und die Kaaba zerstören wollte, aber wegen einer Seuche im eigenen Heer scheiterte und bald nach diesem Feldzug verstarb [vgl. auch Huart 53ff, 87ff; Ronart 38, 555].

Diese Ereignisse werden auch von einem zuverlässigen byzantinischen Historiker, Prokopios von Caesarea, in seinem Werk „*De bello persico*“ [I.20] geschildert, wobei er den Beginn des Feldzuges auf **543** datierte. Ich habe keinen Zweifel an der Historizität derselben und ihrer Datierung durch Prokopios.

Über diese Ereignisse gibt es auch äthiopische Quellen, die Kobischtschanow [1966, 78-101] auch unter Berücksichtigung der islamischen Quellen (in arabischer Sprache) und des numismatischen Befundes analysiert hat. Danach war Abraha (äthiop. Abreha) der Bruder des äthiopischen Großkönigs Kaleb (auch Ella-Asbeha genannt). Kobischtschanow scheute sich, absolute Daten anzugeben, ließ aber keine Zweifel daran, dass der Zug nach Mekka in der Mitte des 6. Jhs. erfolgt ist. Abraha starb etwa 558 [ebd, 100]. Auf die „*Geschichte Äthiopiens*“ von Bartnicki u.a. werde ich noch gesondert eingehen.

Aus den frühislamischen Quellen ergibt sich eindeutig, dass in Mekka die Jahre danach ab dem „Jahr des Elefanten“ datiert wurden. Zweifellos wurde diese Zeitrechnung auch nach dem Tode Muhammads zunächst beibehalten. Immerhin legte Muhammad großen Wert darauf, im „Jahr des Elefanten“ geboren worden zu sein.

„Der Prophet wurde am Montag, dem 17. des Monats Rabi I, im Jahr des Elefanten geboren“ [Ibn Ishaq 39].

At-Tabari ergänzte:

„Nachdem er [Araberkönig Amr ibn Mundhir; K.W.] 8 Jahre 8 Monat [sic !] regiert hatte, wurde der Gesandte Gottes geboren; das war zur Zeit des Anoschawar, **im Jahre, da Akrum Abu Jaksum mit dem Elefanten gegen den Tempel in Mekka zog.**“ [at-Tabari; Hvhg. K.W.]

Dies ist auch die einleuchtendste Erklärung dafür, dass in frühislamischer Zeit die mekkanische Zeitrechnung beibehalten wurde. Sie begann ja mit dem Geburtsjahr des Propheten !

Ich erinnere daran, dass Zeller [1993b, 87, 109f], gestützt auf den archäologischen Befund, die Hidschra auf das Jahr **544** zurückdatiert hat. Anscheinend glaubte auch er, dass die Hidschra in frühislamischer Zeit Ausgangspunkt der Zeitrechnung gewesen ist. Wenn ich aber seine Er-

kenntnis so interpretiere, dass das Jahr 544 Ausgangspunkt der frühislamischen Zeitrechnung gewesen ist, kamen wir, obwohl wir methodisch verschieden voringen, zu einem verblüffend gleichen Ergebnis! Denn da Prokopios den Beginn des Feldzuges auf 543 datierte, muss, nach monatelanger Belagerung Mekkas, die Niederlage Abrahams 544 erfolgt sein.

So können auch die frühislamischen Münzen und damit die Regierungszeiten der frühen Umayyaden richtig datiert werden. Mu'awiya, ein Anhänger Muhammads, regierte tatsächlich um 587 in Syrien, unterstand also byzantinischer Herrschaft, während Abd al-Malik bald nach Husravs II. Tod, den ich weit vor 628 ansetze, die Herrschaft angetreten hat.

Auch die Münzen von Ralswiek müssen neu datiert werden. Die jüngste Münze soll aus dem Jahr 227 (konv. 842) stammen. Ich rechne dagegen wie folgt:

544 Beginn der ursprünglichen Zeitrechnung

614 Das Jahr 72 dieser Zeitrechnung

911 Entspricht laut Illig dem Jahr 614 (Die genaue Jahresabgrenzung ist hier gleichgültig; 297 Sonnenjahre sind auf jeden Fall abzusetzen).

Die 155 Jahre zwischen 72 und 227 sind natürlich Mondjahre; sie entsprechen ca. 150 Sonnenjahren, so dass die jüngste Münze aus dem Jahr $(911 + \text{ca. } 150 =)$ ca. 1061 stammt. Das entspricht auch dem archäologischen Befund. Laut Duri sollen die ältesten Münzen um 750 (nach islamischer Zeitrechnung also um 132) geprägt worden sein. Nach dem gleichen Rechenmodell komme ich auf das Jahr 969 ! Ich nehme an, dass damit das Problem der zweistelligen „Hidschra-Jahreszahlen“ gelöst ist.

Das Problem ist nur, wann die jetzt übliche Hidschra-Zeitrechnung eingeführt worden ist. Wie ich schon darlegte, kommt hierfür das Jahr 637 (= 934) nicht in Betracht. Ich gehe davon aus, dass Theophanes Confessor das Hidschra-Datum 622 erfunden und dieses später von der islamischen Welt übernommen wurde. Das dürfte im 11. Jh. erfolgt sein, wobei es wahrscheinlich ist, dass zeitweilig beide Chronologien nebeneinander gebraucht wurden. Bei der Einführung der neuen Zeitrechnung musste es natürlich zu Diskrepanzen kommen. So war es nicht möglich, die Überlieferung zu beseitigen, dass Muhammad im Jahr des Elefanten geboren wurde. Andererseits war Muhammad im Jahre 632 (seinem fiktiven neuen Sterbejahr) keineswegs 88 Jahre alt, sondern stand im besten Mannesalter. Um diese Diskrepanz zu beseitigen, wurde ohne Rücksicht auf historische Tatsachen behauptet, dass der Elefanten-Feldzug und

damit die Geburt Muhammads im Jahr 570 erfolgt seien. Dies hat die moderne Islam-Wissenschaft durchaus erkannt:

„Die volkstümliche Tradition, die auch von den Chronisten übernommen wurde, hat den Zug nach Mekka, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts stattgefunden hat, in das Jahr 570, das Geburtsjahr des Propheten, verlegt, obgleich Abraha zu dieser Zeit nicht mehr am Leben war.“ [Ronart 556]

Dieses Zitat zeigt deutlich, dass die derzeitigen Islamisten trotz gegenteiliger Erkenntnisse nicht gewillt sind, das offensichtlich erfundene Geburtsjahr 570 und damit ihre konventionellen Datierungen aufzugeben. Zu welchen Unsinnigkeiten dies führen muss, zeigt die „*Geschichte Äthiopiens*“ von Bartnicki und Mantel-Niečko. Obwohl die Autoren davon ausgehen, dass Kaleb und Abraha Brüder waren und Kaleb von 500 bis 530 regiert hat [ebd, II 456, 675], haben sie keine Hemmungen, Abrahams Zug nach Mekka entsprechend der konventionellen Zeitrechnung auf 570 zu datieren [ebd, I 10]. Sie verschweigen dabei, dass nach den äthiopischen Quellen Abraha schon zwölf Jahre nach seinem Bruder verstorben ist! [Kobischtschanow 100]. Schon diese Beispiele zeigen deutlich, auf welchem schwachen Boden die derzeitige frühislamische Chronologie beruht.

7. Fazit

Der architektonische, literaturhistorische und numismatische Befund lässt nur den Schluss zu, dass im Nahen Osten zwischen den ersten arabischen Eroberungen und den islamischen Staaten des späten 10. Jhs. eine „Phantomzeit“ bestanden hat und dass die meisten frühabbasidischen Kalifen „Phantomgestalten“ sind.

Dieser Befund zeigt aber auch, dass Muhammad und die umayyadischen Kalifen weitaus früher, als bisher angenommen, gelebt und gewirkt haben.

Die frühislamische Zeitrechnung begann nicht mit der Hidschra (konv. 622 u.Z.), sondern mit dem Jahr des Elefanten (544 u.Z.). Insofern bedürfen alle frühislamischen Jahreszahlen der Umdatierung.

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Literaturverzeichnis

- Albaum, Lasar/ Brentjes, Burchard (1972): *Wächter des Goldes. Zur Geschichte und Kultur mittelasiatischer Völker vor dem Islam*; Berlin
- Al-Azraqi siehe *Chr. Mekk.* I.
- Al-Baladhuri (1886): *Liber expugnationis regionum auctore al-Beladsor*. (Hg. M. J. de Goeje); Leiden/NL
- (1916): *The Origins of Islamic States (Futuh al-Buldan)*; London
- Bartnicki, Andrzej / Mantel-Niečko, Joanna (1978): *Geschichte Äthiopiens*. Band 1; Leipzig
- Bibl. Arab. (1870/84): *Bibliotheca Geographorum Arabicorum*. 1 – 8 (Hg. M. J. de Goeje); Leiden/NL
- (1926): *Bibliothek arabischer Historiker und Geographen*. Bd. 1; Leipzig
- Brentjes, Burchard (1967): *Die iranische Welt vor Mohammed*; Leipzig
- (1970): *Die orientalische Welt. Von den Anfängen bis Tschinggis Khan*; Berlin
- (1971): *Die Söhne Ismaels. Geschichte und Kultur der Araber*; Leipzig
- Brockelmann, Carl (1909): *Geschichte der arabischen Litteratur*; Leipzig
- Cahen, Claude (1968): *Der Islam I*. Fischer Weltgeschichte, Bd. 14; Frankfurt/M.
- Chr. Mekk. (1861): *Die Chroniken der Stadt Mekka* (Hg. F. Wüstenfeld); Leipzig
- Clot, André (1990): *Harun al Raschid. Kalif von Bagdad*; München
- Dashti, Ali (1997): *23 Jahre. Die Karriere des Propheten Mohammed*; Aschaffenburg
- Duri, Abdelaziz (1979): *Arabische Wirtschaftsgeschichte*; Zürich · München
- Enz.. Isl. (1913/34): *Enzyklopädie des Islam*. Geographisches, ethnographisches und biographisches Wörterbuch der muhammedanischen Völker. 1 – 4; Leiden · Leipzig (Ergänzungsband 1938)
- (1960/89): *The Encyclopedia of Islam*. New Edition. 1 – 6; Leiden/NL
- Gewond (1862): *Lewond. Istorija chalifow Wardaneta Gewonda pisatelja XVIII. ww.* (Übers.: K. Patkanow); St. Petersburg (Die Geschichte der Kalifen des Wardaneta Gewonda, eines Schriftstellers des 8. Jhs.)
- Goldziher, Ignaz (1910): *Vorlesungen über den Islam*; Leipzig
- Grube, Heinz (1979): *Arabosassanidische Numismatik*; Braunschweig
- Haarmann, Ulrich (Hg, 1887): *Geschichte der arabischen Welt*; München
- Heinsohn, Gunnar (1998): „Byblos von +637 bis +1098 oder Warum so spät zum Kreuzzug?“; in *ZS X* (1) 113
- (1999): „Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina“; in *ZS XI* (3) 356
- (2000a): „Jerusalems mittelalterliche Synagogenabfolge“; in *ZS XII* (1) 53
- (2000b): „Rätselhafte dreihundert Jahre“; in *F.A.Z.* vom 15. 2. 2000
- Herrmann, Joachim (1978): „Ralswiek auf Rügen – ein Handelsplatz des 9. Jahrhunderts und die Fernhandelsbeziehungen im Ostseegebiet“; in *Zeitschrift für Archäologie* (Berlin) XII 163
- (1982): *Wikinger und Slawen. Zur Frühgeschichte der Ostseevölker*; Berlin

Hist. Lex. (1991): *Historikerlexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert.*

(Hg. Rüdiger von Bruch / Rainer A. Müller); München

Hitti, Philip (1958): *History of the Arabs*; London

Horn, P. (1901): *Geschichte der persischen Litteratur*; Leipzig

Hourani, Albert (1991): *Die Geschichte der arabischen Völker*; München

Huart, Cl. (1914): *Geschichte der Araber*. Band 1; Leipzig

Ibn Hisham (1918): *Das Leben Mohammeds* (Übers. und Hg. G. Weil); Berlin

Ibn Ishaq (1999): *Das Leben des Propheten* (Hg./Übers.: Gernot Rotter); Kander

Ibn Sa'ad (1904/17): *Kitab at-tabaqat* (Hg. E. Sachau); Leiden/NL (arabisch)

Illig, Heribert (1991): „Die christliche Zeitrechnung ist zu lang“; in *VFG* III (1) 4

- (1992a): „Wann lebte Mohammed? Zu Lülings judenchristlicher Prophetie, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam“; in *VFG* IV (2) 26

- (1992b): „614/911 – der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert“; in *VFG* IV (4-5) 79

- (1992c): „Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine ‚beglaubigte‘ Fälschungsaktion und ihre Folgen“; in *VFG* IV (4-5) 132

- (1995): „Spaniens Wirrungen im frühen Mittelalter. Architektur - ERA-Rechnung - Reconquista“; in *ZS* VII (1) 36

- (1996): „Die Abgrenzung der Phantomzeit. Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselburg“; in *ZS* VIII (2) 235

- (1998): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; München

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München

Klima, Otakar (1988): *Ruhm und Untergang des alten Iran*; Leipzig

Kobitschtschanow, Juri (1966): *Aksum*; Moskau

Konst. = Konstantin VII. (²1967): *Constantine Porphyrogenitus: De administrando imperio* (Hg. Gyula Moravcsik); Washington/USA (¹1949 Budapest)

Koran (1886): *Der Koran* (Hg. Theodor Grigull); Halle/Saale

- (1968): *Der Koran* (Hg. Kurt Rudolph); Leipzig

Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am ‚christlichen‘ Abendland*; Erlangen

Martin, Paul C. (2000): „Können Münzen Karl den Großen retten?“; in *ZS* XII (1) 88

al-Mas'udi (1861/77) : *Maçoudi Les prairies d'or* (Hg. C. Barbier de Maynard und Pavet de Courtaille) 1-9; Paris

Meyers Lex. (³1875): Meyers Konversations-Lexikon; Leipzig

Mitchener, Michael (1977): „Oriental Coins and their Values“; in *The World of Islam*; London

Müller, Angelika (1992): „Karl der Große und Harun al-Raschid. Kulturaustausch zwischen zwei großen Herrschern?“; in *VFG* IV (4-5) 104

Müller, August (1885): *Der Islam im Morgen- und Abendland*. Bd. 1; Berlin

- Prokopios von Caesarea (1961/71): *Werke* (Hg. Otto Veh); München (Bd. 3: *De bello persico*)
- Rathmann, Lothar (Hg. 1971): *Geschichte der Araber*. Bd. 1; Berlin
- Ronart, Stephan u. Nandy (1972): *Lexikon der Arabischen Welt*; Zürich u. a.
- Rührdanz, Karin (1979): *Bagdad – Hauptstadt der Kalifen*; Leipzig u. a.
- At-Tabari (1879): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden* (Hg. Theodor Nöldeke); Leiden/NL (Reprint: Graz 1973)
- (1960/69): *Tarikh at-Tabari par Abu Jafar Mohammad ibn Jarir at-Tabari* (Hg. M. Abu-l'Fath Ibnrajim); Kairo (Vollständige Ausgabe in Französisch)
- Sowj. Enz. (1964): *Sowjetskaja Istoritscheskaja Enziklopedija*. (Die Sowjetische Historische Enzyklopädie). 1 – 16; Moskau
- Ter-Gewond, Aram (1977): *Armenija i Arabskij Chalifat*; Jerewan
- Theophanes Confessor (1883): *Chronographia* (Hg. Carl de Boer); Leipzig
- Thieß, Frank (1959): *Die Griechischen Kaiser. Die Geburt Europas*; Hamburg
- Topper, Ilya Ulrich (1994): „300 Jahre Phantomzeit? Kritische Anmerkungen“; in *VFG* VI (4) 64
- Topper, Uwe (1994): „Zur Chronologie der islamischen Randgebiete. Drei Betrachtungen“; in *VFG* VI (3) 50
- (1998a): „Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese?“; in *ZS* X (3) 259
- (1998b): „Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien“; in *ZS* X (3) 466
- VFG = *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*; Gräfelting (Zeitschrift 1989 bis 1994)
- Al-Waqidi (1882): *Mohammed in Medina d.i. Vakidis Kitab* in verkürzter deutscher Wiedergabe (Hg. J. Wellhausen); Berlin
- Weissgerber, Klaus (1999): „Zur Phantomzeit in Thüringen“; in *ZS* XI (3) 532 u. (4) 583
- (2000a): „Zur Phantomzeit in Georgien“; in *ZS* XII (1) 59 u. (2) 259
- (2000b): „Zur Phantomzeit in Osteuropa“ (Unveröffentlichtes Manuskript)
- al-Yaqubi (1883): *Ibn Wadhīh qui dicitur Al-Ja'qubi Historiae pars altera* (Hg. M.T. Houtsma); Leiden/NL
- (1960): *Tarikh*. I-II; Beirut/Libanon
- Zeller, Manfred (1993a): „Das Kalifat der Omajjaden“; in *VFG* V (3-4) 69
- (1993b): „Der Iran in frühmittelalterlicher Zeit (bis zum 10. Jh.)“; in *VFG* V (3-4) 69
- ZS = *Zeitensprünge*; Gräfelting (Zeitschrift ab 1995; vgl. VFG)

Was las man denn zur Karolingerzeit?

Teil I

Paul C. Martin

Die Zeit „um 800“ gilt der traditionellen Historiographie als Periode einer kulturellen Hochblüte. Dies bestätigten uns eben erst die grandiose Karolinger-Ausstellung in Paderborn und die umfangreiche Karls-Biographie des Bremer Ordinarius *Dieter Hägermann*, die als aktuellstes Standardwerk der Zeit „um 800“ zu gelten hat.

Grundlage jeder kulturellen Hochblüte ist die Schrift. Muss diese nicht in einem langwierigen Prozess ex nihilo entwickelt werden, sondern kann sie auf bereits vorhandene Kenntnisse des Schreibens aufbauen, dann setzt dieses Schreiben zunächst einmal ein Lesen voraus. Nur wer des Lesens und sei es nur des Ablesens mächtig ist, kann auch Schreiben bzw. Abschreiben. Das Lesen muss natürlich vor allem in Bibliotheken gepflegt und auch tradiert worden sein. Dabei lässt allerdings stutzen, wenn aus dem von alter Bibliothekstradition gesättigten Frankreich berichtet wird [Histoire 1989, XXI, *Fettungen* in allen folgenden Zitaten von PCM]:

„Les bibliothèques médiévales sont *une création ex nihilo*.“

Wenn schon die Bibliotheken aus dem Nichts heraus entstanden, was ist mit der Schrift?

Allerdings muss das Urteil der Bibliothèque Nationale nicht beunruhigen. Schließlich teilen die führenden Bibliothekswissenschaftler inzwischen sogar via Internet mit, dass es in der karolingischen Renaissance auch einen „Höhepunkt“ des Buchwesens gegeben habe [Rath 2000; Zahn 2000] und dass neben vielen Klosterbibliotheken und solchen in Bischofs-sitzen in Karls Metropole Aachen eine „*Palastbibliothek*“ ihren Platz gefunden hat. Auch ist der Hinweis ermutigend, dass es eine „Fülle von nicht weniger als 8000 überlieferten Pergamentbänden“ geschafft hat, von der Karolingerzeit bis in die Gegenwart zu überdauern [Hägermann 2000, 292].

Gelegentlich behauptet die Forschung, im bekannten Ms. Diez B. 66 der Berliner Staatsbibliothek eine „Sektion der Hofbibliothek [Karls des Großen; PCM] im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts“ gefunden zu haben [Villa 1995, 50]. Allerdings ist das nicht unumstritten. Immerhin hat ein so bedeutender Handschriften- und Bibliotheksforscher wie *B. L.*

Ullman das Ms. Diez B. 66 als „vielleicht von Corbie“ bezeichnet [Ullman 1954, 24]. Wir werden Diez B. 66 in Teil II noch näher kennen lernen.

Leider ist das Gebäude, das die karolingische Palastbibliothek behauste, ebenso verschollen wie die vielen anderen von Karl initiierten architektonischen Glanzleistungen Aachens auch, die das Karls-Epos – auf 799 datiert – so eindringlich beschreibt [Brunhölzl in Hentze 1999 als Beiheft; Nachdruck der Übersetzung von 1966, 17]:

„Forum“, „hochragende Säulen“, „Mauern der Burg“, „Hafen“ (!), „Theater“, „Halle“.

Nur die im Epos angeführten „warmen Heilquellen“ und „das von Natur kochende Wasser“ sind bis heute in Bad Aachen auffind- bzw. nachvollziehbar.

Dass in einer (wann auch immer stattgehabten) „Karolingerzeit“ die Fertigkeit des Lesens und Schreibens weit verbreitet war, sollte vernünftigerweise nur bestritten werden, wenn massive Evidenzen dagegen sprechen, zumal eben erst Paderborn gezeigt hat, wie perfekt man in der Karolingerzeit mit Schriftlichkeit umzugehen wusste: mehr als zwei Drittel der Exponate, von Urkunden über Bücher, Sakralstücke bis hin zu Münzen sind dafür Beweis genug.

Der Kaiser selbst ist fast schon die einzige Ausnahme in diesem Meer an Gelehrsamkeit. Die Forschung ist sich heute nämlich nur sicher, dass er vermutlich lesen, aber nicht schreiben konnte (wiewohl das nicht ganz nachvollziehbar ist). Das könnte auch dem im Karls-Epos mitgeteilten Sachverhalt entsprechen, wo wir über den Herrscher erfahren [Brunhölzl a.a.O.,15]:

„Er ist ein hervorragender Lehrer der *Grammatik*; zu keiner Zeit gab es einen so vortrefflichen *Leser*; als Lehrer der *Rhetorik* zeichnete er sich aus.“

Wie jemand Grammatik lehren kann, ohne des Schreibens mächtig zu sein, bleibt ein Geheimnis. Aber es führt direkt zu unserer Fragestellung, was man denn in der Karolingerzeit so alles gelesen hat – die damals gefertigten „Urkunden“ selbstverständlich inklusive.

Diesem soll im folgenden nachgegangen werden. Dabei werden in zwangloser Reihenfolge Beispiele für Lesen und Schreiben untersucht, soweit sie sich aus den Quellen selbst und der darauf aufbauenden Literatur erschließen lassen.

1. Das Kloster Fulda

Diese zentrale Wirkungsstätte des christlichen Glaubens, in der „um 800“ die größte Basilika nördlich der Alpen entstand und deren Klosterschule zu einer weithin gerühmten Stätte von Bildung und Gelehrsamkeit ausgebaut wurde, hatte der Quasi-Analphabet Karl der Große

„um das Jahr 789 [...] mit der sogenannten ‚*Epistola de litteris*‘ [...] eindringlich gebeten, seine Bildungspolitik tatkräftig zu unterstützen“
[Fulda 1992, 1].

Karls Begründung lautete [ibid. zitiert]:

„... ut servire specialiter debeant *veritati* (sie seien verpflichtet, ganz besonders der Wahrheit zu dienen).“

Mit solchen bewegenden Worten („*veritati*“!) und von allerhöchster Stelle aus direkt angesprochen, ist Fulda der Ort, an dem die Suche nach dem, was in der Karolingerzeit zu schreiben und zu lesen war, zu beginnen hat. Die Frühgeschichte der Fuldaer Klosterbibliothek konnte inzwischen weitgehend rekonstruiert werden, da sich diverse Bücherverzeichnisse aus dem 9. und frühen 10. Jh. erhalten haben. Sie sind inzwischen in einer vorzüglichen Edition in der Reihe Fuldaer Studien in der Schriftenreihe der Theologischen Fakultät zu bestaunen [Fulda 1992].

Es handelt sich, betreffend die Karolingerzeit, um insgesamt neun Bücherverzeichnisse, die in unterschiedlichem Zustand und unterschiedlicher Vollständigkeit vorliegen.

Das „älteste“ Bücherverzeichnis

Es wurde 1924 in einer Sammelhandschrift der Universitätsbibliothek **Basel** entdeckt. Die Handschrift ist in einer *angelsächsischen* (insularen) Minuskel gefertigt, wie sie aus angelsächsisch geprägten Skriptorien des ausgehenden 8. und frühen 9. Jh. auf dem europäischen Festland bekannt ist. Es gilt als „äußerst wahrscheinlich“ [Fulda 1992, 3], dass sämtliche Texte in Fulda zur Niederschrift kamen.

Eine solche angelsächsische Minuskel wurde im späten 8. Jh. unter anderem in dem im 6. Jh. gegründeten nordfranzösischen Kloster **Corbie** gepflegt, worauf wir noch ausführlich zurückkommen werden.

Wie nahe sich beide Schriften standen, zeigt ein Vergleich mit einer Textstelle aus dem Fuldaer Bücherverzeichnis mit einer im Schriftbild

nahezu identischen Textstelle aus dem 1982 von Sotheby's versteigerten *Orosius* aus der Sammlung Fürstenberg [Sotheby's 1982, Lot 3], der uns in dem Abschnitt über Corbie ebenfalls noch intensiver beschäftigen wird (vgl. Abb. 1 u. 2).

Auch Kapitel VII der Paderborner Ausstellung gedachte ausführlich der angelsächsischen Mission auf dem Kontinent, wobei allerdings die im Katalog dargebrachten Stoßrichtungs-Pfeile dieser Mission weit an Corbie vorbeigehen. In Kapitel VII wurde in Paderborn ein in dieser „*angelsächsischen* Minuskel“ gefertigtes Ms. gezeigt, angeblich stammend aus dem *Liudgerkreis* (Münster oder Wichmond) und auf „vor 802“ datiert. Es handelt sich um den hl. Gregor, *Homiliae in Ezechielem* (s. Abb. 3 [PKat II, VII.29]).

Dieses Ms. offeriert rätselhafterweise einen Schriftenmix. Es beginnt mit einer Art von Semiunzialschrift, wie sie seit dem 6. Jh. gebräuchlich war [vgl. Glenisson 1988, 50], die sich mit einer *karolingisch* anmutenden Minuskel mischt, um dann unvermutet in die *insulare* Minuskel zu wechseln. Zwar sind solche herausgehobenen ersten Zeilen einer Hs. nicht ungewöhnlich, doch da das in Paderborn ausgestellte Stück einen leicht lesbaren Text enthält, muss erneut die Frage nach der Notwendigkeit einer „karolingischen Schriftreform“ gestellt werden [vgl. Martin 1996]. Auch dazu später mehr.

Überdies ist der schrifttechnische Zusammenhang zwischen *Corbie*, *Münster* und *Fulda* nicht ganz klar, zumal nicht nur einzelne Buchstaben deckungsgleich sind, sondern auch die maniert wirkenden Ober- und Unterlängen, wobei die in Corbie gebräuchlichen „a“ und „b“ eine Besonderheit darstellen und in 43 Mss. nachweisbar sind [Sotheby's 1982, 25].

Sotheby's und der dort für den Katalog verantwortliche Experte für mittelalterliche Handschriften, *Christopher de Hamel*, haben sich der Auseinandersetzung mit der höchst ähnlichen *insularen* Minuskel mit dem Hinweis entzogen, dass es sich beim Fürstenberg-Orosius um eine „*merowingische* Minuskel“ handle, die ein erfahrener Schreiber erfunden habe, wobei in dieser Schriftvariante im Fall des Orosius gleich zwölf Schreiber gearbeitet hatten – und zwar gleichzeitig. Dabei ist noch nicht entschieden, ob es Männer oder Frauen waren [ibid. 27].

Schließlich tritt als weitere Fabrikationsstätte für „um 800“ genutzte Texte noch das burgundische Kloster *Luxeuil* in Erscheinung. Dort (oder in Mainz) soll der Codex Ragyndrudis entstanden sein, jene berühmte

Sammlung von 14 apologetischen, exegetischen und dogmatischen Schriften, die der viel reisende **Bonifatius** als Bestandteil seiner Reisebibliothek mit sich trug, als er am 5. Juni 754, schon 80jährig, von Friesen erschlagen wurde.

Dass der Codex Ragyndrudis durchgehend in **lateinischer** Sprache geschrieben ist, eröffnet neue Perspektiven. Denn die „Heiden“ in den deutschen Landen, die Bonifatius zu bekehren versuchte, waren demnach nicht nur ihres eigenen Idioms mächtig, sondern auch der Sprache der Römer, obwohl die Zentren der von Bonifatius bereisten und intensiv missionierten Gebiete (Fritzlar, Erfurt, Fulda, Eichstätt usw.) niemals zum Imperium Romanum gezählt hatten.

Die Schwerthiebe in den Codex, den der Apostel der Deutschen und Begründer von Bistum und Kloster Fulda über seinen Kopf gehalten haben soll, um sich zu schützen, waren ebenfalls in Paderborn zu bestaunen [PKat VII.30]. Dass der Codex in einer Schrift geschrieben ist (Abb. 4), die sich doch erheblich stärker von der **angelsächsischen** Minuskel, die in Fulda heimisch wurde, unterschied, als diese wiederum von der **merowingischen** Minuskel, die in Corbie „erfunden“ worden war, macht das Ganze noch rätselhafter. Denn die Frage, warum der Angelsachse (!) Bonifatius nicht ein Buch in der ihm vertrauten und von ihm bzw. seinen Gefährten aus England exportierten Schrift gelesen hat, lässt sich nicht beantworten.

Aber kehren wir zum ältesten Fuldaer Bücherverzeichnis zurück, wie [in Fulda 1992, 3ff] minutiös beschrieben. Die gesamte Hs. enthält neun Texte, darunter neben Theologica auch medizinische Rezepte, den „Basler Blutsegen“ gegen krankhaften Blutfluss bei Frauen und astronomische Tafeln. Das Bücherverzeichnis ist nachträglich auf einem leer gebliebenen Blatt eingetragen worden und auf einem Blatt mit Darstellung der Mondphasen zur Zeit der beiden Sonnenwenden (eine astronomische Auswertung ist m.W. bisher noch nicht erfolgt; allerdings ist das Wort „luna“ in dem Kreis eindeutig als **karolingischer** Minuskel geschrieben zu erkennen). Die Frage, ob das Verzeichnis unter Abt **Baugulf** (779-802) oder Abt **Ratgar** (802-817) angelegt wurde, bleibt offen. Auf dem Einband (seine Datierung wird nicht mitgeteilt) ist der Name RATGART eingeritzt.

Zu einem unbekanntem Zeitpunkt und aus unbekanntem Grunde wurde ein Teil des Bücherverzeichnisses abgeschabt. Die Entzifferung des gesamten Textes ist daher schwierig. Das Verzeichnis soll wenigstens 48

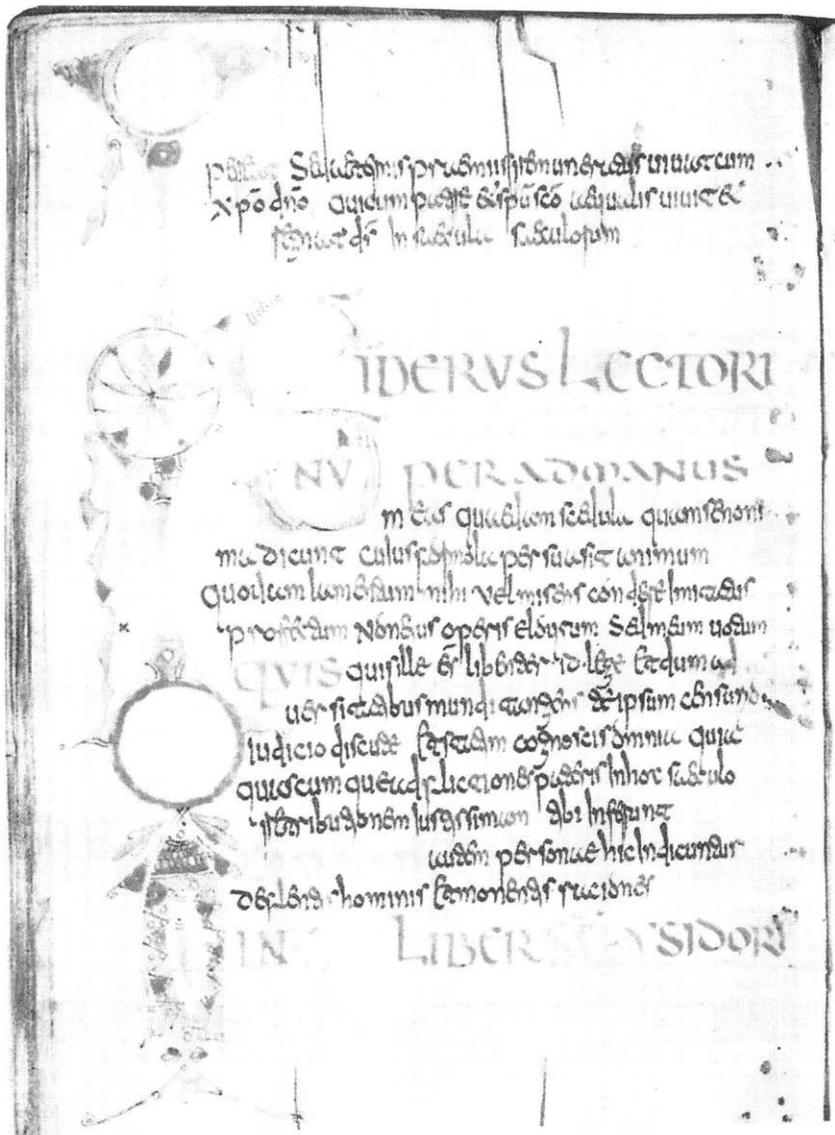


Abb. 4: Das „Schwerthieb“-Buch des Bonifatius, vor 754, geschrieben in einer nicht-insularen Minuskel. Warum las Bonifatius Bücher in einer ihm nicht vertrauten Schrift?

Titel benannt haben, von denen sich 39 etwas näher bestimmen ließen. Es wird folgende Auswertung angeboten [Fulda 1992, 12f]:

„Um 800 verfügte das Kloster Fulda über solche Schriften, die im Ostteil des Karolingerreichs für eine Mönchsgemeinschaft kennzeichnend gewesen sein dürften, die ihr Kloster als eine ‚Stätte rein und ausschließlich monastischen Lebens‘ verstand, **noch nicht als Bildungsstätte**: Texte aus der Hl. Schrift, Heiligenviten, asketische Literatur.“

Die „Epistola de litteris colendis“ Karls von 789 hatte demnach in Fulda noch nicht ge-griffen, vielleicht war der Brief aber auch noch nicht eingetroffen. Doch weiter:

„Die **griechischen** Kirchenväter sind als solche **nicht** vertreten; denn von Basilius besitzt man allenfalls eine asketische Schrift. Von den **lateinischen** Kirchenvätern sind lediglich Gregor der Große und Isidor **etwas** gegenwärtig. Anders als ein knappes halbes Jahrhundert später scheint Augustinus als systematischer Theologe noch **unbekannt** zu sein. Auch für Predigt und Seelsorge steht **kaum** Literatur zur Verfügung.“

Ist dies schon bemerkenswert, geht es aber noch weiter:

„Es erstaunt, dass die *Regula sancti Benedicti*, die drei *Codices Bonifatiani*, Willibalds *Vita Bonifatii*, die Briefe des Bonifatius und Eigils *Vita Sturm* **nicht** in dem Verzeichnis erscheinen. Ebenfalls nicht aufgenommen sind die Schriften der Handschrift, in die das Verzeichnis eingetragen wurde.“

Dies ist ein herber Schlag! Das Kloster Fulda wurde zweifelsfrei von Bonifatius und Sturm 742 ins Leben gerufen und 747 grenzgesichert; 751 hatte es das Privileg des „apostolischen Stuhls“ erhalten. Es wurde zweifelsfrei nach den Regeln Benedikts geführt. Es zählte unter Abt Sturm „bis auf 400 Brüder, außer den vielen Novizen und niedern Personen“ und hatte bei Sturms Tod „durch Vergabungen von Privaten und Fürsten, insbesondere Pipins und Karl des Grossen“ 63 Besitzungen, die von Graubünden bis zur Nordsee reichten, von der Elbe bis zur Maas und den Vogesen [so schon Böhringer 1849, 129].

Doch im Kloster Fulda waren die zentralen Schriften **für das eigene Haus** nicht bekannt

- **weder** die Regel Benedikts,
- **noch** die *Vita Bonifatii*, die „wohl um 760 [...] der angelsächsische Priester Willibald in Mainz [...] verfaßt [hat]“ (PKat II, 475; dazu mit Ab-

bildung VII.32, ein 103 Bl. umfassendes Konvolut in eindeutig **karolingischer** Minuskel, datiert 1. Viertel 9. Jh., worin rätselhafter Weise wiederum eine Erwähnung der Gründung des Klosters Fulda fehlt),

- **noch** die Briefe des Bonifatius selbst, die in Paderborn in einer Sammelhandschrift „Mainz, Ende 8. Jahrhundert“ auftraten [PKat VII.33], ebenfalls eindeutig in einer karolingischen Minuskel geschrieben,
- vom **Fehlen** der Vita Sturms, des Abtes also, der Fulda sofort zu Glanz und Größe gebracht hatte, ganz zu schweigen (und das, obwohl im Fuldaer Verzeichnis ein „Sancti Fursei liber“ enthalten ist, vermutlich die Vita des Furseus, des Missionars der Ostangeln und neben Columban bekanntesten Iren im Frankenreich, gest. 647).

Doch weiter [Fulda 1992, 13]:

„Darauf, dass das Kloster Fulda schon etwa zwei Jahrzehnte später im Ostteil des Frankenreichs einer der wichtigsten Träger des allgemeinen christlichen Bildungswillens der Karolinger sein würde, weist das Bücherverzeichnis **nicht** hin - es sei denn, es ließe sich nachweisen, dass es als die Bestandsaufnahme gedacht war, von der man zwecks Aufbau einer diesem Bildungswillen entsprechenden Bibliothek ausgehen wollte.“

Während der erste Satz durchaus nachvollziehbar ist, was dann aber den „christlichen Bildungswillen der Karolinger“ ins Reich der Märchen verweisen würde, ist der zweite Teil schon deshalb kindisch, weil das Verzeichnis tief versteckt in einer Sammelhandschrift schlummerte, die in dem Verzeichnis, wie gesagt, fehlt: wie kann jemand in ein Buch, das ihm ja zur Verfügung gestanden haben muss, Bücher verzeichnen, die ihm ebenfalls greifbar waren, ohne das Buch, in das er es gerade schrieb, zu erwähnen?

Und endlich:

„Die Sprachgestalt des Verzeichnisses lässt **unvollkommene Lateinkennnisse** des Schreibers vermuten. Mit der orthographischen Lautgestalt eines Namens wie Basilius oder von Wörtern wie *epistola*, *apostolus*, *dialogi* scheint er **nicht** vertraut gewesen zu sein.“

Der Schreiber kann daher nicht der Bibliothekar gewesen sein, was die These von der „Bestandsaufnahme“ ohnehin ad absurdum führt. Und dass Mönche, die Probleme mit dem Schreiben selbst einfacher Wörter hatten, eine Bildungsoffensive hätten starten können, darf bezweifelt werden.

Nun wäre es für die Historiographie ein Leichtes, sich von dem Text des ersten Bücherverzeichnisses überhaupt zu distanzieren, was aber aus diversen Gründen nicht geht: Zum einen ist das Verzeichnis in der für das frühe Fulda typischen *angelsächsischen* Minuskel verfertigt. Würde es gekippt, müsste die Frage gestellt werden, wie man denn im frühen Fulda wirklich schrieb und zwar so, dass es Gnade in den Augen des großen Gründers Bonifatius gefunden hätte.

Zum zweiten wäre zu fragen, welchen Bestand welcher Bibliothek das Verzeichnis erfasst, wenn es *nicht* Fulda ist. In *insularer* Schrift wurde u.a. auch in Mainz oder Hersfeld geschrieben. Dann allerdings macht die Aufschrift RATGART auf dem Einband das Ganze noch verdächtiger. Zum dritten müssten dann auch die übrigen Manuskripte der Basler Hs. chronologisch gekippt werden, denn warum sollten diese einen Bezug zu einer datierbaren Realität haben, das Bücherverzeichnis aber nicht.

Zum vierten schließlich müsste die Datierung der *angelsächsischen* Minuskel völlig neu aufgerollt werden, die ja bekanntlich eine Schrift war, die im Gefolge der *karolingischen* Schriftreform aus den Skriptorien verschwunden sein soll. Eine Umdatierung der *angelsächsischen* Minuskel könnte aber nur bedeuten, sie vorzuverlegen, also ins 7. oder gar 6. Jh. Das scheidet aber aus, da England selbst erst im 7. Jh. christianisiert wurde [vgl. PKat II, 467]. Die Missionsarbeit des Furseus im 7. Jh. wäre dann obendrein erledigt.

Eine Verlegung ins 10. oder 11. Jh. wiederum würde den gesamten (!), in *karolingischer* Minuskel abgefassten Bestand von Tausenden herrlichster Handschriften (man denke nur an das „Lorscher Evangeliar“!) in Frage stellen. Denn wie hätte nach der „Einführung“ der schönen, klaren und unschwer nachzuvollziehenden „karolingischen“ Schrift jemand auf die Idee kommen können, eine erheblich „schlechtere“ Schrift zu entwickeln? Wobei Leute, die diese Schrift dann benutzten, des Lateins so stümperhaft nur mächtig waren, dass sie die oben angeführten Standardwörter („epistola“!) nicht richtig schreiben konnten. Und wie hätten solche Leute die von Karl dem Großen geforderte Bildungsinitiative („epistola de litteris“) starten können?

Die Zwickmühle, in der die Historiographie steckt, ist also nicht zu übersehen. Diese wird allerdings noch verzwickter, wenn wir das älteste deutsche Bücherverzeichnis einmal den aufgeführten Titeln nach Revue passieren lassen.

Unter Punkt 6 – in dem freilich abgeschabten (!) Teil des Verzeichnisses – erscheint nämlich eine „*Apocalypsis apostoli sancti Pauli*“. Die Bearbeiter des Verzeichnisses tun diesen Titel ab mit einem [Fulda 1992, 6]: „Vielleicht die apokryphe *Visio sancti Pauli*; oder vielleicht der aus Fulda stammende nordostfranzösische Apokalypscodex mit Homilien des Caesarius von Arles.“

Wieso Caesarius von Arles unter dem Decknamen „postul s̄ci pauli“ in Erscheinung treten soll, ist nicht nachvollziehbar und die „Visio sancti Pauli“ ist nicht ‚apokryph‘. Immerhin gibt es einen unter diesem Rubrum laufenden lateinischen Text auch in St. Gallen [dort Codex 317] sowie weitere Paulus-Apokalypsen auf griechisch, armenisch, koptisch und syrisch. Die aktuellste NT- und Apokryphen-Edition schreibt denn auch [NT 1999, 1196]:

„Im *Abendland* war besonders die lateinische Paulus-Apokalypse *sehr wirksam* (Einwirkung auf *Dantes* Göttliche Komödie).“

Vielleicht war ja Dante in Fulda (oder St. Gallen) auf Besuch und hat die Paulus-Apokalypse dort einsehen können?

Die älteste erhaltene Paulus-Apokalypse liegt inzwischen als Teil der Codices von *Nag Hammadi* auch in einer einwandfreien deutschen Übersetzung vor [NT 1999, 1223-1226]. Die Schriften der Bibliothek von Nag Hammadi in Oberägypten waren 1945 gefunden worden. Sie enthielten bekanntlich u.a. den Text des Thomas-Evangeliums, was den NT-Forscher Burton L. Mack zu dem Ausruf veranlasste [Mack 2000, 88]:

„Die Experten waren *fassungslos*.“

Nun stehen wir nicht minder fassungslos vor dem Fakt, dass in Fulda (oder wo auch immer im deutschen Sprachraum) in der Zeit „um 800“ eine Paulus-Apokalypse kursiert haben muss, die eine völlig andere Theologie beinhaltet als das, was in den biblischen Kanon Eingang gefunden hat. Die Editoren von NT 2000 datieren die Entstehung der ältesten Paulus-Apokalypse auf das 2. bis 4. Jh. und beschreiben diese völlig andere Theologie des Werkes so [NT 1999, 1223]:

„Der Text ist eine Auseinandersetzung mit 2 Kor 12,1-5. Während Paulus nach 2 Kor 12 nur bis zum dritten Himmel entrückt wird (für damalige Verhältnisse durchaus hoch genug, um bis zu Gottes Thron zu gelangen), wird er nach der Apokalypse bis zum 10. Himmel entrückt. Der ‚alte Mann‘, den Paulus nach Kapitel 8 dieses Textes im

siebenten Himmel begrüßt, ist wohl der *traditionelle Schöpfergott*. Doch zusammen mit den zwölf Aposteln geht Paulus in den zehnten Himmel. – Die Zehnzahl stammt aus der Sibyllinistik und meint die Sphäre, die dem heidnischen Seher und Propheten zukommt. Für Gnostiker bedeutet die Rezeption dieser Überlieferung: **Paulus und auch sogar die Zwölf stehen höher als der Schöpfergott!**“

Dies ist sensationell. Ein über Gott stehender Paulus und das ganze in Fulda „um 800“ zu lesen! Irgendwie beginnt man zu begreifen, warum der Eintrag mit der Paulus-Apokalypse in späterer Zeit abgeschabt wurde.

Das Fuldaer Verzeichnis verfolgt eine klare Ordnung: Zuerst kommen (1-6) Schriften aus dem NT, anschließend (7-13) solche aus dem AT. Die Theologische Fakultät Fulda erkennt denn auch [Fulda 1992, 12]:

„Es fällt auf, dass man um 800 in Fulda offenbar **noch nicht** die ganze Hl. Schrift besitzt.“

Interessant! Doch nicht nur das. Bei der Auflistung der Schriften des NT fällt auch auf, dass die Offenbarung (Apokalypse) des Johannes fehlt und an ihre Stelle unbezweifelbar die des Paulus tritt. Eine solche Zusammenstellung, die überdies im Fuldaer Verzeichnis noch sub Nr. 3 mit einem Titel „*Sanctus Lucas est medicus*“ (zu einem nicht näher definierbaren Text) gewürzt wird, widerspricht dem Standard der Überlieferung und der aktuellsten Bibelforschung [z.B. Mack 2000, 384ff]: Was angeblich *Tertullian*, *Klemens von Alexandria*, *Eusebius*, *Hieronymus* und *Augustinus* zur Fixierung des christlichen Kanons beigetragen haben, könnte sich daher eben so als Chimäre entpuppen wie diese Personen als fiktiv. Im Fuldaer Verzeichnis erscheint von den Kirchenvätern ohnehin nur Augustinus mit den sub 28. genannten „*Sermones sancti Augustini*“. Aber vielleicht konnten die Schriften der Kirchenväter nur deshalb in der Zeit „um 800“ nicht beschrieben und gelesen werden, weil es sie noch gar nicht gab? Ich komme darauf zurück.

Auch das immer wieder als entscheidendes Datum zur Kanonisierung der Bibel herangezogene erste Konzil christlicher Bischöfe in *Nicäa* [zuletzt Mack 2000, 384f] entpuppt sich in der wichtigsten und zudem orts-nächsten byzantinischen Quelle *Theophanes* als eine Streiterei über theologische Feinheiten, der nur wenige Zeilen gewidmet sind. Von dem Ringen um Kanonisierung findet sich nirgends eine Spur [Mango/Scott 1997, 44].

Fulda und der Staffelsee

Nun gibt es zur ältesten Fuldaer Bücherliste ein wichtiges und obendrein zeitgleiches Pendant, das die Historiographie zwar bestens *kennt*, bisher aber noch nicht zur Beantwortung der Frage untersucht hat, was denn „um 800“ so in deutschen Bibliotheken gestanden haben mag. Es handelt sich um das Inventar des Klosters auf der Insel *Wörth* im oberbayerischen Staffelsee, überliefert in den *Brevium Exempla* (= BE), das sind Musterbeispiele für Zusammenstellungen von kirchlichen und fiskalischen Besitzungen. Das BE wird seit jeher auf die Zeit zwischen 770 und 800 datiert und mit zahlreichen anderen Verzeichnissen in Zusammenhang gebracht wie denen der Klöster bzw. Kirchen von *Milz*, *Weißenburg* im Wormsgau, *Fulda*, *Münnerstadt*, *Solnhofen*, aber auch dem *Lorscher Reichsurbar* und dem *St. Galler Klosterplan* [Metz 1954]. Den St. Galler Klosterplan hat V. Hoffmann 1989 als Fiktion erkannt und Illig als nicht-karolingisch enttarnt [Hoffmann 1995; Illig 1996, 262f].

Das Staffelsee-Inventar ist ausweislich des mir vorliegenden Faksimile in einer feinen *karolingischen* Minuskel geschrieben und – wiewohl in vertauschten Lagen gebunden, aber doch von gleicher Hand geschrieben – untrennbar mit einem zentralen Dokument Karls des Großen verknüpft, nämlich seinem „*Capitulare de villis*“ (= CV, Codex Helmstadiensis 254 der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel).

Ebenso wie die BE und die ebenfalls damit physisch verbundenen und von gleicher Schreiberhand stammenden Briefe *Papst Leos III.* an Karl den Großen, ist auch das CV in nur einem einzigen (!) Exemplar auf uns gekommen, obwohl es sich dabei um eine für das ganze, riesige Reich verbindliche Anweisung zum „richtigen Wirtschaften“ handelt. Der Text soll aus dem Besitz des protestantischen Kirchenhistorikers *Matthias Flacius Illyricus* († 1575) stammen, ist also wie vieles, was wir noch kennen lernen werden, eine ziemlich „späte“ Entdeckung, mehr als 700 Jahre nach seiner angeblichen Niederschrift. Das CV wird uns ebenfalls noch ausführlicher beschäftigen.

Auf folio 9r finden wir nun folgenden Bücherbestand der St. Michaelskirche auf der Insel *Wörth* (vgl. Abb. 5):

- Die sieben (!?) Bücher Moses („*liber eptaticu[m] Moysi*“), das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth und vier Bücher der Könige und zwei Bücher „*Paralipomenon*“ in einem Band (die beiden ersten

iii. Xlviij. senex in Corpale in Droru. Pluma
 tu sen coln duni. Delibri. liber epistolam moysi.
 Xlibri Josue & lib iudicu & Ruth & libri regu in & lib
 bri paralippomenon in Inuno volumine lib p salmoru
 dunt & lib parabule salomonis. Xliber ecclesiate.
 Xlib canonicu canonicoru & lib sapientie & liber ierusalu
 simach & lib iob & liber iobi & lib iudith & lib hester
 Xlibri duomachabeoru in uno volumine libri xii pphetaru
 & libri herdre duo in uno volumine liber xxiij pos
 toloru & lib epistolaru pauli & libri iiii epistolaru cano
 nicaru & lib apocalipsin in uno volumine lib lectora
 pntis tabula lamini cupri nix deaurat habent parax. i
 liber omelaru duosoru iuc torum i. liber beati gregori
 quadraginta omelaru i. libri sacroru toru in lib lecto
 onu ii. liber canonu xccpaur i. lib expositio p salmo
 ru sine uctora i. lib quatuor euu gelioru uenistari
 libri uictoriaru ii. lib comitoru hieronimi in iacche
 um i. lib regula benedicti. Et ibi de u tro dunt tunc
 plene de plubo tabule iii. Xunonisi & calami. cxxx



Abb. 5: Bücherverzeichnis des Klosters auf der Insel Wörth im Staffelsee, eindeutig in einer karolingischen Minuskel (das Gesamtverzeichnis steht zwischen den eckigen Marken). Der zugrunde liegende Text ist zeitgleich mit dem „Capitulare de villis“ entstanden, um 770 – 800. Warum hatte das unbedeutende Wörth eine unvergleichlich bessere Bibliothek als Fulda?



336

Abb. 6: Brakteat des Udalschalk von Eschenlohe (1184-1202). Ein ähnlicher Brakteat (nur Kopf mit Mithra, Stab und Banner, und mit flachem Rand) wurde bei Ausgrabungen auf Wörth gefunden. Warum wurde der Fund verheimlicht?

Bücher Könige sind im AT als erstes und zweites Buch Samuel zu finden; die beiden Bücher Paralipomena als erstes und zweites Buch Chronik).

- Die Psalmen Davids, das Buch der Sprüche („parabole“ könnte auch mit weiten Sinne mit „Weisheit“ übersetzt werden), der Prediger Salomon, das Hohelied Salomon, Jesus Sirach, Hiob, Tobias, Judith, Esther und die beiden Makkabäer-Bücher in einem Band.
- Die Bücher von zwölf Propheten und die beiden Bücher „Hesdrae“ (i.e. Esra und Nehemiah) in einem Band.
- Apostelgeschichte, Paulusbriefe, sieben Bücher von „epistolaru[m] canonicaru[m]“ (vermutlich die restlichen Apostelbriefe) sowie die Apokalypse (welche?) in einem Band.
- Ein Buch mit Lesungen für das Kirchenjahr.
- Ein Buch mit Predigten verschiedener Autoren.
- Ein Buch mit 40 Predigten des seligen („beati“) Gregors. Warum Gregor der Große als „beatus“ und nicht als „*sanctus*“ erscheint, bleibt unklar. Schließlich wurde er, der Überlieferung gemäß, sofort nach seinem Tod am 12. 3. 604 von der Römer Bevölkerung „heilig“ gesprochen.
- Drei Bücher Sakramentare.
- Zwei Bücher mit (weiteren) Lesungen.
- Ein Buch mit Exzerpten des Kanons.
- Ein Buch mit Psalter-Exzerpten bzw. -Deutungen ohne Autor.
- Ein altes („vetustus“) Buch mit den vier Evangelien (als „Vetus“-Bücher wurden in der Zeit des aufkommenden Buchdrucks im 15. und 16. Jh. grundsätzlich *Handschriften* bezeichnet).
- Zwei Bücher mit Gesängen („libri antifonarii“).
- Ein Buch mit dem Kommentar des Hieronymus zu Matthäus.
- Ein Buch mit den Regeln des Hl. Benedikts.

Es bedarf keiner großen mengentechnischen Kenntnisse, um sofort festzustellen, dass der geistliche Komplex auf der nur 38 ha großen Insel Wörth „um 800“ eine unvergleichlich bessere Bibliothek besessen hatte als das Kloster Fulda, die deutsche Speerspitze des Christentums. Dies verhält sich allerdings umgekehrt proportional zu den wirtschaftlichen Gegebenheiten.

Der karolingische Kirchenbau auf Wörth wurde im Langhaus mit 23,5 m Länge und 13 m Breite ergraben, die Fuldaer Mönche hatten 820 aber schon die größte Basilika nördlich der Alpen fertig gestellt. Der gesamte Wörther Klosterbesitz ist auf „doch über“ 250 ha veranschlagt [Haas-Gebhard 1999, 147 u. 141]. Die Zahl der Wörther Mönche wird laut

Fremdenführer mit etwa einem Dutzend angegeben (ihre Klauen wurden bei den 1992-97 stattgehabten Grabungskampagnen nicht gefunden). Aus Fulda kommt zur Sturm-Zeit mit ihren riesigen Ländereien, die sich über 63 reichsweit verstreute Besitzungen erstrecken, siehe oben, die Kunde von allein 400 Brüdern.

Da das alles niemals zu einander passen kann, muss eines der beiden zeitgleichen Klöster aus der Karolingerzeit „um 800“ verschwinden. Dabei böte sich Wörth als erstes schon deshalb an, weil die Grabungen ein so unendlich schlichtes Ensemble zu Tage gebracht haben, dass man sich schon fragt, wo denn diese, Fulda weit überragende Bibliothek überhaupt Platz gefunden haben mag. Außerdem ist den Ausgräbern ein böser Patzer unterlaufen.

Sie haben verheimlicht, bei den Grabungen auch einen *Brakteaten* gefunden zu haben, mit ziemlicher Sicherheit als unter dem Augsburger Bischof *Udalschalk von Eschenlohe* (1184-1202) geprägt identifizierbar (Abb. 6). Dies stellte sich heraus, als ich nach einem Besuch der *Prähistorischen Staatssammlung München* im Mai 2000 und einer dort höchst anregend gestalteten Führung durch Frau Dr. Barbara Wührer einige Dias mir zu Veröffentlichungszwecken ausbat. Dort war der besagte Brakteat eindeutig zu erkennen, fotografiert auf blauem Untergrund.

Brakteaten, sog. „Hohlpfennige“ und z. T. sogar weniger als 0,4 g schwer, sind aber bekanntlich eine hyperinflationäre Erscheinung des 12. Jhs. Sie beginnen um 1130 und verschwinden um 1200 in ihrem Kerngebiet zwischen Elbe, Main und Weser fast schlagartig wieder [Cahn 1998, 9], im südlicheren Deutschland kommen sie noch als aufs 13. Jh. datiert vor.

Nun kann natürlich auch im 12. oder 13. Jh. jedermann auf Wörth einen Brakteaten verloren haben. Aber die Tatsache seines Fundes in der Festschrift für einen hochverdienten prähistorischen Gelehrten zu verschweigen, ist ein höchst fragwürdiges Vorgehen.

Sollte nun Wörth als „karolingische“ Anlage zur Streichung anstehen, wäre dies allerdings der *Abgrund* für die gesamte Karolinger-Forschung. Denn mit dem *BE* würde auch das zeitgleiche *Capitulare de villis* fallen (von den Briefen Leos III. an Karl ganz abgesehen), und damit eine der tragenden Säulen der Karls-Geschichtsschreibung bersten.

Fiele das *CV*, würde es obendrein auch die berühmte „*karolingische Minuskel*“ mit sich in die Tiefe reißen. Denn dass eine Schrift „um 800“

entsteht, danach wieder verschwindet, um Hunderte von Jahren später wiederum neu zu entstehen, ist Unsinn.

Würde die Forschung allerdings das „karolingische“ Fulda zurückziehen, um Wörth als „karolingisch“ zu retten, wäre das Desaster in nichts geringer. Denn der Rückzug Fuldas aus der Karolingerzeit würde sämtliche Beziehungen dieses christlichen Bollwerks zu Karl dem Großen kappen, und damit wäre sein „Bildungsauftrag“ im Reich der Märchen verschwunden.

Die weiteren „karolingischen“ Bücherbestände in Fulda

Das *zweite* Bücherverzeichnis des Klosters Fulda lässt auch nicht gerade aufatmen, ist es doch ebenfalls vorherrschend in *angelsächsischer* Minuskel geschrieben ([Fulda 1992, 20f]; vgl. Abb. 7). Es ist im Akkusativ gehalten, das erste war im Nominativ, und konfrontiert uns mit insgesamt sechs verschiedenen Titeln, wobei der Schreiber nur dürftige Kenntnisse des Lateinischen besessen haben dürfte, schreibt er doch „misalem“, „sancti Agustini“ und „antipharium“. Immerhin enthält es die „regulam sancti Benedicti“.

Daran anschließend kommt gleich das *dritte* Bücherverzeichnis, allerdings nicht in Spaltenform, sondern durchgeschrieben und das in einer „Mischschrift aus *karolingischer* und *angelsächsischer* Minuskel“ [Fulda 1992, 21]. Die Auswertung klingt irgendwie bizarr, denn die Editoren schreiben [ibid. 22]:

„Aus dem Neuen Testament sind drei Titel angeführt: die Apostelgeschichte, die sieben apostolischen Briefe und die Apokalypse des Evangelisten Johannes. Mit *Ausnahme der vier Evangelien und der Paulusbriege* gehört also das *ganze* Neue Testament zum verzeichneten Buchbestand.“

Als der im Verzeichnis genannte *abbas* wird „eher Hraban als sein Nachfolger Hatto (842-856) zu sehen sein“ [ibid. 23]. Wie der Hochwürdigste Herr mit einem Evangelium *ohne* die vier Evangelien zurecht gekommen ist, erfahren wir leider nicht. Die Editoren weichen dem Problem aus, indem sie die Bücherlisten samt der folgenden *vierten*, die acht Titel verzeichnet, endlich in *karolingischer* Minuskel geschrieben und auf 838/55 datiert, als *Rückläufe* in das Kloster bezeichnen, die dieses ausgeliehen hatte [Fulda 1992, 25]:

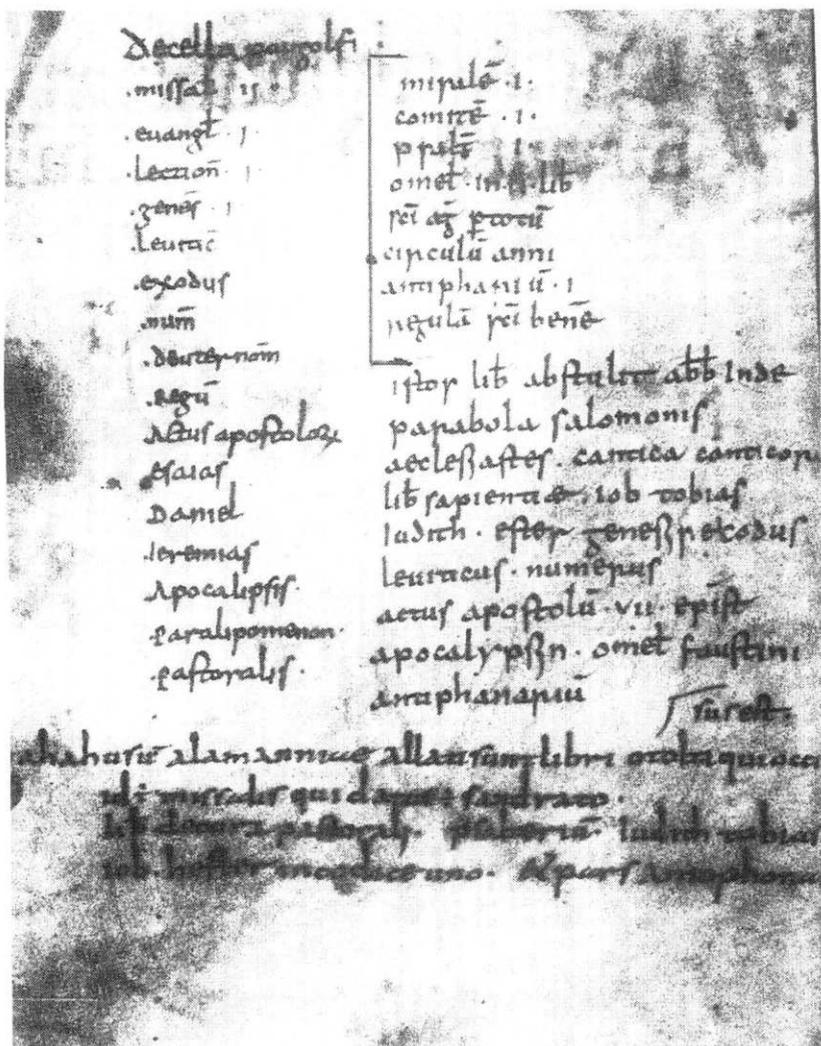


Abb. 7: Zweites Fuldaer Bücherverzeichnis, 1. Hälfte 9. Jh., in angelsächsischer Minuskel (das Gesamtverzeichnis besteht aus den acht Zeilen rechts oben). Der Schreiber beherrschte geläufige lateinische Wörter nicht, z.B. schreibt er „misalem“, „Agustini“ oder „antipharium“.

„Als die Bücher zurückkamen – eingetragen sind 48 Titel – scheint die Aufzeichnung der Klosterbibliothek bereits so weit fortgeschritten gewesen zu sein, dass man die **zurückgeholt**en Bücher, immerhin wenigstens 33 verschiedene Schriften, nicht mehr an ihrer regulären Stelle im Bestand verzeichnen konnte.“

Abgesehen davon, dass die Aufzeichnung der Klosterbibliothek dann offenbar ein sich über Jahrzehnte hinstreckender Vorgang gewesen sein muss, ist doch zu fragen, warum der Fuldaer Bibliothekar die Bücher nicht mehr richtig einordnen konnte und die Verzeichnisse der „Heimkehrer“ in so schütterem Latein abgefasst wurden.

Das **fünfte Bücherverzeichnis**, als „Fragment des Bibliothekskatalogs“ bezeichnet, ist nun der lange erwartete Gigant. Geschrieben in **karolingischer** Minuskel führt es allein in der Abteilung Hl. Schrift 41 Bände. Dazu 31 von 37 Schriften des Hl. Hieronymus und von den etwa 100 Schriften des Augustinus auf jeden Fall 22.

Dieses fünfte Verzeichnis offenbart unter den Positionen 32 bis 34 allerdings gleich eine weitere Sensation. Es sind dort nämlich verzeichnet [Fulda 1992, 27]:

„Item evangelium Iohannis et Lucae **greco latinum**. Item psalterium **greco latinum**. Item epistolae **greco latinae**.“

Damit muss die Geschichte der abendländischen Rezeption griechischer Texte komplett neu geschrieben werden! Bisher galt als wissenschaftlicher Standard, was Ullman/Stadtler formuliert hatten [1972, 90; übers. PCM]:

„Griechische Manuskripte [...] waren **fast inexistent** im mittelalterlichen Europa; sie mussten aus dem Osten von byzantinischen Gelehrten wie Manuel Chrysolares oder von eifrigen italienischen Studenten wie Giovanni Angeli da Scarperia, Guarino Veronese und Giovanni Aurispa gebracht werden.“

Chrysolares kam bekanntlich 1397 nach Florenz, wo er möglicherweise auf ein in der Bibliothek **Boccaccios** (hypothetisch) vorhandenes griechisches Fragment der „Hekuba“ des **Euripides** gestoßen sein mag, das **Leonzio Pilato**, der Griechischlehrer Boccaccios, zwischen 1360 und 1362 geschrieben haben soll, sowie auf die *Ilias* und die *Odyssee* des **Homer** mit einer lateinischen Übersetzung zwischen den griechischen Zeilen, was aber fraglich ist. Jedenfalls erscheinen im Verzeichnis der Bibliothek Boccaccios von 1451 **keine** griechischen Handschriften [ibid., 91].

Die ältesten bekannten Originalurkunden der mittelbyzantinischen Zeit stammen aus dem 10. und 11. Jh., der berühmte „Kaiserbrief aus St. Denis“, angeblich 9. Jh., gilt als umstritten. Die älteste in der griechischen Buchschrift („Buchminuskel“ oder „kalligraphische Minuskel“) geschriebene Handschrift, der Codex Uspenskij [Evangeliar, Leningrad, Gr. 219] stammt aus dem Jahr 835 [Hunger/Stegmüller 1961, 98, 94].

Und jetzt also kommt Fulda daher und hat – etwa gleichzeitig oder wenig später – nicht nur zwei Evangelien, sondern auch den Psalter und die Apostelbriefe in „*greco latinum*“! Bedauerlicherweise sind diese zweisprachigen Fuldaer Codices spurlos verschwunden. Unter dem „*greco latinum*“ kann dabei nur eine Gegenüberstellung der Texte in den beiden Sprachen in einander gegenüber stehenden Schriftblöcken verstanden werden. Doch Bischoff hatte bislang unwidersprochen ausgeführt [1986, 48]:

„Seit dem *XII. Jahrhundert* herrscht das Streben, Text und Kommentar, zu einem geschlossenen Schriftblock zu vereinigen. Dies Ziel ist [...] vielleicht nach dem Vorbild griechischer Kommentarhandschriften des römischen und kanonischen Rechts erreicht.“

Das römische und das kanonische Recht treten erst im 11. und 12. Jahrhundert in deutlichere Erscheinung.

Den Blick in die Bibliothek des Klosters Fulda in der Karolingerzeit können wir endgültig und ratlos senken, wenn wir jetzt noch ein *weiteres* Bücherverzeichnis zu Rate ziehen, das *Johann Friedrich Schannat* 1729 in seinen „*Historia Fuldensis*“ in gedruckter Form aus einer inzwischen *verschollenen* Quelle zum Besten gegeben hat [Fulda 1992, 57-84]. Dieses Verzeichnis, ebenfalls ins 9. Jh. datiert, enthält eine Abteilung „*Regulae vitae monasticae*“, die doch sage und schreibe *19 verschiedene* Mönchsregeln von Klöstern aus ganz Europa enthält (Burgund, Gallien, Iro-Schottland, Portugal, Sevilla, Arles, Luxeuil, Annegray, Fontaine, Süditalien, Canterbury, Lyon). Als Verfasser der Regeln lernen wir neben Benedikt auch einen „Magister“ kennen, der eine Vorläuferin der Benedikt-Regeln verfasst haben soll, sowie Regeln des Augustinus und des Athanasius, die in den heute existierenden Schriftenkanons der Kirchenväter völlig unbekannt sind. Die Editoren erklären dazu [Fulda 1992, 73]:

„Dass ein Kloster des 9. Jh. über eine derart umfangreiche Regelsammlung verfügt, ist [...] *ungewöhnlich*; denn im Verlauf des 8.

Jahrhunderts hat sich in Frankreich die Regel des hl. Benedikt immer mehr *durchgesetzt*. [...] Hinter der Sammlung verschiedener Regeln im Kloster Fulda steht daher zu der Zeit, in der sie angelegt wurde, sicher auch eine *bewahrende Absicht*. [...] Die monastischen Hauptströmungen des frühen Mittelalters sind darin deutlich vertreten.“

Da in den vorangegangenen Verzeichnissen zumeist die Regel Benedikts fehlt, in deren Tradition die Fuldaer Mönche aber „streng“ [ibid. 75] gelebt haben sollen, ist die Verwirrung komplett, zumal sogar eine „Regula monachorum *Aegyptii*“ in die Bibliothek Eingang gefunden hatte. Aber vielleicht waren die eigentlich zum abgeschirmten Leben in ihrer Abtei verpflichteten Fuldaer Mönche in Wahrheit weit reisende Leute, schließlich ist ja auch die im ersten Verzeichnis entdeckte Paulus-Apokalypse in dem im oberägyptischen Nag Hammadi entdeckten Papyrus-Bestand vorhanden?

Es bleibt überdies erstaunlich, dass die Mönche in Fulda nicht nur die für sie selbst geltende Regeln Benedikt immer wieder studieren konnten, sondern auch damit konkurrierende Regeln. Die Äbte müssen wohl sehr viel Interpretationsarbeit geleistet haben. Aber das dürfte der umfassende Bildungsauftrag Karls unschwer mit abgedeckt haben.

(Es folgt Teil II mit einem Blick in die Bibliotheken von Corbie und St. Gallen.)

Literatur

- Barth, R. (2000): „Klosterbibliotheken im Mittelalter“; unter <http://biblio.unibe.ch/stub/vor196/05/lit.html>. Ausdruck vom 12. Juli.
- Barthel, Gustav (1972): *Konnte Adam schreiben? Weltgeschichte der Schrift*; Köln
- Bischoff, Bernhard (1986): *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*, 2. überarb. Aufl.; 1986
- Böhringer, Friedrich (1849): *Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien*. Zweiten Bandes erste Abtheilung; Zürich
- Cahn, Herbert A. (1998), „Vorwort des Sammlers“; in: *Katalog zur Auktion 87 der Münzen und Medaillen AG*; Basel
- Canfora, Luciano (1998): *Die verschwundene Bibliothek. Das Wissen der Welt und der Brand von Alexandria*; Hamburg

- Capitulare de villis* (1971) = Cod. Guelf. 254 Helmst. der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel; herausgegeben und eingeleitet von Carlrichard Brühl (mit Faksimile); Stuttgart
- Christie's (2000): *The Library of William Foyle*, 3 Bde; London
- Duft, Johannes (1983): „Die Handschriften-Katalogisierung in der Stiftsbibliothek St. Gallen vom 9. bis zum 19. Jahrhundert“; in Scarpetetti, Beat Matthias von: *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen, 9*-99**; St. Gallen
- Dutschke, CW. / Dutschke, D.J. / Rouse, R.H. (Hg. 1986): *Medieval and Renaissance Manuscripts in Californian Libraries. I. Claremont Libraries*; Los Angeles
- (Hg. 1991): --. *II. University of California, Los Angeles*; Los Angeles
- Forstner, Carl (1962): *Die karolingischen Handschriften und Fragmente in den Salzburger Bibliotheken* (Ende des 8. Jh. bis Ende des 9. Jh.); Salzburg
- Fulda (1992) = *Mittelalterliche Bücherverzeichnisse des Klosters Fulda und andere Beiträge zur Geschichte der Bibliothek des Kloster Fuldas im Mittelalter*. Herausgegeben von Gangolf Schimpf in Zusammenarbeit mit Josef Leineweber (†) und Thomas Martin; Frankfurt/M.
- Geuenich, Dieter (1983): „Die volkssprachliche Überlieferung der Karolingerzeit aus der Sicht des Historikers“; in *DA* 39, 104-130
- Gilissen, Léon (1973): *L'expertise des écritures médiévales*; Gent
- (1977): *Prolégomènes à la Codicologie*; Gent
- (1985) = *Calames et Cahiers. Mélanges de codicologie et de paléographie offerts à Léon Gilissen*; Brüssel
- Glenisson, Jean (1988): *Le livre au moyen age*; o.0.
- Goodspeed, Edgar J. / Sprengling, Martin (1912): *A Descriptive Catalogue of Manuscripts in the Libraries of the University of Chicago*; Chicago
- Haas-Gebhard, Brigitte (1999): „Archäologische Ausgrabungen auf der Insel Wörth im Staffelsee“; in *Dedicatio. Hermann Dannheimer zum 70. Geburtstagstag*, 140-161; Kallmünz/Opf.
- Hajnal, István (²1959) : *L'enseignement de l'écriture aux universités médiévales*; Budapest
- Hentze, Wilhelm (Hg. 1999): *De Karolo rege et Leone papa*. Der Bericht über die Zusammenkunft Karls des Großen mit Papst Leo III. in Paderborn 799 in einem Epos für Karl den Kaiser. Mit vollständiger Farbproduktion nach der Handschrift der Zentralbibliothek Zürich, Ms. C 78; Paderborn
- Histoire (1989) = *Histoire des bibliothèques françaises. I. Les bibliothèques médiévales, du VIe siècle à 1530*, sous la direction d'André Vernet; Paris
- Hoffmann, Volker (1995) : „Der St. Galler Klosterplan – einmal anders gesehen“; in *ZS* VII (2) 168 (Ursprungsreferat von 1989)
- Homburger, Otto (1962): *Die kolorierten Handschriften der Burgerbibliothek Bern. Die vorkarolingischen und karolingischen Handschriften*; Bern
- Hunger, Herbert u. a. (1961): *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur*. Band I; Zürich

- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- Ker (1978) = *Medieval Scribes, Manuscripts & Libraries. Essays presented to N.R. Ker*. Edited by M.B. Parkes and Andrew G. Watson; London
- (1985) = *Books, Collectors and Libraries. Studies in the Medieval Heritage*. N.R. Ker. Edited by Andrew G. Watson; London u. Ronceverte (enthält Kers Essays zwischen 1937 und 1981)
- Krieg, Paul M. (1931): *Das Professbuch der Abtei St. Gallen*. St. Gallen / Stifts-Archiv. Cod. Class. 1. Cist. C. 3. B. 56; Augsburg
- Langosch, Karl u. a. (1964): *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur*, Band II; Zürich
- LeMaire, Jacques (1989): *Introduction à la codicologie*; Louvain-la-Neuve
- Löffler, K. (1922): *Deutsche Klosterbibliotheken*. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage; Bonn · Leipzig
- Löwe, Heinz (1983): „Die Entstehungszeit der Vita Karoli Einhardts“; in *DA* 39, 85-103
- Mack, Burton L. (2000): *Wer schrieb das Neue Testament? Die Erfindung des christlichen Mythos*; München
- Mango, Cyril / Scott Roger (Hg. 1997): *The Chronicle of Theophanes Confessor. Byzantine and Near East History AD 284-813*; Oxford
- Martin, Paul C. (1996): „Hinweis auf ein merowingisches Manuskript“; in *ZS* VIII (2) 191
- Mazal, Otto (1999): *Geschichte der Buchkultur 1. Griechisch-römische Antike*; Graz
- McKitterick, Rosamond (1989): *The Carolingian and the written word* (Reprint 1995); Cambridge
- Metz Wolfgang (1954): „Zur Entstehung der Brevium Exempla“; in *DA* 1954, 395-416
- Mütherich, Florentine / Gaehde, Joachim E. (1976): *Karolingische Buchmalerei*; München
- NT (1999) = *Das Neue Testament und frühchristliche Schriften*. Übersetzt und kommentiert von Klaus Berger und Christiane Nord; Frankfurt/M. · Leipzig
- Ochsenbein, Peter (Hrsg.): *Das Kloster St. Gallen im Mittelalter. Die kulturelle Blüte vom 8. bis zum 12. Jahrhundert*; Stuttgart
- Pandette I, II = *Handschrift des „Codex Justiniani“* („Le Pandette di Giustiniano“, 2 Bde., 907 Bl., Faksimile, Florenz 1983)
- Pearse, Roger (2000): Tertullian in the Renaissance: The rediscovery of his work in the 15th century; unter <http://www.tertullian.org/rediscovery.htm>. Ausdruck vom 28. Februar
- PKat I, II, III s. Stiegemann/Wemhoff
- Sachsen (1996) = *Von der Liberey zur Bibliothek. 440 Jahre Sächsische Landesbibliothek* (Ausstellung); Dresden

- Saenger, Paul (1985): *A Catalogue of the pre-1500 Western Manuscript Books at the Newberry Library*; Chicago · London
- Sotheby's (1982): *Catalogue of Twenty Western illuminated Manuscripts from the fifth to the fifteenth century from the library at Donaueschingen*; London
- (1985): *Hidden Friends. A Loan Exhibition of the Comites Latentes Collection of Illuminated Manuscripts from the Bibliothèque Publique et Universitaire*, Geneva; London
- St. Gallen (1999) = Peter Ochsenbein (Hrsg.): *Das Kloster St. Gallen im Mittelalter. Die kulturelle Blüte vom 8. bis zum 12. Jahrhundert*; Stuttgart
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (Hg. 1999): *Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*. Katalog der Ausstellung Paderborn 1999, 3 Bände; Mainz
- Ullman, Berthold L. (1954): „A List of Classical Manuscripts (in an eighth century codex) perhaps from Corbie“; in *Scriptorium* 1954, 24-37
- Ullman, Berthold L. / Stadter, Philip A. (1972): *The Public Library of Renaissance Florence. Niccolò Niccoli, Cosimo de' Medici and the Library of San Marco*; Padua
- Villa, Claudia (1995): „Die Horazüberlieferung und die ‚Bibliothek Karls des Großen‘. Zum Werkverzeichnis der Handschrift Berlin, Diez B. 66“; in *DA* 51, 29-52.
- Weijers, Olga (Hg. 1989): *Vocabulaire du livre et de l'écriture au moyen age. Actes de la table ronde, Paris 24-26 septembre 1987*; Turnhout
- Zahn, Peter (2000): „Geschichte des Bibliothekswesens“; unter <http://www.ib.huberlin.de>; Kopie vom 14. Juli
- Zimelien (1975/6) = *Abendländische Handschriften des Mittelalters aus den Sammlungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin*; Ausstellung 13. Dezember 1975 - 1. Februar 1976 (Katalog); Wiesbaden

Autoren und Titel von Beiträgen in Sammelbänden, Festschriften usw. werden im Text separat zitiert. Das Verzeichnis wird in den fortgeführten Teilen ergänzt.

Dr. Paul C. Martin 24640 Schmalfeld, Langenhorn 24

Naturwissenschaftler verteidigen ,ihren' Thron

MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen

Heribert Illig

„Gegner glauben, uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.“ Johann Wolfgang von Goethe: *Maximen und Reflexionen* [Sektion: *Nachlass*]

Wie im letzten Heft schon erwähnt [361f], ist der Aachener Otthron wieder zu einem Karlsthron geworden. Verantwortlich dafür zeichnet Dr. Sven Schütte, der seine einschlägigen Forschungen im Katalog der Ausstellung „Kronungen“ vorstellt. Als erstes Argument bringt Schütte eine Beobachtung, begleitet von einer wahrheitsfernen Behauptung:

„Die fehlende Abnutzung des Bodens unter dem Thron zeigt, dass diese Fläche vom Zeitpunkt der Verlegung des Bodens an nicht mehr zugänglich war: Der Thron muß sehr bald nach Verlegung des Bodens an dieser Stelle errichtet worden sein. *An der karolingischen Datierung des Bodens sind bisher keine Zweifel geäußert worden*“ [Schütte 214; fettkursive Hvgh. hier und im folgenden von H.I.].

Schütte selbst weiß es besser, ist doch am 16. 6. 1999 sein Leserbrief gegen Toppers und vor allem meine Thesen in der *F.A.Z.* abgedruckt worden („Verdachtschöpfer gegen die mediävistische Fachwelt“). Dort brach er eine Lanze für die lückenlose dendrochronologische Eichenchronologie und attestierte: „hanebüchene Unkenntnis“, „schlichter Schwindel“, „Heribert Illig geht sogar so weit, Ergebnisse von Forschern in ihr Gegenteil zu verkehren“, „sträfliche Vernachlässigung“ [von H.I. richtiggestellt in *ZS* 3/99, 394f].

Heuer gönnte er sich am 12. 4. im *Museum für angewandte Kunst* in Köln einen ungewöhnlichen Diskussionsbeitrag, bei dem er anonym bleiben wollte. Nach meinem Vortrag belehrte er die Anwesenden, dass auf S. 209 meines Buches eine Literaturangabe falsch sei, denn das genannte Heft sei ein Jahr später erschienen als bei mir angegeben. Zum Beweis präsentierte er das Original, bot allen Anwesenden Einsicht an und stellte maliziös die rhetorische Frage, ob mir die Fachgelehrten vielleicht deshalb nicht antworten würden, weil ich so schlampig arbeite. Dann warf er mir vor, ich könne gar nicht wissen, dass die Aachener Kuppel aus Stein gebaut sei. Ich antwortete, die Kuppel sei bei der wilhelminischen Restauration untersucht worden und der daran beteiligte

Albrecht Haupt habe 1913 davon berichtet, dass beim Bau Tuffstein oder Oolith verwendet und dass von ihm die Fugenbreite vermessen worden sei [s. Illig 1996, 28].

Argumente interessierten Schütte an diesem Abend nicht, weshalb er sich dem Thron zuwandte. Er warf mir vor, nicht zu wissen, dass die steinernen Anteile erwiesenermaßen karlszeitlich seien und dass es auch die Bretter wären. Darauf ließ sich nur antworten, dass ich mich auf den aktuellen Forschungsstand bezöge. Daraufhin belehrte er mich und die Zuhörer, dass er den aktuellen Forschungsstand vertrete, der in drei Monaten auch publiziert werde. Schließlich behauptete er kühn, dass die laufende Ausstellung im Römisch-Germanischen Museum „massenhaft“ Material aus der Karolingerzeit zeige, wohingegen einer der Ausstellungsmacher befunden hat, dass „Fränkisch-merowingische Siedlungsfunde und -befunde des 5.–8. Jhs. äußerst selten“ sind, trotz der vielen archäologischen Aktivitäten im Rheinland [vgl. ZS 2/2000, 285].

Niemand weiß also besser als Schütte, dass es sehr wohl Zweifel an der karolingischen Datierung des Kirchenbodens samt Kirche gibt. Er bringt auch selbst sein erstes Argument in Misskredit, betont er doch wenig später [Schütte 216], dass die „unter dem Thron durchkriechenden mittelalterlichen Pilger“ an den vier Steinpfosten Spuren einer „intensive[n] Abnutzung“ hinterlassen haben. Und am Boden nicht? Demnach sind die Fliesen erneuert worden oder Teppiche haben den Boden vor Abnutzung geschützt oder die Pilger schwebten. In allen Fällen ist Schüttes erster Befund, sein erstes Resultat wertlos. Die karolingerzeitliche Datierung sieht er durch zwei weitere Resultate gestützt:

„Die Profile sämtlicher Plinthen des Throns korrespondieren mit karolingischen Profilen der Aachener Marienkirche.

Die Marmorplatten des Throns sind mit »karolingischem« Mörtel in der Nut der Plinthe fixiert.“ [Schütte 220]

Doch mit beiden Beobachtungen wird nur bestätigt, dass Thron und Kirche wahrscheinlich der gleichen Zeit entstammen. Den dendrochronologischen Ergebnissen hat Schütte eine eigene Passage gewidmet.

Dendrochronologisches Debakel vor 1000

Gemäß Schütte zählte bereits 1958 Felix Kreuzsch die Jahresringe an den Eichenbrettern des hölzernen Throneinbaus, was mangels einer Standardsequenz zu keiner Schlussfolgerung führen konnte. 1967 führte Ernst Hollstein, der ‚Konstrukteur‘ dieser Standardsequenz [vgl. Niemitz 1995]

eine Untersuchung durch, wegen deren Ergebnis auch noch jener Bernd Becker eingeschaltet wurde, der die Standardsequenz weit in Richtung Eiszeitende fortgesetzt hat. Erst 1976 veröffentlichte Leo Hugot, dann Ernst Hollstein selbst die Ergebnisse. Wir erfahren nunmehr, wie Hollstein zu seinen Ergebnissen gekommen ist, wie weit Beckers Datierungen prüfbar sind und wie die Dendrochronologen heute die Arbeit ihrer beiden Gründungsväter einschätzen:

„Für die Messung standen insgesamt fünf Holzstücke zur Verfügung. Da die Anzahl der Ringe der einzelnen Stücke für eine Datierung nicht ausreichend war, bildete Hollstein *eine Mittelkurve* der Hölzer und datierte diese Mittelkurve insgesamt. Obwohl das ermittelte Datum »um 900« lag, wurden die bis zur Außenkante des Stammes fehlenden Jahresringe *so geschätzt*, dass die Krönung Ottos I. 936 als wahrscheinliche Datierung für die Hölzer angenommen werden konnte.

Die Messung stammte zwar aus der Frühzeit, den »Kinderschuh« der dendrochronologischen Methode, wurde aber bis 1999 nicht angezweifelt. Erst dann erweckten der sehr frühe Zeitpunkt der Untersuchungen und parallele Fälle, bei denen sich in dieser Zeit gewonnene Datierungen als *zweifelsfrei nicht haltbar* erwiesen, Bedenken und führten dazu, das Problem erneut anzugehen.

Die damals beteiligten Labors (Trier, Hohenheim) wurden gebeten, die alten Messungen erneut zu überprüfen, andere (Köln, Hamburg, Göttingen), neue Messungen vorzunehmen und zu versuchen, eine Datierung zu erzielen.

Die Resultate können wie folgt zusammengefaßt werden: Ernst Hollsteins Datierung *kann nicht mehr nachvollzogen werden*, die Unterlagen für die Datierung Beckers sind *nicht mehr vorhanden*. Aus der Sicht der heutigen Dendrochronologie mit ihrer wesentlich weiter entwickelten Methodik und wesentlich strengeren Maßstäben ist die bisherige dendrochronologische Datierung der Aachener Thronbretter definitiv nicht mehr vertretbar. Die Aussage, die hölzerne Innenkonstruktion des Throns sei zur Krönung Ottos I. 936 errichtet worden, ist nicht länger haltbar.

Im Jahre 2000 wurde in Kiel eine erneute 14C-Analyse der Hölzer durchgeführt, da die Tränkung der Hölzer mit Chemikalien für die heutige, weiterentwickelte Methodik kein grundsätzliches Problem mehr darstellt.

Was deren Ergebnis und die Ergebnisse erneuter dendrochronologischer Untersuchungen der Hölzer betrifft, sei auf die Separatpublikation zum Thron verwiesen.“ [Schütte 219f]

So steht die Dendrochronologie wieder ganz am Anfang: Die Arbeit ihrer Gründungsväter ist im Kern wertlos und die drei beauftragten Dendro-Labors scheinen mit den modernsten Methoden nicht in der Lage zu sein, fünf dicke Eichenbretter innerhalb eines vernünftigen Zeitraums mit der Standardsequenz zu synchronisieren. Denn ihre Ergebnisse sind nicht in den Ausstellungskatalog eingegangen, und die angekündigte Separatpublikation ist bis zum 7.9. (hier Redaktionsschluss) nicht erschienen.

Vor Zeiten hat Prof. Max Kerner den *Überrest des hölzernen Ringankers in der Aachener Kuppel* als einziges Argument für eine karolingerzeitliche Datierung des Baus vorgetragen [vgl. *ZS* 2/97, 264ff]. Auch dieses kaum brauchbare Holzstück ist von Hollstein datiert und in sein Standardwerk aufgenommen wollte, mangelte es doch gerade für das 7. bis 9. Jh. lange Zeit an benutzbaren Holzstücken. Hierzu erfahren wir Aktuelles in der „*Kunstchronik*“, herausgegeben vom *Zentralinstitut für Kunstgeschichte* in München. Matthias Exner beschäftigt sich hier kritisch mit der großen Ausstellung in Paderborn und prüft die neue Datierung von Matthias Untermann für die Aachener Pfalzkapelle, nämlich Fertigstellung im Jahrzehnt vor 788:

„Angelpunkt der Umdatierung ist das Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung eines 1966/67 freigelegten Fragments vom Ringanker im Oktogon der Pfalzkapelle. Angesichts des durch Feuchtigkeit und Holzschädlingsbefall arg reduzierten Stückes, das von Felix Kreuzsch in einem Hohlraum des in diesem Bereich weitgehend vermorschten Ringankers geborgen wurde, hielt sich Ernst Hollstein bei der Auswertung seiner Jahrringkurven vorsichtig zurück. 1980 verwies er auf den einer genaueren Datierung entgegenstehenden Schädigungsgrad und gab als mögliche Fällungszeit der verwendeten Eiche schließlich das Datum 776 (+/- 10) an (*Mitteleuropäische Eichenchronologie*, Mainz 1980, S. 45). 1967 hatte dagegen Kreuzsch unter Berufung auf Hollstein als Ergebnis derselben Untersuchung noch das Jahr 790 (+/- 6) genannt (*Berichte des Karlsvereins zur Wiederherstellung des Aachener Domes im 120. Jahre seines Bestehens* 1967, S. 22); erneute Überprüfung der damaligen Analysen durch das Labor des Rheinischen Landesmuseums Trier im De-

zember 1999 ergab, dass die *Jahringkurven nicht synchronisierbar und damit nicht datierbar sind* (freundl. Mitteilung M. Neyses, Trier). Liest man bei Kreuzsch die Umstände der Probenahme nach (*ebd.* S. 21f.), so versteht man, warum die Architekturgeschichte in den folgenden drei Jahrzehnten auf die Ergebnisse dieser Analysen nicht Bezug nahm.“ [Exner 250]

Exner verwundert sich deshalb, wie der larvenzerfressene Holzrest plötzlich zum Hauptargument für eine Umdatierung werden konnte. Aber auch Prof. Max Kerner hat sich schon an diesen Ankerrest geklammert, war doch nur aus ihm ein naturwissenschaftlicher Beweis für eine karolingische Pfalzkapelle zu gewinnen und gegen meine These vorzubringen:

„Und diese dendrologischen [sic !] Untersuchungen beweisen eindeutig, dass das dort verwendete Holz in der Zeit zwischen 780 – da ist eine kleine Varianz drin – bis 820 geschnitten sein muß“ [Kerner am 1.1.97; vgl. *ZS* IX (2) 264].

Wir verstehen nun, dass Kerner hier den allerletzten Notnagel eingesetzt hat, bevor die „karolingische“ Kuppel einstürzt. Heute lässt sie sich nur noch durch Verdrehungen und Rüpeleien stützen.

Inwieweit die Dendrochronologie überhaupt Vertrauen verdient, darf nunmehr mit noch mehr Recht gefragt werden. Wir erinnern uns an die Vorwürfe, die 1991 von den französischen Dendrochronologen Lambert und Lavier gegenüber anderen französischen, Schweizer und deutschen Kollegen vorgebracht worden sind:

„Diese erzeugen Zauberdaten [,magic dates'], die nur auf ihren eigenen Überzeugungen beruhen – auf der Grundlage von geheimen Verfahren und Standardsequenzen [,secret procedures and masters'] (d.h. nicht genau festgelegt, nicht diskutiert und nicht publiziert). Also: Wie können wir denn die Glaubwürdigkeit der von diesen Labors erstellten Daten prüfen?“ [Niemitz 1995, 310].

So hat nicht zuletzt die Debatte um die Phantomzeitthese dazu geführt, dass eine bestens beleumdete naturwissenschaftliche Methode in Misskredit gerät – markanterweise durch ihre eigenen ‚Ergebnisse‘. Ihr Anspruch auf jahrgenaue Datierung hat vor dem 2. Millennium keinen Bestand; ihre Resultate sind in wichtigsten Fällen nicht wiederholbar – wohl das schlimmste Verdikt gegen eine naturwissenschaftliche Methode. Die

C14-Methode ist schon früher wegen ihrer massiven chronologischen Mängel in die Kritik geraten [Illig 1988; Blöss/Niemitz 1997].

Aber die Kollegen anderer Fakultäten lassen sich noch immer von dieser Scheingenauigkeit beeindrucken und bringen dendrochronologische Argumente vor, ohne die Methodik und ihre Leistungsfähigkeit einschätzen zu können. Aber auch Naturwissenschaftler selbst überschätzen das von ihnen entwickelte Instrumentarium.

Astronomische ‚Präzision‘

Im letzten Heft war darüber zu berichten, dass eine Zeitschrift wie „*Archäologie in Deutschland*“ den Gegenbeweis zur Phantomzeit ausgerechnet über Sonnenfinsternisse und nicht über Grabungsergebnisse führen wollte [ZS 2/2000, 281]. Dabei wurde schlicht und einfach übergangen, dass die astronomische Debatte seit Jahren läuft und dass die vorgebrachten Beispiele an den antiken Quellen (Livius, Plutarch) scheitern. Insofern war es Fries-Knoblach und Fricke [2000] gegen ihre Absichten nicht gelungen, die Phantomzeitthese „schlagend zu widerlegen“.

Selbstverständlich habe ich die Redaktion auf die Mängel ihres Artikels verwiesen und einen nachbessernden Leserbrief geschrieben. Da die Zeitschrift immerhin vom „Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland“ herausgegeben wird, hätte man erwarten dürfen, dass offensichtliche Uninformiertheiten und Fehler samt dem daraus resultierenden Fehlurteil im nächsten Heft korrigiert würden. Die Landesarchäologen behelfen sich anders: Sie berichtigen nichts, sondern entfernen die Rubrik „Meinungen unserer Leser“! Es geht also der Redaktion – wie nach den vorausgegangenen, ebenso substanzlosen Attacken (meine Verunglimpfung durch Prof. Matthias Becher, die zurückgenommene ‚Widerlegung‘ meiner Kalenderbetrachtung durch Dr. Béatrice Richter [AiD 3/99, 389; 4/99, 78; 1/00, 75ff]) zu erwarten – tatsächlich nicht um die angekündigte Diskussion, sondern nur darum, meine These und meine Person zu desavouieren. Sie versteht sich demnach als Lobby unantastbarer herrschender Lehre.

Ein ähnliches Kabinettstück hat sich die Zeitschrift „*Sterne und Weltraum*“ geleistet. Ihre Redaktion druckte in ihrem Juli-Heft eine Leserbriefanfrage, in wie weit meine These naturwissenschaftlich geprüft werden könne, und gab unter „U.B.“ eine bemerkenswerte Antwort (s. Folgeseite). Drei Punkte möchte ich hervorheben.

Historische Zeitskala astronomisch verifizierbar?

Es gibt die These, dass im frühen Mittelalter drei Jahrhunderte hinzuerfunden seien, indem ein nicht existierender Zeitraum fälschlicherweise mit Legenden belegt sei. (Heribert Illig, »Das erfundene Mittelalter«, 7. Auflage 1999, ECON-Verlag). Die kunsthistorischen und baugeschichtlichen Indizien bilden eine Wissenschaft für sich. Von astronomischem Belang ist der Hinweis, dass bei der Kalenderreform von 1582, als Papst Gregor XIII. zehn Kalendertage strich, es richtiger gewesen wäre, wenn er 13 Tage gestrichen hätte. Das stützt die obige These, wird aber nicht als Hauptargument benutzt, vielleicht, weil eine unkorrigiert gebliebene Verschiebung des Frühlingspunktes um 2,7 Tage zu unbedeutend und durch Ungenauigkeit zu erklären ist.

Meine Frage ist: Für welchen Zeitraum der Vergangenheit liefert die Astronomie eine Zeitskala, die mit der historischen Überlieferung unbezweifelbar synchron ist? Welches sind die ältesten, einwandfrei datierten Beobachtungen, die sich astronomisch nachrechnen lassen?

Dr. Hilmar Bindewald,
Beverungen

Durch die Beobachtung von Sonnen- und Mondfinsternissen ist die historische Chronologie bis 709 v. Chr. astronomisch eindeutig beleg- und synchronisierbar. Berühmte Beispiele solcher Finsternisse, die für Herrn Bindewalds Fragestellung von Belang sind, liegen in den Jahren 484 n. Chr. und 585 v. Chr. Aus ersterer hat Edmund Halley die Abbremsung der Erdrotation erkannt; letztere hat den Abbruch der Schlacht am Halys in Kleinasien verursacht. Aber auch die antiken Planetentheorien und -beobachtungen besagen, dass seit mindestens 200 v. Chr. die Zeitrechnung stimmt. Und schließlich passen auch die Sternpositionen von Hipparch und Ptolemäus zu den heutigen nur dann, wenn man die Präzession der Erdachse nach der »offiziellen« Zeitrechnung anbringt. In einzelnen Fällen bestätigt sich dies sogar noch durch die Eigenbewegung.

Neben den astronomischen gibt es eine Vielzahl weiterer physikalischer Zeitmessmethoden, die das behauptete Fehlen von 300 Jahren als baren Unsinn entlarven. Dazu gehören die Datierung mit C^{14} , die den Zerfall radioaktiver Kohlenstoffatome misst, weiter die Dendrochronologie, die das Aneinanderfügen von klimabedingten Mustern der Jahresringe von Bäumen benutzt, die Thermolumineszenz-Datierung, die Schäden in Kristallen durch die kosmische Strahlung verwendet, und schließlich die Sedimentchronologie, die jährliche Schlammablagerungen u.ä. zählt.

Am Rande sei erwähnt, dass wir keinerlei sachliche Begründung für die Behauptung sehen, dass die gregorianische Datumskorrektur um drei Tage zu klein gewesen sei. Der Frühlingsanfang liegt da, wo Gregor XIII. und seine astronomischen Berater ihn haben wollten. Wir kennen das Buch von Herrn Illig nicht, würden uns aber nicht wundern, wenn es seine so offensichtlich irri- gere Kernbehauptung durch genauso irri- gere Randargumente stützen wollte. U.B.

Aussriss aus *Sterne und Weltraum* [7/2000, 516]

Zum ersten nennt sie keine einziges Prüfinstrument, das nicht bereits in der Diskussion angesprochen und von unserer Seite kommentiert worden wäre. Demnach wurde jede eingehende Recherche vermieden.

Zum zweiten erstaunt die bornierte Arroganz anerkannter Wissenschaft. Schließlich erbittet die Redaktion mögliche Heftbeiträge ans *Max-Planck-Institut für Astronomie* in Heidelberg und somit an eine seriöse Adresse. Was soll man aber von einem Rezensenten halten, der stolz darauf ist, das kritisierte Buch *nicht* zu kennen!? Dies erinnert mich – auch ein astronomischer Skandal, in einem viel bedeutenderen Umfeld – an eine bekannte Geschichte. Als Galilei die hohe Geistlichkeit bat, einen Blick durch sein neu entwickeltes Teleskop zu werfen, verweigerte diese, weil sie ohnehin zu wissen glaubte, dass da nichts zu sehen wäre. Seit dem 17. Jh. haben sich die Fronten verschoben: Die katholische Kirche sieht sich nicht mehr als oberste Instanz in naturwissenschaftlichen Fragen und entschuldigt sich sogar für ihr Verhalten gegenüber Galilei. An ihre Stelle sind die sogenannten exakten Wissenschaften getreten – und haben prompt die inquisitorischen Methoden übernommen.

Die daraus resultierenden Fehleinschätzungen der Redaktion sind zwangsläufig. So ist von Methoden die Rede, die „das behauptete Fehlen von 300 Jahren als baren Unsinn entlarven“. Hätte man das zugrunde liegende Buch oder zumindest die gestellte Frage gelesen, so hätte man immerhin begreifen können, dass es nicht um das Fehlen, sondern um das Zuviel von 300 Jahren geht, was ja auch in diesem Fach einen gewissen Unterschied darstellt. Dass man bei den gepriesenen Methoden – C14 oder Dendrochronologie – noch nie gezweifelt, noch nie kritische Fragen gestellt hat, ist hingegen sehr gut nachvollziehbar. Der Trugschluss, dass selbstverständlich die historische Chronologie bis -709 durch Finsternisbeobachtung eindeutig belegt sei, bedarf keines neuerlichen Kommentars mehr, würde er doch genau so wenig wie unsere früheren einschlägigen Ausführungen gelesen.

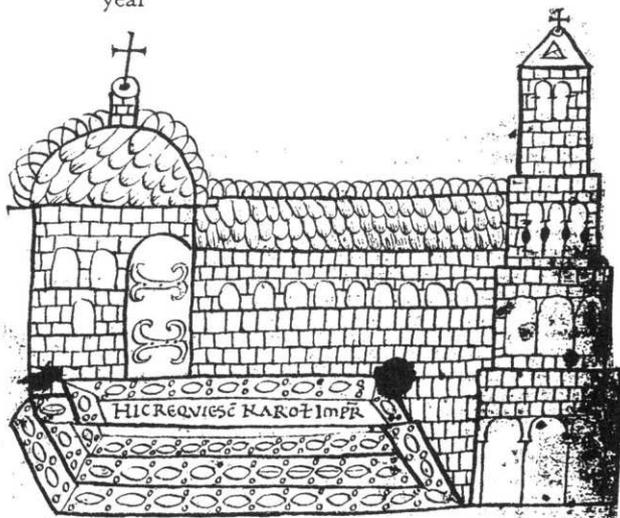
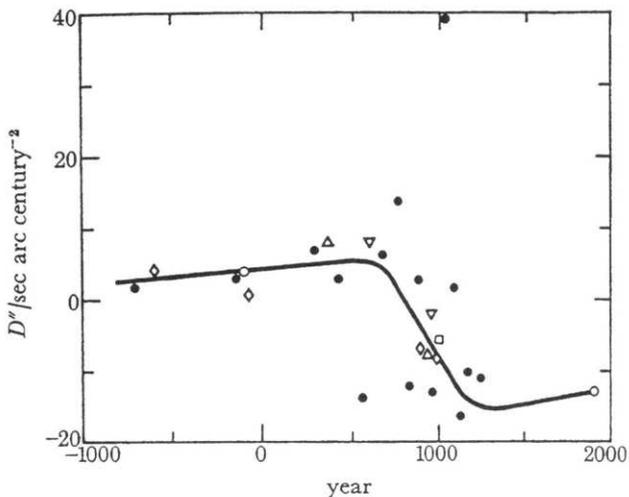
Zum dritten hat „U.B.“ selbst einen Hinweis gegeben, inwiefern astronomischen Rückrechnungen zu misstrauen ist. Aus der Finsternis von 484 n. Chr. „hat Halley die Abbremsung der Erdrotation erkannt“. Was bedeutet dies? Ich erläutere es mit einem Beispiel des Astronomen Richard Stephenson [1999]. Ein babylonischer Astronom schrieb, dass 24 Grad nach Sonnenaufgang eine Sonnenfinsternis stattfand. Aus seinen Angaben wird der 15. April 136 v. Chr. und die Uhrzeit 8.45 Uhr ermittelt. Nun ergibt die moderne Rückrechnung etwas anderes, nämlich eine nicht über Babylon, sondern über Mallorca sichtbare Finsternis und dem-

nach eine Zeitdifferenz von 3,25 Stunden. Stephenson und L.V. Morrison haben mit zahlreichen derartigen Vergleichen herausgebracht, dass die Tageslänge seit -500 um täglich ungefähr 50 Millisekunden zunimmt. So erkläre sich die gut dreistündige Zeitdiskrepanz zwischen dem babylonischen Bericht und der modernen Rückrechnung.

Mit einem vergleichbaren Ansatz hat bereits Edmond Halley (1656 – 1742) festgestellt, dass sich die Erdrotation verlangsamt – die reziproke Aussage. In beide Berechnungen geht selbstverständlich der zeitliche Abstand zwischen dem Zeitpunkt der Rückrechnung und dem der einstigen Beobachtung ein. Beide Male ist davon ausgegangen worden, dass unsere Zeitachse stimmt, womit die fraglichen 297 Jahre in der Rechnung enthalten sind. Daraus folgt zwingend, dass wir bei derartigen Rückrechnungen Gefahr laufen, einen Zirkelschluss zu produzieren. Jede bisherige Prüfung auf zeitlichen Abstand hin zu einem antiken oder frühmittelalterlichen Ereignis konnte die Existenz der 297 Jahre nur bestätigen, nachdem sie implizit vorausgesetzt worden ist. Oder anders formuliert: Die von Halley konstatierte Abbremsung der Erdrotation fiel zahlenmäßig viel deutlicher aus, wenn von 484 n. Chr. bis zu Halleys Berechnung (der Einfachheit halber auf 1700 angesetzt) nicht 1216, sondern nur 919 Jahre vergangen wären.

Entsprechende Korrekturfaktoren werden spätestens seit Halley in derartigen Rückrechnungen berücksichtigt. Wenn sich bei den aktuellen Rückrechnungen von Stephenson und Morrison immer noch deutliche Abweichungen zeigen, bestätigt sich, dass die himmlische Retrokalkulation noch immer verbesserungsfähig ist. Weiter kommt hinzu, dass wir gar nicht exakt wissen, ob wir Halleys oder Stephensons Beobachtung überhaupt auf die richtige Finsternis beziehen. Wir haben im Falle von Livius, Plutarch, Gregor von Tours oder auch Herodot längst erfahren, dass sich die Archäoastronomen die jeweils passende Finsternis herausuchen, weil nur in seltenen Fällen die Rechnung eindeutig auf eine Finsternis hinführt.

Es gibt hier ein noch weiterreichendes Problem. Der von mir wiederholt herangezogene Robert R. Newton hat die mittelalterlichen Finsternisberichte deshalb ausgewertet, um ebenfalls der Erdbeschleunigung auf die Spur zu kommen. Sein resultierende Graphik blieb allerdings rätselhaft (s.S. 485 [Newton 1974, 109]): Sie zeigt den Beschleunigungsparameter D'' (bezogen auf Sekunden je Jahrhundert) im Zeitraum zwischen -700 und +2000. Eigentlich wäre durchgehend eine ‚Gerade‘ wie zwischen



- Beschleunigungsparameter D'' als Funktion der Zeit zwischen -700 und heute. Die durchgehende Linie wurde von Hand durch die Punkte gelegt. Sie stammen von verschiedenen Beobachtungen: • Auftreten einer Sonnenfinsternis, \diamond Gemessene Zeit einer Mondfinsternis, \circ Gemessene Zeit einer Mondkonjunktion oder -bedeckung, Δ Gemessene Zeit einer Sonnenfinsternis, ∇ gemessene Magnitude einer Sonnenfinsternis, \square Mondposition, abgeleitet aus astronomischer Tafel [Newton 1974, 109].
- Aachener Pfalzkapelle laut Ademar von Chabanne (s.S. 490).

-700 und +600 und dann wieder zwischen 1300 und 2000 zu erwarten. Das dramatische ‚Bremsen‘ dazwischen ist „durch gegenwärtige geophysikalische Theorien nicht erklärbar“ [ebd, 114] * – allenfalls dadurch, dass zu Ehren von Karl. d. Gr. gerade um 800 das Beschleunigen in ein Abbremsen übergang. Seitdem werden als Ursachen Änderungen im Magnetfeld der Erde, Veränderungen ihres mittleren Radius und selbst Massenverlagerungen innerhalb der Erde diskutiert. Eine zwanglose Erklärung liefert die Phantomzeittheorie: Der ‚unerklärliche‘ Rückgang erklärt sich durch den Einschub der rund 300 Jahre, durch die diesem Zeitraum zugeschriebenen Finsternisse und durch den falsch angesetzten zeitlichen Abstand aller antiken Beobachtungen.

Es wäre demnach an der Zeit, dass die zuständige Fakultät die Grundannahmen und -voraussetzungen ihrer Rechnungen kritisch überprüft. Erst danach kann sie sich mit Kompetenz und Gewinn zu den 297 erfundenen Jahren äußern; dann gäbe es auch weniger Grund für Spott und Hohn.

Das gilt auch für all jene Astronomen und Hobby-Astronomen, die mich via Internet mit beißender Kritik überziehen. Sie sehen offenbar ihre hard- und software für unfehlbar an, wenn es um Rückrechnungen im „Uhrwerk Sonnensystem“ oder um stellare Himmelsereignisse geht. Sie übersehen in ihrem Furor – anders kann man es in manchen Fällen nicht nennen, gehört doch das Internet zu den verrohenden Veranstaltungen –, dass in den meisten Fällen schon die antike Quelle viel zu ungenau ist, um eine unumstößliche Verbindung zu einem rückgerechneten Himmelsereignis zu ermöglichen. Nachdem selbst ein Astronom wie Prof. Dieter Herrmann mehr als einmal diesen wesentlichen Punkt übersehen hat [vgl. Illig 1999a, 84], ist dieses Verhalten verständlich, allerdings nicht immer leicht erträglich.

* Dieses Resultat Newtons findet auf Umwegen ins Bulletin. Ich bin ihm 1993 begegnet, habe es aber in meinem Artikel [3/93] nicht behandelt. Dann hat es Christian Blöss auf der Jahrestagung 1995 an die Wand projiziert, aber in seinem Artikel [3/95] nicht behandelt. In der Debatte in „*Ethik und Sozialwissenschaften*“ [EuS 4/97] sollte es Bestandteil meines Schlusswortes bilden, blieb aber unbehandelt, weil ich es im falschen Buch Newtons suchte. So blieb es, bis mir Dr. Georg Rosenfeldt heuer das Resultat neuerlich zuschickte, diesmal als Artikel Newtons. Dieser Artikel geriet in den papiernen Mahlstrom, der ihn erst knapp vor Redaktionsschluss wieder freigab. Vielleicht gelingt demnächst eine ausführliche Würdigung.

Vielleicht ein spezieller Fall liegt bei dem Verfasser offener Briefe vor, der seit Monaten unermüdlich ‚Beweise‘ für meine astronomische Unfähigkeit, für meine Scharlatanerie und für manch anderes Manko im Internet veröffentlicht. Auch er glaubt selbstverständlich an die unbezweifelbare Kraft seiner Rechnerprogramme. Aber er hat noch weitere, durchaus symptomatische Motive.

Einleitend befürchtet er einen „historischen Nihilismus, wonach wir eigentlich nichts von der Vergangenheit wissen können“ und stellt fest, dass „wir Deutsche aber angesichts unserer besonderen Rolle in diesem Jahrhundert nicht so unbefangen wie andere Völker an die eigene Geschichte herantreten [können]“. Alle diese Ängste hätten sich erledigt, wenn er meine Arbeitsweise zur Kenntnis genommen hätte: Nicht einfach schriftlichen Bekundungen vertrauen, sondern prüfen, inwieweit architektonische und archäologische Funde die Urkunden und Chroniken bestätigen oder widerlegen. Dann hätte sich sofort auch jene Angst erledigt, „dass andere auch für sie suspektere Zeiten, wie etwa die Jahre 1933-45 in Frage stellen“. Das Dritte Reich hat unendlich viele Spuren hinterlassen – Bauwerke, Kriegsschäden, Propagandamaterial jedweder Art, gegnerische Berichterstattung, Zeitzeugenaussagen sonder Zahl etc. etc. –, die ein bedrängendes Zeugnis jener Zeit ablegen. Gerade hier kann eine Prüfung der Evidenz niemals zu dem Schluss führen, dass diese Zeit nie stattgefunden habe. Gerade hier ist das nicht gegeben, was (nur) für das frühe Mittelalter typisch ist und was ich als ersten Untertitel gewählt hatte: „Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit“.

Werde ich schon hier massiv gegen den Strich gelesen, geschieht dies gleich darauf noch massiver. In meinem zweiten Mittelalterbuch habe ich für den Westen wie für Byzanz zwei Szenarien über „wer, wie, wann, warum“ entwickelt [Illig 1999b, 184, 206]. Daraus schließt mein Kontrahent messerscharf, ich hätte eindeutig dargelegt, „‘man‘ sei eben versehentlich in diese falsche Zeitrechnung hineingeschlittert“. Da er gleich darauf betont, dass alle seine Argumente „nur dann gültig [sind], wenn nicht davon ausgegangen wird, dass eine Mega-Verschwörung vorliegt“ – für mich die ‚amtliche‘ Vorgabe durch Kaiser und Papst –, gab und gibt es keinen Grund, auf seine Argumente einzugehen.

Während er sich kaum überbietbare Missverständnisse leistet, lässt er mir noch nicht einmal mikroskopische Unschärfen durchgehen. So hatte ich geschrieben: „Die Erde läuft auf einer elliptischen Bahn mit zwei Brennpunkten und bewegt sich je nach Bahnposition schneller oder lang-

samer“, um zu erläutern, warum die Quartale unterschiedlich lang sind [Illig 1999b, 47]. Er griff sich die erste Satzhälfte heraus und bemängelte, dass sich Kepler etwas anders ausgedrückt habe: „Die Erde läuft auf einer elliptischen Bahn, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht.“ Sofort steht für ihn fest, dass ich „durch eigene Ungenauigkeiten Verwirrung stiften möchte“ und ein weiteres Indiz für meine astronomischen Unfähigkeiten liefere – als hätte ich den Lauf der Erde um die Sonne bestritten. Auch derartige Kritikastereien führen zu keiner Diskussion.

Es wäre zu wünschen, dass derartige Menschen, die sich selbst als „von der Naturwissenschaft stark geprägt“ bezeichnen, ein von ihnen kritisiertes Buch auch aufschlagen (s. „U.B.“) und zumindest die Grundaussagen nicht gänzlich missverstehen. Der schlichte Glaube an exakte Naturwissenschaft – ob nun Archäoastronomie oder Dendrochronologie – kann solche Defizite nicht ausgleichen. Dabei wüssten es doch gerade Vertreter dieser Fächer besser. Nur in wenigen Ausnahmefällen gilt ihnen eine mehr als fünf Jahre alte Literaturstelle als noch zitierfähig, da die Entwicklung vehement voranschreitet. Nichts veraltet schneller als naturwissenschaftliche Fachliteratur. Da würde es sich doch in den beiden geschilderten Fällen und bei C14 anbieten, die methodischen Voraussetzungen auf aktuellem Wissensstand zu überprüfen.

„Historische Chronologie des Abendlandes“

Anna-Dorothee von den Brincken hat, damit verlassen wir aufgewühlte Emotionen, pünktlich zum Millenniumswechsel ein Buch [2000] vorgelegt, das nach langen Jahren wieder einmal zusammenfasst, was unter die Rubriken allgemeine und spezielle Chronologie fällt. In klarer Gliederung erarbeitet sie die Grundbegriffe, zeigt astronomische Kernprobleme, große Kalendersysteme, die Osterfestberechnung und vieles andere mehr, bis hin zur Eschatologie und zum Ende der Zeit. Eine gediegene Arbeit, die nur an manchen Stellen irritiert, etwa bei dem Umstand, dass bald nach Caesar die zuständigen Priester die Schaltregel missverstanden haben und statt in jedem vierten in jedem dritten Jahr den Schalttag einrückten. V.d. Brincken [28] zählt das jeweils erste Schaltjahr mit und spricht deshalb von: statt in jedem fünften in jedem vierten Jahr.

Im Hinblick auf Kalenderreform, auf Caesar und Gregor XIII. erhoffen wir natürlich weiteres Licht auf die Probleme um das Konzil von Nicäa, 325, auch wenn das Buch nirgends auf die aktuelle Debatte ein-

geht. Wir werden aber enttäuscht, werden doch die gebotenen Hinweise nicht hinreichend belegt.

Zunächst befindet die Autorin, dass Caesar die Jahreseckpunkte, also Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen, entsprechend dem alten italienischen Bauernjahr festgelegt habe:

„VIII. Kal. Apr. [25.3.], VIII Kal. Quint. [24.6.], VIII Kal. Oct. [24.9.], VIII. Kal. Jan. [25.12.].

Diese Daten stimmten nicht einmal mit Caesars eigenen Theorien überein, wurden aber für die Folgezeit bestimmend. Für die Christen entschied sich das Konzil von Nikaia wieder für den im Orient verbreiteten 21. 3. als Termin für den Frühlingsanfang und als Osterfestgrenze“ [ebd, 28, ergänzt aus 63].

Demnach hätte das Konzil definitiv die Entscheidung für den schon früher benutzten 21.3. getroffen. Das ist die gängige Ansicht. Und es werden dem Konzil weitere Entscheidungen unterstellt.

„Das Konzil von Nikaia, 325, das vorrangig der Auseinandersetzung mit den Arianern galt und von der Gesamtkirche als Erstes Ökumenisches anerkannt wird, verfügte,

1. daß die Christen selbständig den Termin des Frühlingsvollmondes bestimmen sollten unabhängig von Antiochien;
2. daß sie stets erst am Sonntag danach ihr Osterfest begehen sollten;
3. daß sie in Jahren, in denen der Frühlingsvollmond auf einen Sonntag trifft, grundsätzlich erst am darauffolgenden Sonntag Ostern feiern sollten; auf diese Weise war ggf. ein angemessener zeitlicher Abstand zum jüdischen Passahfest gesichert.

Sogleich brach ein heftiger Streit um den Termin der Äquinoktien aus, denn Caesar hatte den 25. März herausgestellt, die Alexandriner – die Caesars große Vorbilder als Kalendermacher waren – aber den 21. März; in Rom galt zudem auch der alte Brauch, den Eintritt der Sonne in den Widder als Äquinoktium zu feiern, und das war der 18. März.

Der alexandrinische Usus setzte sich infolge der Konzilsbestimmung durch: Ostern war erst nach dem 21. März zu feiern, frühestens am 22. März“ [ebd, 72].

Diese drei Entscheidungen des Konzils werden von den Studien nicht gedeckt, die 1982 in Erinnerung an die Kalenderreform von 1582 im Vatikan vorgetragen worden sind; der Konzilsentscheid für den 21.3. ist

allenfalls durch einen Brief erschließbar [Coyne et al. 1983; vgl. Illig 2000a, 142ff]; der sogleich „heftige Streit“ ist historisch nicht belegt; der alexandrinische Usus setzte sich im Westen durchaus zögerlich durch. Neue Quellen benennt v.d. Brincken nicht, was nicht verwundern muss, da ihre jüngste genannte Arbeit aus eben dem Jahr 1983 stammt, in dem die Kongressakten publiziert wurden. So hätten wir für Caesar als Jahreseckdatum den 25.3., den Plinius d. Ä. für die alten Römer überliefert, dazu den zwischen -45 und +325 virulenten 21.3., weiter in Rom den 18.3. Auch Caesars angebliche Entscheidung für den 25.3. wird durch keine (neue) Quelle belegt – nur durch das bekannte Bedürfnis, von Caesar bis Nicäa das Äquinoktium um 3 Tage zurückfallen zu lassen. A.-D. v.d. Brincken hat hier im Rahmen der herrschenden Meinung argumentiert, dabei auf die längst stimmig gemachten Vorgaben zurückgegriffen und die veränderte Bewertung innerhalb der letzten 17 Jahre übergangen.

Ein hoffnungsvoller Ausblick

Wir schließen diese kritische Sichtung naturwissenschaftlicher Äußerungen mit einem als Artikel erschienenen Leserbrief in der *Aachener Zeitung*. Der Autor bezieht sich auf die dortige Ausstellungen „Krönungen“ und fordert zum Umdenken auf:

„Mythos und Realität des Kaisers

Prof. Dr. Klaus-Peter Lange [...] zweifelt an Karl dem Großen:

Auf einer Tafel neben dem Karlsthron ist zu lesen, man habe mit modernen Datierungsmethoden feststellen können, dass das Holz des Throns am Ende des 8. Jhs. gefällt worden sei. Hier habe man einen der seltenen Momente, wo Karlsmythos und Realität übereinstimmten.

Das erstaunt denn doch! Ist nicht gerade der Aachener Dom selbst das schönste Beispiel für diese Übereinstimmung? Oder zweifeln die Ausstellungsmacher selbst schon daran, dass die Aachener Pfalzkapelle aus der Zeit um 800 n. Chr. stammt?

Seit vorigem Jahr liegt das Buch von H. Illig »Das erfundene Mittelalter« vor, in dem der Autor – gestützt auf die kunst- und architektonische Fachliteratur – wohl unabweisbar argumentiert, dass der Aachener Dom erst kurz vor oder um 1100 entstanden sein kann.

Wie zum Beweis dieser These zeigt die Ausstellung im Krönungssaal denn auch eine Zeichnung des 11. Jhs. von Ademar von Chabannes,

auf der das Grab Karls des Großen vor einer Kirche zu sehen ist, die keine Ähnlichkeit mit der oktogonalen Kirche aufweist, wie wir sie kennen [s.S. 485; H.I.]. Ferner zeigt Illig, dass die Person Karls des Großen weitgehend mythisch, also wahrscheinlich nicht real ist.

Auch wenn man nicht geneigt ist, Illigs Überlegungen zur Chronologie des Mittelalters zu folgen, so bleiben seine Argumente zum Dom und zu Karl stark und fordern den Aachener zu einem Überdenken lieb gewordener Überzeugungen heraus.“

Nicht nur die Aachener sind aufgefordert, sondern alle, insbesondere die Mediävisten, Kunsthistoriker und die den Rahmen absteckenden Naturwissenschaftler sind zum Überdenken lieb gewordener Überzeugungen aufgefordert. Vielleicht wird hier ein Umkehrpunkt markiert, von dem ab die persönlichen Attacken zurückgehen und vielmehr die Schwächen der bisherigen Position ins Auge gefasst werden. Mut macht auch Prof. Thomas Vogtherr, der sich bei der Podiumsdiskussion in Freyburg/Unstrut vor dem Auditorium für all jene üblen Angriffe entschuldigt hat, die seine Kollegen in den letzten Jahren gegen meine Person gestartet haben.

Literatur

- Brincken, Anna-Dorothee von den (2000): *Historische Chronologie des Abendlandes. Kalenderreformen und Jahrtausendrechnungen*; Stuttgart
- Blöss, Christian (1995): „Sonnenfinsternisbeobachtungen in Mitteleuropa von 600 bis 900“; in *ZS* VII (3) 315
- Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (1997): *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können*; Gräffelfing
- Coyne, G.V. S.J. / Hoskin, M.A. / Pedersen, O. (Hg, 1983): *Gregorian Reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to Commemorate Its 400th Anniversary 1582-1982*; Città del Vaticano
- Exner, Matthias (2000): „799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn“; Ausstellungskritik in *Kunstchronik. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte München*, LIII (6= Juni) 2000, 246-257
- Fries-Knoblach, Janine / Fricke, Burkhard (2000): „Reportage: Mittelalter. Die Sonne bringt es an den Tag!“; in *Archäologie in Deutschland* (2/2000) 60f
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/Main
- (1993): „Kalender und Astronomie. Marginalien zu antiker und mittelalterlicher Chronologie“; in *VFG* V (3) 46
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf

- (1999a): „Boulevard und Seminar. Diskutanten und Väter der Phantomzeit mehrten sich“; in *ZS* XI (1) 82
- (1999b): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- (2000a): „Brennpunkt Phantomzeit. Ein Situationsbericht“; in *ZS* XII (1) 126
- (2000b): „Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen“; in *ZS* XII (2) 28
- Lange, Klaus-Peter (2000): „Mythos und Realität des Kaisers“; in *Aachener Zeitung*, 17.8.2000
- Niemitz, Hans-Ulrich (1995): „Die ‚magic dates‘ und ‚secret procedures‘ der Dendrochronologie“; in *ZS* VII (3) 291
- Newton, Robert Russell (1970): *Ancient astronomical observations and the accelerations of the Earth and Moon*; Baltimore
- (1972): *Medieval chronicles and the rotation of the Earth*; Baltimore
- (1974): „Two uses of ancient astronomy“; in F.R. Hodson (Ed., 1974): *The Place of Astronomy In The Ancient World*, A Joint Symposium of the Royal Society and the British Academy; London, und in *Philosophical Transactions of the Royal Society*, A vol. 276, 99-116
- Schütte, Sven (1999): „Verdachtschöpfer gegen die mediävistische Fachwelt“; Leserbrief in *F.A.Z.* vom 16.6.99
- (2000): „Der Aachener Thron“; in *Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos*, Katalog-Handbuch in 2 Bänden; Mainz; S. 213-222
- Stephenson, Richard: *Historical Eclipses and Earth's Rotation*; Cambridge (mitgeteilt in einem Aufsatz ohne Urheberbenennung in *New Scientist* von 1999, unter www.newscientist.com/nsplus/insight/eclipse/intheshadow.html (30.1.99))
- U.B. (2000): „Historische Zeitskala astronomisch verifizierbar?“; in *Sterne und Weltraum* XXXIX (7 [auf S. 513 fälschlich als Heft 6 bezeichnet; H.I.]) 516

Nachträge zur Mittelalterdebatte, kontinuierlich ab 13. 3. 2000

- ◆ 6/98, 582 *Universitas*, Till Bastian: Kalendarische Verwerfungen ◆ *Aachen* 1999 – Max Kerner (*Buch-Hg.*): *Der verschleierte Karl. Karl der Große zwischen Mythos und Wirklichkeit* (Bezug im ersten Absatz der Einleitung) ◆ *Das Mittelalter*, 1999 (4) 65-74 – PD Amalie Föbel: *"Karl der Fiktive, genannt Karl der Große"*. Zur Diskussion um die Eliminierung der Jahre 614 - 911 aus der Geschichte ◆ 14.1. *Wiener Neustädter Nachrichten* – Max Huber: Mein Buchtip. Übers Mittelalter ◆ 22.1. *Thüringer Allgemeine*, Erfurt – Hanno Müller: Angekommen oder nicht ◆ Februar *Die Furche*, Wien – Bettina Schimak: Entmystifizierung, nicht zu glauben (Hrotsvith) ◆ Februar, *Cusaner Korrespondenz*, München, N°. 1-2000 – Karl der Fiktive. Ein Gespräch mit dem Entdecker der frühmittelalterlichen „Phantomzeit“, von Dr. Florian Herrmann ◆ 7.2. *Mindener Zeitung* – Re-

zension des Erfundenen Mittelalter ♦ 17.2. *Tiroler Tageszeitung*, Innsbruck – g.k.: Wer ist die Täterin im Literaturkrimi? ♦ 25.2. *Wiener Zeitung* – Udo Dickenberger: Fälschung hinter Klostermauern? „Hrotsvith von Gandersheim“: Enthüllungen über eine unwahrscheinliche mittelalterliche Autorin ♦ 13.3. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* – Leserbrief von Dr. Friedrich Beyhl zur Eickhoff-Rezension vom 8.2. ♦ März; Wolfram Zarnack (*Buch*): 300 Jahre europäischer Geschichte erfunden? Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums, als Anhang III der 11. Auflage von Wilhelm Kammeier: *Die Fälschung der deutschen Geschichte*; Viöl ♦ 24.3. *Südkurier*, Konstanz – Martin Ebner: Karl der Gefälschte. Das Frühmittelalter erfunden? Zu zwei Büchern von HI ♦ 29.3. *Seligenstadt* am Main – MA-Vortrag von H.I. ♦ 31.3. *Main-Echo*, Aschaffenburg-Hanau – Eine Lücke von 297 Jahren im chronologischen Ablauf der Geschichte. Dr. Heribert Illig versuchte in der Einhardstadt Seligenstadt nachzuweisen, dass Kaiser Karl der Große nur eine Fabelgestalt ist ♦ 1.4. *Kölner Stadtanzeiger* – Richard D. Precht: Der große Karl hat nie gelebt. Die gefälschte Zeit ♦ 12.4. *Museum für angewandte Kunst, Köln* – Der vierte der hl. drei Könige oder Die Frage nach dem Mittelalter, Vortrag von HI; Moderation Dr. Johannes Lehmann ♦ April, *Archäologie in Deutschland* – Janine Fries-Knoblach/Burkhard Fricke: Die Sonne bringt es an den Tag (Reportage Mittelalter) ♦ 19.4. *St. Galler Tagblatt* – Till Bastian: Jesus: nur eine Kopie? (einleitend übers MA) ♦ 25.4. *Darmstädter Echo* – ai: Kulturerbe wie die Kathedralen von Speyer und Aachen (über die Lorscher Torhalle) ♦ 29.4. *Profil*, Wien – Erwin Kisser: Leben wir im Jahr 2000? + Streitgespräch zwischen Prof. Heinz Dopsch und HI, moderiert von Erwin Kisser ♦ 1.5. *dates*, Lahnstein, Mai-Heft – HI: Wer hat an der Uhr gedreht? ♦ Sommersemester *Ruhr-Universität Bochum* – Prof. Werner Bergmann: Die erfundene Zeit. 300 Jahre Mittelalter - Fiktion? Grundlagen des Mittelalters und der Neuzeit. Jeweils Di 10.00 - 12.00 ♦ Mai, Aachen – Hubert vom Venn: *Kaisermord (Aachen-Krimi)* ♦ April, München – Bruno Jonas (*Buch*): Bin ich noch zu retten? (S. 203ff zum fiktiven Karl) ♦ 6.5. *Naumburg* – Vortrag Hans-Ulrich Niemitz: Die erfundene Zeit ♦ 13.5. Zweites *Chronologicum*-Treffen in *München*, ausgerichtet von Gerhard Anwander; als Gast der Rechtshistoriker Dr. Hans Constantin Faussner ♦ 19.5. *Nürnberger Nachrichten* – Richard David Precht: Karl der Fiktive (Wochenmagazin) ♦ 20.5. *Laufenburg* am Rhein (CH), Museum „Schiff“ – „Zeit und Kalender. Eine *Ausstellung* zur Jahrtausendwende“ von Werner Müller (die Ausstellung mit Berücksichtigung des aktuellen Kalenderstreits bleibt bis 8.4.2001; zuvor in Burgdorf bei Bern, Suhr bei Aarau und in Olten) ♦ 24.5. *Aachener Nachrichten* – Stephanie Wickerath: Der Kaiser darf nicht sterben. Hubert vom Venn veröffentlicht Aachen-Krimi - Mord vor dem Kármán ♦ 26.5. *radio*

RPR, Koblenz – Interview mit HI ♦ 26.5. **Braubach-Marksburg** (Kulturforum Mittelrhein) – MA-Vortrag HI ♦ 27.5. **Grimstad Adressetidende**, Grimstad (Norwegen) – Jose J. Gonzalez: Idag lirdag 27. mai 1703 ♦ 1.6. **audimax**, Die Hochschulzeitschrift, XIII (6) 34 – In der Rubrik ‚Bücher fürs Studium‘ die „Top-Ten aus dem Bereich Geisteswissenschaften“ und hier *Das erfundene Mittelalter* auf Platz 7 ♦ Juni, **Neues Shake-Speare Journal** – Udo Dickenberger: Buchkritik (Tamerl: Hrotsvith von Gandersheim) ♦ 23.6. **Passau**, Fünfter Kongress der Phantasie: **Apokalypse** – Vortrag HI: Apokalypse des 1. Jahrtausends (und Diskussion) ♦ ebd. Vortrag Diözesanarchivdirektor Dr. Herbert W. Wurster: Auch eine Zeitenwende - verschwundene Jahrhunderte (anschließend nur Kurzdiskussion) ♦ 24.6. **Die Welt**, Hamburg – „Fakten sind unterschlagen worden“ (Leserbrief von Dr. Horst Friedrich zum Befund über den neuerlichen Karlsthron) ♦ 24.6. **Freyburg/Unstrut**: Im Rahmen der Internationalen Tage der mittelalterlichen Musik Vortrag/Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Thomas Vogtherr, Norbert Jungmichel, beide Leipzig, und HI; Moderation Bernd Weinkauff ♦ 25.6. **Nürnberg-Fischbach**: Seminar über Populäre Irrtümer der Geschichtswissenschaft – Vortrag HI übers erfundene MA ♦ 1.7. **Neu-Ulm**, Vortragsreihe Zeitläufe (ArteFakt Kunstverein) – MA-Vortrag HI ♦ 4.7. Schwabinger Gespräche, **München** – Dr. Wolfgang Engelhardt: Gab es eine zeitlose Zeit? ♦ 7.7. **d'Lëtzebuurger Land**, Luxemburg – Martin Ebner: Karl der Gefälschte ♦ Juli, **Sterne und Weltraum**, Heidelberg – U.B. auf die Frage: Historische Zeitskala astronomisch verifizierbar ♦ 19.7. **Aachener Nachrichten** – Dorothee Sauerland: Karl der Große, Fußball und Asylrecht [zu Historikertag und Faktizität Karls] / dito: Neues Rätsel um Kaiser Karl ♦ 29.7. **Aachener Nachrichten** – Alfred Stoffels: Krimi-Autor erhielt Brief aus dem Jenseits. Der im Roman ‚Kaisermord‘ Gemeuchelte hat sich zu Wort gemeldet ♦ August, **SEMafoor** (Studiekring Erste Millenium) I (2) 36, **Bavel** – Ruud van Veen: Leven wij in het jaar 1703? ♦ 7.8. **Die Rheinpfalz** – Aachen - ganz mörderisch ♦ 17.8. **Aachener Zeitung** – Mythos und Realität des Kaisers. Prof. Dr. Klaus-Peter Lange zweifelt an Karl dem Großen ♦

Eine große, eigensinnige Forscherin

Ein Nachruf auf Johanna Felmayer
von Walter Klier

Dr. Johanna Felmayer, die streitbare wie umstrittene Innsbrucker Lokalhistorikerin, ist im vergangenen August im 74. Lebensjahr ganz überraschend verstorben. In den „*Zeitensprüngen*“ trat sie nur ein einziges Mal in Erscheinung – mit dem Aufsatz „Gab es einen arianischen St. Georgs-Orden?“ in Heft 4/1996. Er weist auf einen Schwerpunkt ihrer Arbeit hin, der mit einem der zentralen in dieser Zeitschrift abgehandelten Themen eng verwoben ist: die Frage nach der Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter und den damit verbundenen Geschichtsklitterungen.

Getreu ihrem Grundsatz, dass vor der Verallgemeinerung die genaue Erkundung der jeweiligen lokalen Gegebenheiten stehen muss, widmete sie sich über viele Jahre dem, was sich über die Stadt Innsbruck in dieser Hinsicht herausfinden lässt. Und – fast überflüssig, es an dieser Stelle zu sagen – sie geriet damit in zunehmendem Maß in Konflikt mit der hiesigen Altertumsforschung, mit den maßgeblichen Historikern und Kunsthistorikern, die von ihren lieb gewonnenen Ansichten nicht lassen wollten und wollen. Auch dadurch wurde sie über die lokale Bedeutung hinaus beispielhaft: Sie hat die engen, selbst gesteckten Grenzen der Fachwissenschaften nie als Grenzen der Erkenntnis akzeptiert – die Notwendigkeit fächerübergreifender Betrachtungsweise wird ja in der wissenschaftlichen Sonntagsrede ebenso sehr beschworen wie in der wissenschaftlichen Praxis blockiert.

Angefangen hatte es mit dem Engagement bei der „*Österreichischen Kunsttopographie*“, einem großangelegten Werk, das den Baubestand aller österreichischen Städte in historischer und kunsthistorischer Hinsicht erfassen soll. Johanna Felmayer wurde mit der Erstellung der vier Innsbruck betreffenden Bände beauftragt, die zwischen 1972 und 1995 erschienen sind. Ein Nebeneffekt dieser Arbeit war die Neubewertung der Gründerzeitarchitektur, die in Innsbruck in seltener Qualität und Vollständigkeit erhalten geblieben ist und deren Demolierung ab den siebziger Jahren nicht zuletzt durch Felmayers Engagement gebremst werden konnte.

Gravierender war schließlich aber, dass sie in der Interpretation historischer Gegebenheiten und einzelner Kunstwerke von der offiziellen Lehrmeinung schließlich so weit abgewichen war, dass noch ausständige

Teile der Kunsttopographie ihr entzogen und bereits fertiggestellte Abschnitte nur in verstümmelter Form erscheinen konnten. Das betrifft etwa die zwei hervorragenden frühbarocken Bronzekunstwerke, den *Leopoldsbrunnen* und das *Grabmal Maximilians des Deutschmeisters*, die sie mit guten Gründen dem aus Holland stammenden Meister Hubert Gerhard zuschrieb, der auch in Augsburg und München gewirkt hat. Die zuständigen Fachleute halten bis jetzt verbissen daran fest, dass sie das Werk des an sich unbedeutenden Gerhard-Schülers Kaspar Gras seien. Von Details der fachlichen Auseinandersetzung abgesehen, ein psychologisches Kuriosum: Die beamtete Forschergemeinde entscheidet sich im Zweifelsfall lieber dafür, ein Kunstwerk einem wackeren Lokalmatador zuzuschreiben als einem anerkannt Großen.

Ein zweiter Streit, kaum weniger kurios, entzündete sich an der Frage nach der Genese der Stadt Innsbruck. Im „Leithaus“ des Klosters Wilten erkannte Felmayer den seltenen Fall eines Gebäudes, das mit unverändertem Fundament seit der Römerzeit in Gebrauch gewesen sein muss. Und im Gegensatz zu allen anderen Städten dieser Welt, die lieber älter als jünger sein möchten, beharrte man in Innsbruck auf der Behauptung einer Erstgründung ‚auf der grünen Wiese‘ um 1180. Die von Felmayer gefundenen deutlichen Hinweise auf eine viel länger zurückreichende Besiedlung am rechten Innufer werden bis dato ignoriert, lieber hält man sich an die anerkanntermaßen gefälschte Gründungsurkunde von „1180“.

Eine dritte Auseinandersetzung eskalierte 1996 zur offenen Feldschlacht. In diesem Jahr feierte Innsbruck das 500. Jubiläum des *Goldenen Dachl*, seinem unter Kaiser Maximilian errichteten Wahrzeichen und seiner bekanntesten Sehenswürdigkeit. Das Datum der Fertigstellung ist, für heutige Betrachter etwas verrätselt, deutlich an der Vorderfront angebracht: „xv^{co} Jar“ (co = centesimo; also: „im 1500. Jahr“) – doch gelang es dem seinerzeitigen Stadtarchivdirektor Franz-Heinz Hye, seine davon abweichende Überzeugung (nämlich einer Fertigstellung bis 1496) der Stadtgemeinde Innsbruck aufzudrängen und die Verantwortlichen soweit zu bringen, bereits für das Jahr 1996 die 500-Jahr-Feier anzusetzen. Kurz darauf erwies eine dendrochronologische Untersuchung des Dachgebälks, dass die hierfür benötigten Stämme im Winter 1497/98 erst gefällt worden waren, was zusammen mit Felmayers kunsthistorischer Argumentation die Angabe der Erbauer selber schließlich bestätigte. Doch kann man das falsche Datum bis heute auf der neben dem *Goldenen Dachl* angebrachten Tafel lesen – im Kontrast zur Jahreszahl 1500 am Bauwerk selbst. Die „historische Information“, die der Interessierte in fremden Städten oder

auch der eigenen vorfindet, stellt nicht selten das Resultat einer Art von wissenschaftlichem Faustrecht dar.

Es war kein Zufall, dass das *Goldene Dachl*, gewissermaßen der natürliche Mittelpunkt der Stadt, das nach der vor zwei Jahren beendeten Restaurierung in nie gekannter Pracht erstrahlt, im runden Jahr 1500 fertiggestellt wurde. Für den Bauherrn, Kaiser Maximilian, sollte es den Traum vom Römischen Reich Deutscher Nation, für den er sein ganzes Leben lang gekämpft hatte, krönen, „und es ist von seinem ideellen Gehalt her das Sinnbild für das ‚Goldene Zeitalter‘, das sich Maximilian I. mit dem Anbruch der ‚Neuzeit‘ unter der Führung der Habsburger erhofft hat“, so schreibt Johanna Felmayer in ihrem höchst lesenswerten Buch über Geschichte und Bedeutung des Prunkerkers am *Neuen Hof*. Abgesehen davon, dass die ästhetische Wirkung des kleinen Baus sich jedem Betrachter unmittelbar erschließt, ist in den Reliefs und Fresken ein erhebliches Maß an Bedeutung enthalten und teils geradezu versteckt; einiges davon ist bis heute nicht entschlüsselt, wie etwa die an hebräische Lettern gemahnende Inschrift.

Felmayers lange geplantes großes Buch über „Innsbrucks verlorene Geschichte“ konnte sie zwar beginnen, aber nicht mehr vollenden. Doch wird sie uns nicht nur als verdienstvolle Autorin der „*Österreichischen Kunsttopographie*“ und des grundlegenden Buches über das *Goldene Dachl* in Erinnerung bleiben, sondern auch als scharfsichtige wie streitbare Historikerin, die uns gezeigt hat, wie man genau hinschaut, wie man zweifelt und fragt und sich nicht mit den immer schon vorhandenen ‚halb-seidenen‘ Erklärungen zufrieden gibt. Angelpunkt ihrer Strebungen war ein leidenschaftlicher Schönheitssinn, der eine Verzerrung der Proportionen weder im einzelnen Betrachteten noch in dessen Einordnung und Interpretation dulden wollte. Das umfassende Wissen, über das sie wie selbstverständlich verfügte und aus dessen Schatz sie freigebig an die austeilte, die sie um etwas fragten, wird uns ebenso fehlen wie ihre temperamentvolle Parteinahme, gleichermaßen in alten und neuen Streitfragen.

Johanna Felmayer wird uns als Muster der Zivilcourage und des Selberdenkens lebendig bleiben, als Beispiel dafür, wie notwendig es ist, gegen die Mächte der Gewohnheit, des Beharrens und der geistlosen Bequemlichkeit anzukämpfen. Deshalb geht ihre Bedeutung weit über den lokalen Rahmen hinaus, den sie ihrer Arbeit selber gesteckt hat.

Walter Klier A-6020 Innsbruck, Adolf-Pichler-Platz 10

„Neue Blicke durch alte Löcher“ (G. Chr. Lichtenberg)

Robert Zuberbühler

Vorwort

Einer der Gründe zu diesem Aufsatz ist die Jugendzeit in einem Zürcher Textilindustriedorf während der Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre; er ist auch die direkte Folge der Bekanntschaft mit Sozialisten, mit dem Logiker Hans Itschner, mit Geldtheorien und mit Pjotr Kropotkins Kritik an Darwin und Marx. *Nun verstehe ich vieles besser, dank Gunnar Heinsons und Otto Steigers diversen Forschungen sowie der Antike- & Mittelalter-Diskussion der Zeiteinsprünge-Autoren. Ihre historischen Abklärungen benutzend ziehe ich einige jetzt möglichen Schlüsse.*

Heute leben wir mit bald der ganzen Menschheit in einer Eigentums-gesellschaft. *Ihr Entstehen sehe ich evolutionsähnlich, zuerst als zufälligen Eingriff von außen durch Naturkräfte, mit Zusammenbruch des bisherigen Priesterkönigtums und mit der Kreation einer notwendigen neuen Sozialform durch die Betroffenen: Die prägende Ursituation. Dann kurzschlüssige Reaktionen, schnelle Entfaltung mit selbstähnlichen Ausformungen von Wirtschaft, Jus, formaler Logik etc. und (noch) unbekannter Potenziale. Dann bildet man bewusster Variationen der Neuform; das neue Ziel entwertet bestehende Werte. Später erzeugen jene Potenzen in anderen Situationen neue Realitäten. Zuletzt erkläre ich unsere Wirtschaftskrisen als katastrophischen Jungbrunnen des Eigentums – als von seiner Spielregel erzwungene stetige Wiederholung der ersten Notlage.*

Diese Kreation nenne ich auch deshalb ‚evolutionsähnlich‘, weil Menschen mitwirkten und so vielleicht leichter herausgefunden werden könnten, wie Evolutionen neu entstehen und aus sich selber entfalten. Gregory Bateson gab mir in *Geist und Natur* [203, 218, 326] die ersten und meisten Hinweise zu diesem Aspekt.

Frühere soziale Formen

Leben will voll und ganz leben und nur in äußerster Not bloß überleben. Aber beides ist dem Einzelnen nur in der Gemeinschaft möglich. Gemeinschaft ist *die* naturgegebene Urform (schon Mutationen überleben nur in ‚sinnvollen‘ Zusammenhängen, nie als isolierte Einzelne).

Um an unserm Beispiel das Neue wie auch das eventuell mitgenommene Alte zu zeigen, müssen die vorangehenden sozialen Lebensformen kurz (und leider sehr schematisch) skizziert werden:

- Die erste ist wohl die der *nomadisierenden Sippen der Sammler und Wildbeuter*, welche als eine Naturform unbekannter Herkunft erscheinen, mit einem Gruppenverhalten ähnlich sehr vielen Säugetieren (Kern der Frauen und Kinder, Schale der jungen und älteren Männer). Die Moral entwickelte sich vermutlich aus der bedingungslosen Fürsorge zum hilflosen Kleinkind und durch den lebenswichtigen inneren Ausgleich der Gruppe, samt ihrem notwendigen Zusammenhalt gegen außen.
- Die nächstfolgenden, diese Basis Erbenden sind die *nomadisierenden Stämme der Hirten* und der *sesshaften der Ackerbauer*. Ob Zwänge und Nöte sie zu diesen neuen und schon hochgespannten Sozialformen veranlassten, wissen wir nicht. Auffällig sind bei ihnen die „Adoption“ von Pflanzen und Tieren, ein starker, suggestiver Kollektivdruck, ehrsüchtiger Wettbewerb des Gebens und Annehmen-Müssens, Sicherung des Überlebens durch bewusst gestaltete Verwandtschaftsverbindungen. Schon gab es Krieg, separierten sich stammesintern vielfach die Krieger von den Frauen.
- Mit einer ganzen Reihe schwerster Himmels-, Erd- und Flutkatastrophen sind später die *feudalen Priesterkönigtümer* entstanden, sowohl chaosbedingt als Gelegenheit zum Zusammenrauben wie als religiöse Panik-Therapie mit Menschenopfern und Opfergaben, mit der Kreation von Göttergestalten, mit einer herrschenden Priesterkönigsippe, einer Krieger- und Verwalterschicht, und mit der Masse von Hörigen, denen Land, Arbeit und Nutzung befehlsmäßig zugeteilt wurden. Ihre Stammesverbände als eigene soziale Sicherung gingen damit unter (die gleichen Katastrophen haben wohl viele noch weiter bestehenden Stämme zu halb-feudalen ‚fahrenden‘ Kampfverbänden umgepolt).

Kreation

Sturz der Bisherigen als Startbedingung eines Neuen

Die hellenische Eigentumsgesellschaft entstand ohne Absicht und Plan, als bloße Reaktion auf den plötzlichen Zusammenbruch der mykenischen Feudalherrschaft. In (damals) letzten großen Himmelskörper- und Erdbeben-Katastrophen barsten die Mauern und Paläste der Burgen, die zentralen Vorrat-Speicher verbrannten – die Giganten und geflügelten Gorgo-

nen der nachmaligen Tempelgiebel erinnerten die Nachgeborenen an die Gründungsereignisse. Das Vorherige endete mitsamt allen Sicherheiten, wahrscheinlich als Plünderung und Bandenkrieg. Weit eher passiv gestoßen als aktiv waren die Hörigen ‚Freie‘ geworden. Jetzt mussten sie mitten in der schlimmsten Notlage selbst eine neue Lebensordnung erfinden.



GORGO / Schild,
Museum Olympia

Es ist aufschlussreich (und vielleicht sogar idealtypisch), *wie aus gerade einer solchen Zwangslage, eins unmittelbar aus dem andern, ihre neue Sozialform entstand. Nicht durch, sondern nach chaotischem Überlebenskampf als sehr misstrauisches Einvernehmen. Das nächste Ziel die eigene, deswegen auch gegenseitige Sicherheit; dann jeder weitere Schritt von den gegebenen Parametern der Umstände / der Umwelt sachlich-neutral begrenzt und geleitet resp. von ihnen erzwungen. Ohne jede Teleologie.* Anscheinend organisiert sich so etwas weit über diesem Punkt hinaus selber, wie ja die Selbstorganisation im Kosmos ein ganz allgemeines Phänomen ist (es braucht viel, um sie, und auch dann nur teilweise, auszutricksen).

Die jetzt *allernächsten Dinge* waren das nutzbare Land, noch vorhandene Vorräte, Ackergerät, Vieh. Zuerst einmal teilten sich die Kämpfer je ein rechtes Stück Boden zu und beendeten damit ausdrücklich die Zuweisung durch die feudalen Herren. Diese Tat war auch ein Sakrilegium an der ‚Gaia‘, das gewaltsame Zerschneiden eines uralt heiligen Gemeinguts durch das wildentschlossene Ego, und kreierte zugleich das höchste Gut, *persönliches Land-Eigentum*, jetzt einzige Grundlage des eigenen Lebens, *gegenseitig verbürgt* durch die so erstmals entstehende Eigentümer-Gemeinde. Die Frauen und Kinder, in quasi Schutzhaft genommen, hatten

dazu nichts zu sagen. *Aus diesem Gewaltakt, Stabilität und Frieden bringend, aber auch erzwingend*, entwickelten sich alle weiteren Einzelformen, zusammen mit einem neuen, misstrauischen und stolzen *Seiner-selbst-bewusst-Sein*.

So aller bisherigen Gebundenheit entronnen, auf sein Eigentum allein gestützt, die restliche Gemeinsamkeit oft als bloße Notwendigkeit oder störende Abhängigkeit empfunden, ein starkbetontes Ichgefühl bereits normal – der feudale Ich-Einzig-Wahn, der scheinbar untergegangen war, wurde jetzt bürgerlich möglich. Offenbar hatte man sich nicht gründlich (= gefühlsmäßig) vom Vorherigen gelöst. Man merke sich die Tonart. Sie klingt durch unsere Gesellschaft bis heute fort, als schepperndes Echo ihres Urknalls.

Eigendynamik der ‚Evolution‘ – selbst gegen die Absichten der Täter

Zuerst wollten alle Krieger *gleiche und unabhängige Selbstversorger sein*, Selbstherren auf eigenem Grund und Boden, aber ohne König. Doch jetzt mussten sie sich selber zur verachteten ‚Arbeit‘ der Unfreien antreiben, härter als zuvor ein feudaler Verwalter. Dazu fehlten oftmals Saatgut oder Werkzeuge, Ochsen zum Pflügen usw. Kein Herr teilte sie einem (in seinem eigenen Interesse) mehr zu, kein Stammesverband half mit unbedingter verwandtschaftlicher Solidarität; das war alles vorbei. Jetzt musste man um Hilfe bitten. Aber niemand wollte vom eigenen so nötigen Eigentum etwas hergeben, und wenn schon, wollte man sicher sein, es wieder vollgültig zurückbekommen. Man gab, aber nur gegen ein noch kostbareres Pfand, das verfallen konnte. Und für den Ausfall der Ausleihbarkeit sowie für den zeitweilig entgehenden Nutzen verlangte man einen Zins, in Form von Dienstbarkeit des Schuldners oder seiner Kinder, oder in Gütern. So entstand mit dem Ausleihen komplementär zum Schuldner der Gläubiger, zur Schuld das Guthaben, zum Verleihen der Zins und zur Zahlungsunfähigkeit die Betreuung. Das kostbarste Pfand war das Bodeneigentum, welches nun verlierbar wurde, damit auch käuflich. Bald wurde das simple, durchsetzbare Gläubiger-Schuldner-Verhältnis zum allgemeinen Verhaltensmuster der zwangsläufig gefühlsharten, misstrauischen, zur Erhaltung des je Eigenen gezwungenen Eigentümer. An die Stelle von Zwangsbräuchen der Stämme, Herrenbefehl und Räuberei trat die neue Schuldner- und Gläubiger-Wirtschaft.

Die übermächtige Tendenz zur Beständigkeit in der ganzen Natur, gegen welche sich grundlegende Wechsel sehr schwer durchsetzen kön-

nen (so dass statt Evolutionen meist nur Anpassungs-Varianten entstehen), zeigte sich wieder *nach* diesen Änderungen. So mutieren Revolutionäre schnell zu Konservativen, *mit allgemeinem Konsens*. Innert einer Generation wurde das Neue das Selbstverständliche, lernten es eingepägt schon im Kindesalter.

Diese von Tieren und Menschen genutzte Fähigkeit, durch frühkindliche Prägung neues Verhalten *ohne Änderung des Genoms* fest zu verankern, erweisen viele Sozialformen als *ersetzbare Prothesen* [Turel 1944].

Eigentum – das fundamental Neue . . .

Die zusätzlich neuen Eigenschaften von bisherigem Besitz, *Garantie, Verpfänd- und Belastbarkeit, Verlierbarkeit und Käuflichkeit*, machen ihn zum ‚Eigentum‘ als revolutionär neue Besitzart, wie *Gunnar Heinsohn* und *Otto Steiger* in ihrem (*auch für diesen Aufsatz*) grundlegenden *Eigentum, Zins und Geld* [1996] schreiben, und im Kapitel über das Eigentum [86ff] den grundsätzlichen Unterschied zu gewöhnlichem Besitz konsequent aufzeigen. Denn Besitz durch Besetzen, An-sich-Nehmen, Produzieren, Rauben gibt es seit jeher und bis in alle Zukunft, aber jene damals gestifteten und nun gültigen Eigenschaften erst nach diesem Umsturz. *Eigentum* als zum Besitzen hinzugefügte gesetzlich garantierte Eigenschaft ist aber *nicht sichtbar*; ausgerechnet es blieb bis heute ein unbegriffener Begriff.

. . . zusammen mit Justiz und Gesetzen

Sogleich musste eine entsprechende *Gerichtsbarkeit* und bald mussten *genau formulierte Gesetze* entstehen. Eigentum und Jus sind untrennbare siamesische Zwillinge, die Eigentumsgesellschaft kann ohne ihr Jus nicht existieren; dieses Jus ist ohne Eigentum weitgehend ohne Sinn.

Die Gesetze mussten aufgeschrieben werden, genau so wie die Verpfändungen und Pachtverträge; es ging ja ans Lebendige. Das benötigte eine *alphabetische Schrift*, wegen Dialektunterschieden auch für Vokale, dazu sichere *Zahlzeichen*, die alle kennen wollten. Wie schon Hebel als Verstärkung der Muskeln, entwickelt der ‚Prothesengott Mensch‘ (*Sigmund Freud*) solche Prothesen des Gedächtnisses (doch nicht er allein setzt Marken und Zeichen!). ‚Schulden‘ und ‚Guthaben‘ mussten genau definiert und bald öffentlich bezeugt werden, verpfändete Felder mit Pfandsäulen gekennzeichnet, verfallene Pfänder eingezogen, eventuelle

Dienstverpflichtungen für beide Parteien genau festgelegt werden. Das waren nun *alles Rechtsgeschäfte*. Vages Brauchtum musste klarer gefasst, der Handel reglementiert und überwacht werden; das wurde der Inhalt und bestimmte die Form der Gesetze. Wie man sich denken kann, entstanden sofort Fachleute als Richter und Anwälte, Rhetoren, Büttel. Verbindliche Längenmaße, geeichte Hohlmaße und Gewichte wurden nun noch schärfer gefasst als zur Zeit der mykenischen Fürsten. Juristen und beamtete Eichmeister, aber auch Prozesshansel erschienen auf der Weltbühne, entsprechend dem veränderten Sozialbiotop.

Die Gesetze wurden *allein von den Männern gemacht*. Sie schritten damit zwar über die bloße Gruppenhackordnung der Krieger hinaus (der bleibende gefühlsmäßige Unterbau ihrer Politik), aber formten sie immer noch nur nach ihren männlichen Verhaltensweisen. Man sieht es den Gesetzen an, dass sie auffallend dem uralt-instinktiven kämpferischen Rivalitäts- und Revier-Verhalten vieler Männchen bei Menschen und Tieren angepasst sind, welche letzteren in ihren Auseinandersetzungen bekanntlich einerseits *durch bloße Drohung* den Kampf und Verletzungen vermeiden, andererseits den *eigentlichen Kampf wie ein Turnier streng ritualisieren*. Womit sie im Revier zugleich Vorherrscher- und Unterlegener-Sein begründen und klar signalisieren. Nachher verträgt man sich im temporären Waffenstillstand und spart so beiderseits seine Kräfte. Bei uns Männern spart man auch starke Emotionen, alles wird ‚sachlich‘ herabgekühlt – schon um das Gesicht zu wahren, also doch aus sehr affektiven Gründen –, so dass ‚man‘ nachher weiter miteinander geschäften kann (für die Frauen oft ein verblüffendes Schauspiel). Deshalb wohl haben Gesetze immer eine negative, beschränkende Tendenz, als ob sie eine gewalttätige Lebensart und einen allgemeinen Mangel an Rücksichtnahme korrigieren müssten; deshalb sind sie bewusst geformt als genaue Verbote, Abgrenzungen, Territorialrechte, Sicherungen nach hierarchisch gestuften Kategorien. Sie sind einseitig, sogar noch innerhalb dessen, was man vage als ‚männlich‘ bezeichnet, aber doch natürlich, jedoch auf andere Weise als die ungeschriebenen Bräuche der Stämme oder die religiös begründete feudale Gewalt.

Die Polis als neue Gemeindeform

Das Leben der Gemeinschaft wurde nun als *Polis* organisiert, zusammen mit traditioneller Sitte, welche dem neuen Geist positiv diente oder nicht widerstrebt. Im Innern als ziviler, gewaltloser Kampf, die ‚nötige‘ Ge-

walt exklusiv den nunmehr staatlichen Organen zugewiesen. *Ganz sicher eine große Erleichterung nach feudaler Befehlsmacht und wildem Bürgerkrieg* (an welche das gezähmte Geschäftsleben vag erinnert). Als halbdurchlässige schützende *Außenhaut* und Umfassung der Innereien ist die Polis eine universelle Evolutionsform. Hier ist sie offensichtlich aus der Kriegerversammlung und dem Kriegsrat der Anführer hervorgegangen (noch mein Appenzeller Großvater stand mit einem Zierdegen *im Ring* der Landsgemeinde). Außerhalb der Polis ging es weiter wie zur Feudalzeit, *also meist gewaltsam*.

Natürlich musste ein so genanntes Zivilrecht entstehen, in Hellas und Rom zuerst als härtestes Patriarchat, mit dem Recht des Mannes, bei Ehebruch der Frau über ihr Leben und ihren Tod zu entscheiden. Das war neu auch gegenüber den Priesterfürsten, unter denen die Fürstin die souveräne Hüterin von Herd und Haus gewesen war. Jetzt hingegen wurde die Vererbung des privaten Eigentums in der Vaterlinie vordringlich, sie musste gesichert sein. Dementsprechend ‚oben‘ der Eine, Höchste: Zeus, Jupiter, Jahwe – Geburt des *Monotheismus*.

... und die Frauen?

Man kann sich, gerade im Umkreis des Jus fragen, wie *die Frauen* mit einer so einseitigen *Herrschaft* und mit Gesetzen und Institutionen, die nach extrem männlichem Gusto gestaltet waren, leben konnten. Wohl einfach erzwungen, so dann private Nischen sich schaffend, eigene Beziehungsnetze knüpfend, den ewigen Eros ins Spiel bringend. Oder, komplementär zur Übermacht, betrogend. In manchen Fällen von der relativen Ordnung profitierend, so, wie auch heute Mädchen und Frauen in den Kampf- und Konkurrenzspielen von Politik, Sport und Arbeitsleben die Einhaltung von klaren Regeln schätzen mögen, auch wenn sie mit den heruntergekühlten Emotionen und den Spitzfindigkeiten des Jus ihre Mühe haben. Zwischenmenschliche Beziehungen gedeihen besser durch Einfühlung, Konflikte lösen sich oft leichter auf informelle Weise; das weiß fast jede Mutter, das wissen auch Männer. Irgendwann gab es selbst in Rom und Athen Risse und Aufweichungen im starren Konzept (Aristophanes!). Doch das Prinzip wurde auch bei Bereichsaufteilungen aufrechterhalten – sie im Haus, er im Betrieb und in der Politik. Das Eisenkorsett unter dem Modegewand.

Immer weiter sich entfaltend: Überproduktion, Geld, Markt

Gezwungen von den selbstgeschaffenen Fakten, als neue Ursachen jenseits der Entscheidungsfreiheit der Akteure, trieb unsere ‚Evolution‘ weitere selbstähnliche Formen. Der Schuldner sah z.B., *dass er mehr als vorher produzieren musste, um zusätzlich Schuld und Zins abzuzahlen*. Die ‚gerechte‘ Begleichung von Schuld und Zins wurde sogleich zum Streitpunkt zwischen Gläubiger und Schuldner: Wie genau messen, ohne Betrug an Zahl und Qualität? Es gelang auf einem Umweg, über einen neutralen Dritten: Für das bei vertrauenswürdigen Begüterten, auch Tempeln, hinterlegte Depot von Pfandverschreibungen oder Gütern bekam man eine messbare Gutschrift auf Gerste, später eiserne Bratspieße, somit hatte man bereits erste Vergleichsmaße. Sie konnte man zur Schuldenlöschung einsetzen. Miniaturspieße, als Symbol, waren bald selber die Gutschrift und bestätigten *Zahl und Wert* des Depots.

Es ist klar, dass damit *ein allgemeiner Konsens von Eigentums-, Wert‘* und seinen Abstufungen *entstehen musste*, ausgehend vom Eigentum an Boden bis ‚hinunter‘ zu verderblichen Gütern und nichtverpfändbarem Eigentum an der eigenen Arbeitskraft. Die Spießchen wurden bald ersetzt durch wertbezeichnete Metallplättchen mit dem eingepprägten Symbol des dephaltenden, *garantierenden* Tempels (dem Gott, der Göttin, deren Insignien). Die Münze, *das Geld* war entstanden, *ein einheitlicher Rechtsausweis*, um innerhalb der Polis alle Schulden zu löschen.

Der durch die Mehrproduktion benötigte *Markt* war nunmehr mit jedermann möglich, nicht nur mit dem eigenen Gläubiger. Ebenso legal war nun das *Markten* als Kampf um einen genau bezifferten ‚Preis‘, wo im juristisch geregelten Erpressungsgerangel *der jeweilige ‚Wert‘ bestätigt, erhöht oder gemindert wird*, was beendet wird durch Kampfstillstand und juristisch bindende mündliche Abmachung oder schriftlichen Vertrag. Doch weil jede Wertvorstellung bei allen kalkulierbaren Kosten/Nutzen immer eine erkämpfte individuell-gefühlsmäßige Bewertung mitenthält, ist auch dieses Maß schwankend, sowohl nach dem Geld hin wie nach dem bewerteten Gut oder Dienst. *Nur solcher, in Geldzahlen bezeichneter schuldentilgender ‚Wert‘ ist gemeint, bitte nicht zu verwechseln mit etwas, das einem aus anderen und guten Gründen lieb und teuer ist*. Der kleine Handel läuft dann als Gläubiger-Schuldner-Vorgang *en miniature*. „Was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte meine Großmutter den Krämer.

Sehr schnell wurde solch ein schuldenlöschender, gut zählbarer, leicht zu tragender, vom Tempel garantierter Ausweis für hinterlegtes Eigentum selber zum bevorzugten Quasi-Eigentum, dessen Herstellung zudem wenig zusätzliche Kosten machte. Kleine Scheidemünzen prägte man unbesorgt in Kupfer, höhere Werte jedoch in Silber und Gold (man traute bis in unsere Zeit eher dem Edelmetall als der Hinterlage). Aber Münzen wie später Banknoten funktionieren immer als Ausweise. Denn fast ebenso schnell erkannte man, dass allein das *ingesetzte* Geld wirkliches, d.h. juristisch wirkendes Geld ist, und dass sein *Wert* nur für diesen Moment gilt, sonst nur potenziell ist (aber trotzdem gern geglaubt wird). Das gilt auch für jede als Eigentum belehn- oder kaufbare Sache, Ware und Fähigkeit. Jetzt gewann der *Glücksspielertyp* mit ‚Markten um den Wert‘ und ‚richtigem Einsatz‘ ein unbekannt großes Spielfeld. *Fortuna* etablierte sich neben den Göttern.

Nur mit Eigentum, wenig oder viel, bekam und bekommt man was auf dem Markt. **Die Sicherung und mögliche Mehrung des Eigentums** wurde zwangsläufig erste Priorität. In der Antike hieß das ein Stück Land als Lebensbasis. Für Bauern ist Kauf zum Verzehr immer weggegebenes, verlorenes Geldeigentum. Nur für dauerhafte Güter gab man Geld her (für Abgaben allerdings erzwungenermaßen). Noch strebten Arme und Reiche – diese ganz besonders – nach direktem Genuss. Das meinte man mit *Reichtum*. Aber langsam setzte sich ein Anderes durch: Die wirklichen Lebensbedürfnisse wurden zum bloßen Antrieb des Erwerbsspiels, gaben ihm zwar seine Dynamik, waren aber nicht mehr Zweck und Ziel. *Güter, Dienste, Lust und Freude ‚an sich‘, als eigener Zweck, wurden bei der Bewertung zur Nebensache*. Denn entscheidend blieb, nebst Bedingungen, zuletzt immer die Höhe der Wertzahl. Bald bekam diese Abwertung sogar *religiöse* Sanktionierung. Zudem kreierte das neue Ziel komplementär andere Werte. Nun wurden unversehens persönliche Eigenschaften als nötig akzeptiert, die vorher gesellschaftlich undenkbar, verfehmt oder verachtet waren. Der Geizige und der Hilfeverweigerer, der Übervorteiler und der rücksichtslose Profiteur wurden salonfähig, vermehrten sich rapid im sie begünstigenden Biotop. Das sind Folgen, nicht erste Ursachen. Mit (bewusstem) Extemporieren sei der zwangsläufige Moralnotstand illustriert: *Wenn der Erlös aus Bodenschätzen und aus Beinprothesen das Brutto-Sozialprodukt vermehrt, wo ist dann der Erfolg, der Reichtum und der Wert? Und welchen Wahrheitsgehalt haben solche Begriffe der sog. Wirtschaftswissenschaft?*

Jetzt keine andere Sozialform mehr, aber wählbare Moral

In der Antike ist vieles vom früher Gültigen zusammengebrochen. Eingeleitet wurde es schon von feudalen Eroberungen, Völker versprengend und vermischend, mit entsprechend kriegerischen Wanderzügen vertriebener Stämme, welche sie seelisch und sozial umkrempten. Falls sich damals der Himmel endlich beruhigte, wie glaubhaft erzählt wird, ging auch die Gottesfurcht zurück, ähnlich wohl wie bei unsern Bauern nach Benjamin Franklins Blitzableiter-Erfindung. Münzfunde zeigen, dass die Eigentumswirtschaft bald alle feudalen Herrschaften und ‚wilden‘ Stämme rings um Hellas, Rom und Babylon erreichte. Sie etablierte überall ihre Wertsetzungen und Denkweisen. *Vor allem das Handeln allein zum eigenen Vorteil.* Also vielfache Aushöhlung vorheriger Lebensweisen, ihre Resten bunt vermengt, denn auch die Eigentums-Revolutionäre wollten ja Sklaverei und Hörigkeit nur für sich selber abschaffen. Doch ein Resthaufen hat keine überzeugende Gestalt, schafft kein Weltvertrauen und keinen bleibenden Halt.

‚Entwertung‘ ist wohl der Hauptgrund der *rätselhaften Sinnleere und religiösen Unruhe*, die sich in der Antike zeitgleich zur Eigentumsgesellschaft ausbreitete (mit modernen globalen Pendanten). Auch der zählbare Wert erwies sich, obwohl alle andern Lebenswerte weniger galten, als farblos und banal, paradoxerweise sogar ärmlich (war aber alltagsbeherrschend und lebenswichtig). *Diese doppelte seelische Leere auszufüllen* ist vermutlich der Anlass des damaligen wilden Einströmens aller möglichen alten und neuen Ersatzreligionen gewesen, unter Namen wie Zarathustra, Buddha, Mithras, Isis, Pythagoras, Eleusinische Mysterien, Gnostiker, Jeschua, Paulus, Mani etc., wo alle möglichen Erlöser angebetet und erwartet wurden, innerlich Getriebene sich von einem Gottesbild inkarniert glaubten, von den Anhängern gestoßen und zuletzt öffentlich geopfert wurden, nach suggestiven mythologischen Vorbildern. Mittendrin entstand auch ein atheistisches Streben nach Erkenntnis und Wahrheit, mitsamt seinem eigenen Komplement, dem blanken Zynismus, Erbgut der feudalen Staatsraison – die sog. *Achsenzeit*.

Die patente Notlösung Eigentumsgesellschaft war vermutlich eine ‚neurotische‘ Scheinlösung. Man wollte halb davon weg und blieb doch ganz drin, gequält von einer *unbegreiflichen Spaltung des Fühlens und Denkens, Glaubens und Handelns*.

Das ‚Verstehen‘ wandelt sich

Schon verstand man die Mythen nicht mehr als vieles bedeutende Berichte, welche unbegreiflich-gewaltige Ereignisse in überhöhter Gleichnissprache erzählten. Ihr heiliges Pathos übernahm man nun für profane Zwecke, auch für Täuschung. Man trennte Logos von Mythos, neu interpretiert galt Logos als ‚Wahres sagen‘ und Mythos wurde nunmehr ‚märchenhafte Sage‘. Das rationale Denken trennte sich vom bildhaften, war schon taub und blind für die anderen Möglichkeiten des erkennenden Vergleichens durch Gleichnisse, Geschichten und Gestalten. Ihr Wert sank rapid – zum dauernden Schaden des allseitigen Beurteilens, wie Gregory Bateson feststellte.

Die zweckgerichtet simple Formale Logik

In der Folge wurde in Hellas und seinen Pflanzstädten, im Nachgang der Juristerei, die *Formale Logik* entwickelt. Durchaus in Übereinstimmung mit der Gesellschaft, im gleichen Ton und Geist, mit dem gleichen Ausschließungsversuch der affektiven Seite des Denkens, entsprechend der nur äußerlich heruntergekühlten Geschäftswelt und Juristerei, und ohne die ‚launischen Frauen‘ zu fragen. Herkunftsbedingt als Argumentierlogik, Kampflogik, Spitzfindigkeit, buchstäblich als **Rechthaberei**, wie auch in diesem Aufsatz zuweilen diskret spürbar. Sie ist eine Zuspitzung und Vereinfachung der seit jeher bestehenden Naturlogik, ist aus der gerichtlichen Praxis entstanden und nicht aus den erst sich formierenden Wissenschaften. Umgekehrt, sie hat diese emotional und formal entscheidend geprägt. Wir reden noch heute über ‚Naturgesetze‘.

Die Formale Logik wurde das Konzentrat des neuen Denkens. Sie entsprach so sehr der jetzt vorherrschenden Macher-Denkart, dass sie vielfach bloß der üblich gewordenen Sprechweise zu folgen brauchte, wo ein ‚Subjekt‘ ein ‚Objekt‘ bewegt und stets als Täter handelt, wie sogar der Wind oder der Staat (und mit *dieser* Sprechweise muss ich Ihnen gerade *dies* erklären!). Die erlebte, unbegreifliche, alles enthaltende und verbindende Zeit wurde abstrakt getrennt in Stücke von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Zeit wurde jetzt gemessen, weil Kredit und Rückzahlung, Zins und Pacht ‚Geld waren‘. Das eingleisige Vorher-Nachher, rückschleifenlos und unumkehrbar, wurde der Prototyp des Rationalen. Das geltende gefühlskühle, bloß auf Zahlen und Sachen bezogene Denken und Handeln manifestierte sich als Tendenz zum isolierten ‚Gegenstand‘,

zum Ding für sich, ohne die anderen Dinge, zum Weglassen aller ‚unnötigen‘ Beziehungen, bis zum Nicht-mehr-Verstehen, dass alles Ding-Seiende *nur zusammen mit seinen Beziehungen zu Allem rundum besteht* (früher einmal *das Weltbild*). Was vorher als verschiedene Seiten eines Zusammengehörigen galt, wurde voneinander separiert. Damals entstand die gefühlsmäßige, dann gedankliche und wortwerdende Trennung in Leib/Seele, Materie/Geist [Jaynes 213ff]. Das ‚mein‘, ‚dein‘ wurde besitzanzeigendes, vorangesetztes Pronomen, während es früher das an sich Dazugehörige bezeugte, etwa als *Muttermeine* und in *einem* Wort, weil vordem überall eine ‚Mutter‘ ohne Kind schlicht nicht real denkbar, also auch nicht als isoliertes Wort sagbar war [W. Müller 15]. *Vaterunser* ist noch ein spätes Echo, dann irgendwann wechselnd zu ‚Unser Vater‘. So änderte sich mit vielem anderen die Grammatik, die nunmehr so ‚logisch aufgebaut‘ war, dass man ihre Formen wie logische Axiome übernehmen konnte.

Zur Formalen Logik als Kampfspiel gehören bindende Regeln. Als erste und aus berechtigtem, turniermäßigem Anstand das zum Voraus definierte, also abgegrenzte Kampffeld, falls nötig auch die Präzisierung der eigenen Position, signalisiert im ‚abstract‘ oder ‚Vorwort‘ am Beginn einer Abhandlung. Nächstverwandt den ökonomischen und juristischen *Wettkämpfen*, weil derselben ‚Evolution‘ entsprossen (die sportlichen sind sehr viel älter). Drum ist die Formale Logik auch nur in ihrer Arena, innerhalb ihrer Abgrenzungen voll gültig. So wie die ökonomischen Regeln logisch sind, weil sie rigoros *und* Regeln sind, ist die Formale Logik eine auf axiomatische Vorgaben und genau begrenzte Zwecke formalisierte Vernunft, mit Tendenz zum Teilen, Einteilen und so Zurichten, dass man die Sache fest im Griff hat. *Den Verlust an ungeteilter Wirklichkeit* nimmt man in Kauf – wie passt dieses Wort! Mit ihrem durchgehenden Entweder-Oder kommt Kampf und Krieg als Vater all dieser Dinge zum Vorschein. Mit dem von der Mechanik stumpfsinnig aufs Denken übertragenen Wenn-Dann, mit dem Aus-Schließen des doch meist vorhandenen Dritten, Vierten, mit der offen oder versteckt beschränkenden Relevanz „Wir reden nur von dem!“, ist die Formale Logik ein perfektes Werkzeug zur rationalen Beherrschung *der Technik*. Dazu passt ihr Modus Barbara, dieses Spiel mit zum Voraus zurecht-gestanzten Begriffskategorien, und die Vereinfachung auf entweder Gleich oder Ungleich, samt Ausgeschlossenem Widerspruch. Sie regiert darum gänzlich das Gebiet der stets geformten Spielregeln aller Arten, der von Menschen erfundenen/gefundenen Abstraktionen und Theorien. *Nur heißt es da aufgepasst.*

Die viel komplexere Wirklichkeit des Lebendigen stimmt mit ihnen vielfach nicht überein (resp. sie nicht mit ihr).

Das merkten gewitzte Griechen schnell. Einer ersann die absurde Folgerung des endlosen Wettlaufs des Achilles mit der Schildkröte. Der ‚Kreter‘ des *Epimenides*, der sagte „alle Kreter sind Lügner“, beunruhigt bis heute professorale Logiker (ich hab’s erlebt), welche wirklich glauben, dieser Satz sei ein logisches Paradoxon. Der Normalverstand bemerkt bereits in der Behauptung alle hübsch versteckten Unmöglichkeiten und lacht mit Epimenides über die Vergeblichkeit, hier überhaupt noch etwas folgern zu wollen.

Diesem Denken fehlte ein entsprechend sozial kompletteres Biotop

Die antiken Eigentümer nutzten das Potenzial einer vom Kredit induzierten Rationalisierung nicht. In der Eigentums-Struktur präformiert (wenn auch nicht vorausgesehen), ‚schlief‘ es noch, bis die Umstände es viel später einmal begünstigten, wie so manches im Evolutionsspiel. Dass sich im ersten antiken Stadium, bei einer noch jungen ‚Distelpflanze‘, nicht alle heutigen bodenbedeckenden vielzackigen Blätter zeigten, hat mir so deutlich erst *Moses I. Finley* demonstriert, der immer wieder vor naiver Rückübertragung moderner Wirtschaftsweisen warnt. Es war eine agrarische, weitgehend autark lebende Welt, außer in wenigen Städten. Das große Geld wurde noch nicht mit Produktion und Handel gemacht, sondern parasitär mit Kriegen, mit Tributen, Plünderung, mit Versklavung und Verkauf von besiegten Völkern [Finley 165, 235-238]. Nachher Gold, Gefangene und Land, politisch verteilt wie später im senatorisch-cäsarischen Rom zur Aufstockung der Latifundien. Denn die Schicht der wohlhabenden Eigentümer war, außer für Luxusgüter, quasi Selbstversorger. Die Arbeit leisteten jetzt andere, zwar nicht mehr die eigene Frau, aber weibliche Verwandte, verarmte Bauern, Handwerker, Fremde, Sklaven. Das wollte man nicht ändern. Alles was mit Schweiß, Lärm und Gestank zu tun hatte, verachteten die kühnen ‚Freien‘ wieder. An arbeitssparenden Maschinen und Erfindungen waren sie nicht interessiert, Kriegstechnik ausgenommen [Finley 122ff]. So versandeten nicht nur technische Anläufe, sondern nach *Sokrates* auch jene vom Persien *Zarathustras* herkommenden Ideen zu einem gesellschaftskritischen Denken, basierend auf mitmenschlicher Verantwortung. Die frühere, gottgegebene Moral passte zwar nicht mehr zur neuen Gesellschaft, aber eine *realisti-*

sche Ethik, für die man voll und ganz eintreten kann, muss man auch selber gestalten [mehr dazu bei Niemitz ‚Ethik‘ 318 ff].

Metamorphose

Dunkelheiten, Phantomzeit – Aufbruch in die ‚Neuzeit‘

Nach einem wenig erforschten angeblichen Tod der spätantiken Eigentums-gesellschaft samt unklarer feudalistischer Verpuppung mit Auflösung keltisch-germanischer Stammesformen, nach religiösen Vermischungen und dem Sieg des richtigen Christentums, entstand aus geradezu merowingischen Zuständen und kurz danach wie aus dem Nichts eine gewerblich-merkantile Frührenaissance des Eigentums mit allem dazugehörigen Selbstbewusstsein. Was in diesem ‚Kokon‘ alles passiert ist, resp. was davon bloß Gespinnst ist und was sich verwandelnder Kern, wüssten wir alle gern, haben aber bereits recht konkrete Ahnungen [als Beispiel unter vielen Illig 79]. In solchen Dunkelheiten entstehen die Chimäre, aus disparaten Teilen zusammendachte Phantasma. Zum Teil mit realen Nachwirkungen, wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Doch auch kreatives Glauben und Überlegen erzeugt Reales. Ich begrüße den ‚Zwischenruf‘ von Peter Winzeler [1999, 298], um hoffentlich mehr zu erfahren über klösterliche Versuche, die Eigentums-wirtschaft zu unterlaufen (auch wenn jene kassiert wurden, die Klostersgüter zuletzt konfisziert und verkauft).

Diese romanisch-gotische Frührenaissance des 11., 12. und 13. Jahrhunderts sehen wir heute noch nahe der Spätantike. Sie hat sofort das Jus erfordert und gefördert, dem Rechnen, der Mechanik, der Architektur, den Künsten Auftrieb gegeben, das Wissenwollen wie ein Feuer entfacht – aber dies alles nun verbunden mit einem *ketzerisch-religiösen und sozialrevolutionären Zug, der entschlossen ein freies Denken verlangte*. Das ist wohl das völlig Neue an dieser Metamorphose. Das Religiöse war nun – zusätzlich-gegensätzlich, sowohl vom Gefühl wie vom Rationalen her – ein Treibmittel zu freierem Schaffen und Denken, zur Abschaffung von feudalen Fesseln. Es richtete sich gegen den Machtanspruch der hochfeudalen Kirche, die ihrerseits mit dem Kaisertum um die Vormacht rang. Aber die nüchterne Freude der Kaufleute und Gewerbler am Schaffen und Rafften, am Rechnen und Gewinnen hat, sobald alles zunftmäßig konsolidiert und mit bäuerlichen Untertanen sicher unterbaut war, alles Über-

schwängliche radikal zurückgeschnitten, mit oder ohne Hilfe von Kirche und Adel.

Scholastik, Galilei, Wat Tyler

Es ist nicht die Intention dieses Aufsatzes, alle wichtigen Details nachzuzeichnen, sondern einige typische zu wählen. Die (,aristotelische') Formale Logik machte damals Furore, notwendig zuerst als Jus. Wurde dann, fast als Mode, auf alles angesetzt. Von Glaubenssätzen als Axiome ausgehend, scholastisch die tollsten Schlüsse erwägend (wie viele Engel Gott auf einer Nadelspitze tanzen lassen könne) – freigeistig frech mit „soviel als man glaubt“ beantwortet (vielleicht auf französisch?). Arabische Dirhems und Zahlenwissenschaft kamen herein mitsamt Helden-, Liebes- und Zaubermärchen, ermunterten zu Fabelein von Tarnkappen, Artusritern und Großen Kerls. Antike Askese der ‚Reinen‘, höfische Minne und kühnes Denken mischten sich im Albigensertum. Der Vernichtungskrieg des französischen Königs zerstreute jene Funken ungewollt über halb Europa. Durch *Galileo Galilei* nahm das merkantile Denken, das alles auf Geldzahlen reduzieren kann, eine neue wissenschaftliche Qualität an, als Reduktion möglichst aller Daten auf mathematische Zahlen, Formeln und Relationen. Wobei wieder alles Nicht-Mathematisierbare – wie schon in der Formalen Logik die nichtmessbare Emotion, Empfindung, Intuition etc. und im Merkantilen der Sinn und Genuss der Güter und Dienste gegenüber dem zählbaren Eigentumswert – unter den Tisch fiel. Vielleicht das Zukunftträchtigste und wegen seiner Einseitigkeit Folgeschwerste. In England machte die nur halb gelungene Revolution des *Wat Tyler* die Adligen zu bürgerlichen Landeigentümern mit unzerstörten Schlössern und bleibenden Adelstiteln, und die Hörigen zu landlosen ‚freien‘ Arbeitern, deren Nöte die Herren nichts mehr anging, deren Dorfschaften von Pächtern sie später sogar die Allmenden wegnahmen.

Ein großer neuer Entwicklungs-Schub baut sich auf

Als die Entdeckung und Eroberung ferner Länder und ihre parasitäre Ausbeutung durch die jetzt ‚absolutistischen‘ Feudalen auch eine bürgerliche Mittelschicht bereicherte und ihr Wissen erweiterte, die akademische Welt aber (mit Ausnahmen) noch immer klassisch-lateinisch dachte, begannen die Herren Amateure und Dilettanten der *Royal Society*, wissenschaftliche Experimente *zum Nutzen* ihrer Ländereien und Betriebe zu

machen. Die Wissenschaft bisheriger Art bekam neue, rein praktische Aufgaben zugewiesen, sollte sie lösen und im Experiment ihre theoretischen Annahmen beweisen, *und* – das war nun ganz neu – sie sollte im Betrieb investiertes Geld wieder mit Gewinn hereinbringen, etwa als (ertragreicher) gezüchtete Wollschafe, als bessere landwirtschaftliche Methoden und Geräte. Erste Schritte einer kreditinduzierten Rationalisierung, zuerst (langsame) in der Landwirtschaft, dann im Gewerbe, Schiffbau, zuletzt industriell (schnelle und viele).

Der letzte Teil jenes Schubs, die sogenannte Industrielle Revolution, mit seinem ganzen unsäglichen Elend und gewaltigen Reichtum, mit dem Bevölkerungsdruck als spätem Resultat der Hexenverfolgungen soll hier nicht thematisiert werden. Nur auf die *Zerstückelung und Atomisierung* der vorherigen Dorfgemeinschaften möchte ich hinweisen und die dadurch nötigen Vaterländer als quasi *Gussformen für Partikel*, die ein immer bestehendes Bedürfnis nach Wurzeln und Zusammenhang produzierte – wie schon einmal in der Antike und der Frührenaissance.

Wie sollen wir jetzt dieses Zusammenkommen von drei mächtigen menschlichen Bestrebungen bezeichnen? *Eigentumswirtschaft* mit allen manifesten und noch unbekanntem Potenzen / unbegrenzt Erkennen wollende patentfördernde *Wissenschaften* / imperiale *Machtausdehnung* (diese noch um 1800 halb feudal)? Jedenfalls entstand ein soziales Supergebilde, mit allen Eigenschaften der Drei, dreifach potenziert, wechselseitig sich steigernd, schlafende Qualitäten und Gefahren aufweckend. Diese Einheit ist es wohl, was wir heute ‚Globalisierung‘ nennen. Worin die Eigentumsgesellschaft, jetzt eingeschmolzen, aber führend, immer noch unser Thema bleibt.

Krisen

Die Vor- und Nachteile der Drei sind ineinander verschränkt. Weil die eigentliche Basis der Macht wie der Wissenschaften vorläufig noch die Wirtschaft ist, geraten auch jene in Bedrängnis, wenn diese zu kippen droht. Analysieren wir drum ihre *Wirtschaftskrisen*. Die der Antike waren allerdings kaum solche, eher *Folgen* von verheerenden Kriegen, Misswuchs, Naturkatastrophen zusammen mit dem Fehlen von Verbindungen; sie tangierten jene Wirtschaft bloß. Unsere sind *eigentliche* Wirtschaftskrisen, mit panikartigen Reaktionen ähnlich einer umfallenden Reihe von Dominosteinen. Sie entstanden erst, als die Eigentumswirtschaft ihre eigene tolle Verbindung von Kreditpotenz mit Produktionspotenzial ken-

nen lernte, also erst nach ihrer Frührenaissance. Die zwei Autoren *Gun-
nar Heinsohn* und *Otto Steiger* zeigen in ihrem Krisen-Kapitel [369ff], wie
es immer wieder dazu kommt. Ich habe als Knabe jene der Dreißigerjahre
erlebt.

Das waren große und massenhaft kleinere Katastrophen. Für breite
Schichten fielen viele Sicherheiten dahin, auch für reiche. Alle kämpften
soweit möglich um ein Stück Erwerb. Neid, Missgunst, Hass unterminier-
ten Moral und Rechtsnormen, richteten sich gegen passende Minderhei-
ten, Juden, Ausländer, Kapitalisten, Kommunisten, Ehepaare als ‚Dop-
pelverdiener‘, bald auch gegen Emigranten aus Deutschland und Öster-
reich. In Brasilien wurde Kaffee verbrannt, in den USA Weizen, aber in
vielen Ländern verhungerten Menschen. Die Fabrikanten drosselten die
Produktion, entließen ihre Arbeiter, zogen sich auf ihre Lager und ihr
Immobilien-Eigentum zurück, Frauen und Männer wurden nutzlos, fühl-
ten sich wertlos. Wo nur das Allernötigste gekauft/verkauft wurde, san-
ken die ‚Werte‘ depressiv immer tiefer und waren den Meisten doch zu
hoch. Überall Konkurse, Zusammenbrüche, Pleiten, gute Maschinen nur
noch Schrott; Branchen verschwanden, Arbeitslosenheere suchten Führer
aus der Misere, mit noch entsetzlicheren Folgen – „*Menschenopfer uner-
hört*“.

Die Marxisten sahen mit wissenschaftlicher Sicherheit den Kollaps
des ‚Kapitalismus‘ kommen, sie irrten sich sowohl theoretisch betreffs
der Ökonomie, wie psychologisch betreffs ihrer Anhänger. Ihre ineffektive
Anordnungs- und Befehls-Produktion glich verzweifelt einer früheren
feudalen. Samt deren religiösen Versprechen, jetzt als ‚nachkapitalisti-
sches‘ Paradies. Dennoch hatten sie recht mit ihrer Kritik am morallosen
Spielregel-System.

Doch nicht nur die Moral, auch die ewige Triebkraft und Energie
dieser Wirtschaft liegen *außerhalb* ihrer Konstruktion, sind kreatürliches
Wollen und Müssen, Hunger und Durst, und so frettet man sich verzwei-
felt irgendwie durch (oder verreckt). Irgendwann kommen mit tiefgesun-
kenen Werten, mit billigen Bauplätzen, leeren Fabrikhallen und neuen,
noch viel produktiveren Maschinen neue Chancen, und es setzt ein mög-
licher Aufschwung ein (der drohende und dann ausbrechende zweite
Weltkrieg beschleunigte diese Wende und ‚ermöglichte‘ mit noch umfas-
senderem Zerstören von ganzen Städten, Landstrichen und Industrie-
gebieten den großen künftigen Aufschwung). Das Kriegsgewinngeld lag
bereit, die Bedürfnisse waren so elementar, dass man Neuinvestitionen
mit anscheinend gesicherten Krediten wagen konnte. Investoren kamen,

als erwünschte Retter oder verfluchte Räuber in Einem – an was erinnert das jetzt wieder?

Die stets notwendige notwendende Katastrophe

Das Schauspiel war schrecklich und lehrreich zugleich, mein Gott! Das *Erstaunlichste* daran scheint mir, wie diese Eigentumswirtschaft ihre Krisen nicht nur verdaut, sondern gerade aus dem Niederbruch ihrer ‚Werte‘ erst richtig wieder in Fahrt kommt, die Tiefs *braucht*, koste es auch was es wolle. Die Dienste und Güter, die Anlagen und Geschäfte sind ihr ja prinzipiell Nebensachen, die Arbeitslosen zwar bedauerlich aber unumgänglich, alles letzten Endes Wertberichtigungen. Ich nenne *diese notwendige Rückkehr zur Ursprungssituation den heißkalten katastrophischen Jungbrunnen des Eigentums*. Denn seine Zusammenbrüche sind allemal nötig, damit wieder Eigentum neu geschaffen werden kann, allerdings nach schon altem Muster, das man nicht selber finden muss. Wirklich, verehrter Herr *J. W. v. Goethe*, es ist akkurat wie Sie einst schrieben:

*Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*

Sie hatten ein Auge für organische Gesetzmäßigkeiten, im Kleinen wie im Großen. Meine dankbare Reverenz. Zusätzlich bestätigt Sie heutzutage die Chaostheorie der Fraktale (doch will ich diesen Bezug nicht weiter verfolgen). Mir geht's nicht bloß um die wissenschaftliche Erkenntnis des Weiterwirkens der Ursituation, z.B. im Börsenspiel, als Panikläufe von ichbezogenen Einzelkämpfern, extrem ins Tief oder Hoch. Die Sache selbst brennt mir auf den Nägeln, die Katastrophen und ihre Folgen sind real, ich habe sie zweimal erlebt. Denn kaum erholt, schwillt die Produktion schon mächtig an und überschwemmt uns, beispielsweise mit Handys. Und im Hintergrund hört man den Obigen gleich nochmals: *Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los!* Die gewaltige Produktionskraft der Eigentumswirtschaft, generiert vom Amortisationszwang für pfandgesicherte Kredite und Zinsen, ist das Ergebnis ihrer bisher letzten Metamorphose, jener zur Industriegesellschaft. Früher starb man wegen Missernten, heute gehen die einen am Zuviel an

Gütern bankrott, und andern fehlt fast alles. Es ist eine Spiel-Regelung, die *als Ziel* ein maximales Plus an Eigentumswert (zählbar in Geld) setzt und die Lebensbedürfnisse nur als mehr oder weniger nötige Lockmittel einsetzt. Es ist nicht ganz so, wie der Nationalökonom *Roepke* ca. 1943 in der Neuen Zürcher Zeitung schrieb: „Die Wirtschaft ist ein Kuchen, der umso mehr wächst, je mehr man davon isst, und der schrumpft, je weniger man von ihm isst“ – denn der Hunger, die Lust und der Wille zum Essen genügen leider nicht; zuerst muss mit Unternehmer-Eigentum pfandgesichert sein, dass eine Produktion zu gewinnbringenden Preisen verkauft werden wird, erst dann geben die Banken Kredite, können die Unternehmer ans Werk gehen, folgen ihnen Arbeiter und Angestellte, wächst der Kuchen.

Immanuel Velikovsky hat uns die früheren Weltkatastrophen eindrücklich ins Gedächtnis zurückgerufen Er hat, auch als Psychiater, über die astronomischen, geologischen und geschichtlichen Folgen hinaus auf ihre seelischen und politischen hingewiesen. Blickt man auf die Herkunft unserer Weltwirtschaftskrisen, sieht man sie ebenso als Abkömmlinge einer Katastrophe *mit sehr ähnlichen panischen Reaktionen: Kurzschlüssig gelöst, aber unverstanden, die Wiederholung vorprogrammiert:* Jenes unerledigte Problem stellt sich jetzt nochmals – oder immer, immer wieder.

Weiß jemand Rat?

Der Unternehmer setzt sein Eigentum aufs Spiel, er produziert für maximalen Gewinn über Kredit, Zins, Kosten und Einsatz hinaus. In diesem Spiel ist die Gewinn-Maximierung Wege und Ziel bestimmend. *Alles andere ist zweit- und dritrangig.* Ist aber *nur* die fehlende Ethik das Problem? Wie löste sie wohl den Amortisationszwang der *Wirtschaft*, ihren Hunger nach Patenten, diesen Link zu den alles wissen wollenden *Wissenschaften*, wie beseitigte sie die berechtigt gegenseitige Angst der *Machtpolitiker* – drei Potenzen, welche sich allseitig in Zugzwang setzen? Und was tun, wenn die ‚große Lösung‘ nicht in Sicht ist – kleinere anstreben?

Gleich nach Beginn musste das Eigentum mit Regeln und Gesetzen beschränkt werden. Die Politik muss (‚sollte‘) es immer ein wenig zähmen. Ja, liebe Leute, *wie denn?* Wo die Angestellten auf den ‚Erfolg‘ der Unternehmer angewiesen sind und mit der Finanz und Industrie schon im

Parlament und in der Regierung sitzen, wären sie ja alle da – aber was wollen sie?

Unsere zwei anfangs genannten Nationalökonomien haben in ihrem Buch einen Satz gewagt, der deutlich über die sonstige Analyse des Ist-Zustandes herausragt: „Der Staat muss wie ein Romulus handeln, also durch radikale Verteilung von Eigentum die Verschuldungsfähigkeit wieder herstellen.“ [416]. *Peter Winzeler* [1999, 297] hat auf dieses Zitat reagiert. Ich stutze an der gleichen Stelle, weil ich doch sah, wie diese Eigentumswirtschaft gerade dies immer wieder selber unternimmt, mit Mini- und Großkatastrophen ‚Romulus‘ in Teilsequenzen wiederholt. Ginge es auch manierlicher? Und nachher weiter im alten Stil? Ist die Sache so einfach lösbar? Schon *Roepke* wollte, wenn ich mich recht erinnere, den breiten Mittelstand wiederherstellen, vielleicht dachte er an zerstörte römische Bauernschaften oder aktueller, an Rockefeller's Ruinieren der kleinen Ölfirmen. *Winzeler* erinnerte an *Rosa Luxemburg*, um das drängende Problem in einem umfassenderen Rahmen wenigstens zu diskutieren.

Dazu eröffnet das Werk der zwei Autoren Heinsohn und Steiger eine einzigartige Chance: Nicht nur zeigt es das offen daliegende, aber übersehene Eigentum als ökonomische Hauptsache, sondern erweist die bisherige Nationalökonomie als moderne Scholastik, welche aus irrealen Annahmen irrwitzige, aber logische Theorien entwickelte, deren Wertzahlen auffallend den Zahlen von Engeln gleichen, welche auf einer Nadelspitze tanzen können – und räumt mit diesen Theorien auf. In solche Leere kann ein unbekannt Neues einschließen.

Auch ich weiß nicht, wie Lösungen beschaffen sein könnten. Harmonischen gegenüber bin ich nach allen ideologischen Chimären und praktischen Erfahrungen unserer Zeit sehr skeptisch. Politische scheinen mir viel zu sehr am männlichen Machtmuster orientiert. Sehr weit sehe ich nicht durch diese schon alten Löcher. Wüssten die Frauen besseren Rat?

Oder stecken wir mitten in einer weiteren ‚Metamorphose‘? Entwickelt diese ‚Evolution‘, zusammen mit Wissenschaft und Macht und der Ausbreitung rund um den Erdball, eine Eigendynamik weit jenseits unsrer Vorstellungen und Theorien?

Nachwort

Vielleicht gehen in *hochkomplexen* Verhältnissen die praktischen Versuche immer der Theorie voraus. Die Eigentumsgesellschaft war auch nicht

geplant, nicht mal die Oktoberrevolution. Der im ‚Vorwort‘ erwähnte Logiker *Hans Itschner* (1887-1962, Zürich) war zuerst angetreten, unsere Gesellschaft gewaltsam zu ändern. Später wollte er die Formale Logik zu einer kompletteren Lebenshilfe umbauen. Ganz zuletzt sagte er: „Wir müssen selber anders leben, wenn das Leben anders werden soll.“ Er wusste, dass uns jene alte Logik dabei nicht helfen kann. *Ihr fehlt die Gefühlslogik, die Psycho-Logik im weitesten Sinn. Alles wegoperiert, gerade deswegen unheilbar versimpelt.* Schon *Blaise Pascal* (1742-1799) hatte den Punkt getroffen, als er sagte: *Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît point.* Heute kritisiert man diese Logik bereits von diversen Seiten her, aber übersieht meistens sowohl die Gründe ihres Entstehens wie das dazugehörige Biotop Eigentumsgesellschaft. Ein Neues Denken ohne ihm entsprechendes Leben und Handeln tut es kaum. Das galt ja schon für die griechischen Philosophen.

Literatur

- Bateson, G. (1987): *Geist und Natur*; Frankfurt
- Finley, M. I. (1977): *Die antike Wirtschaft*; München
- Goethe, J. W. v.: *Urworte ‚Dämon‘ / Der Zauberlehrling*
- Heinsohn, G. (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft*; Frankfurt/M. (*historische Analyse*)
- Heinsohn, G./ Steiger, O. (1996): *Eigentum, Zins und Geld*; Hamburg
- Illig, H. (1992): „614/911 – der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert“; in *VFG IV* (4/5) 79
- Itschner, H.: *Nachlass-Depot im Schweizer. Sozialarchiv Zürich*
- Jaynes, J. (1988): *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*; Hamburg
- Lichtenberg, G. Ch. (1984): *Sudelbücher*; Frankfurt/M.
- Müller, W. (1985): *Indianische Welterfahrung*; Stuttgart
- Niemitz, H.-U. (2000): „Das Konzept ‚Eigentum‘ und seine Rolle in der Diskussion um Chronologie, Evolutionismus, Ethik, Recht und Gesellschaftsvertrag“; in *ZS XII* (2) 231 (Stichwort Ethik)
- Turel, A. (1944): *Mass-System der historischen Werte*; Zürich
- Winzeler, P. (1999): „Unbehagen an der Chronologierevision. Ein Zwischenruf“; in *ZS XI* (2) 292

Robert Zuberbühler CH-8185 Winkel, Huserstr. 1

Die Wiedererweckung Jesu - einige Streiflichter

Angelika Müller

„Eine Welt voller Krieg, Gemeinheit und Aggressionen, eine Welt, in der Mächtige nicht in der Lage sind, Frieden und eine gerechte Ordnung durchzusetzen und zu erhalten, wartet auf einen ‚guten König‘, auf einen, auf dem sichtbar Gottes Gnade ruht, dessen Autorität nicht nur die der Macht, sondern die der geistigen Ordnung ist.“ [Hetmann in White 186]

Als Friedrich Nietzsche feststellte, dass „Gott tot ist“, weil der Glaube an den christlichen Gott unglaubwürdig geworden war, warnte er zugleich vor den Schatten, die dieser Verlust – der keinen ausgleichenden Gewinn mit sich brachte – über Europa werfen werde.

Nicht lange danach stellte Albert Schweitzer in seiner Doktorarbeit als Fazit der *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* fest, dass wir von der Person Jesu tatsächlich *nichts* wissen. Das war der Theologie so unlieb, dass sie ihn lieber als Heiligen in Lambarene sah, denn als Lehrenden an deutschen Universitäten.

Ganz unabhängig von der theologie-kritischen Schule veröffentlichte der Jurist Wilhelm Kammeier in den 20er und 30er Jahren seine Forschungen zur Deutschen Geschichte und zu den Evangelien, denen zufolge sie Produkt einer „großen Verschwörung“ des Papsttums im 14./15. Jh. seien, also kolossale weltgeschichtliche Fälschung.

All das konnte weder der römisch-christlichen Kirche noch dem Glauben an Jesu den Garaus machen, denn den Gläubigen ficht historische Forschung nicht an. Für ihn *ist* bedeutsam, woran er glaubt, und Jesu ist *wirksam*, weil er im Glauben mit *Bedeutung* versehen wird. Andererseits ficht die Wissenschaft nicht an, was mit den Gläubigen geschieht. Sie setzt auf Aufklärung, die wiederum von den Kirchen geschickt als das angebliche Gegenteil von Religion sabotiert wird.

So entsteht die Kluft zwischen den Gläubigen, die der Lehre der Kirche und Theologie folgen, und denen, die an NICHTS glauben und Religion für Humbug halten. Beide werfen heutzutage jene Schatten, von denen Nietzsche sprach.

Da Aufklärung aber ein schwieriges Geschäft ist, besonders wenn es darum geht, Irrtümer der Lehre aufzuklären, verkraftet der Gläubige – der seine Sicherheit aller Aufklärerei zum Trotz im Glauben sucht – manch-

mal das Neue besser als der Historiker, der nicht gelernt hat, inmitten der Wirrnis neuer Fragen und Sachverhalte seine Sicherheit in der Wahrheits-suche zu finden, geschweige denn, große Ungewissheit zu ertragen.

Nun ist von **Carotta** mit „*War Jesus Caesar?*“ [C 1999] ein neuer Vorstoß auf die Lehre der Kirche wie der Historiker gemacht worden. Das preiswerte Paperback täuscht darüber hinweg, dass das Buch keine leichte Kost ist. Man darf gespannt sein, welche theologische und wissen-schaftliche Resonanz erfolgt, denn allgemeinstes Fazit ist: In den Evange-lien geht es an keiner einzigen Stelle um Religion, sondern stets um poli-tische und militärische Sachverhalte der Caesarvita. Das versehentliche und/oder absichtliche Übersetzungsdesaster vom Lateinischen (Urtext) ins Griechische und zurück ist Entstehungsgrund der Evangelientexte.

Die Verblüffung: Wo es einst Nichts zu finden gab (Schweitzer u. a.), taucht nun die gesamte Lebensgeschichte Jesu auf einmal auf, allerdings als politische Inszenierung oder – wie ich es lieber bezeichnen möchte, weil es den Akzent anders setzt – als römische Profanierung.

Erfolgreiche Entheiligung und Zerstörung religiöser Bedeutungen fand schon immer nicht durch den Nachweis von NICHTS, sondern durch Profanierung statt: Jesus war Cäsar. Das schafft zumindest dem Histori-ker zwar Unbehagen, aber auch neue Sicherheit. Nun gut. Wer das Buch gelesen hat, wird vermutlich, wie ich, in vielen Fällen und ganz grund-sätzlich davon überzeugt worden sein, dass ‚irgendwas‘ auf jeden Fall ‚dran‘ ist. Nur was genau und wie, das bleibt die Frage.

Carottas Analyse zeigt, dass ihr Gegenstand selbst durch den gleichen Vorgang entstand wie ihr Ergebnis: Das Christentum entstand durch Pro-fanierung mit Hilfe römischer ‚Vernunft‘: durch Symbolisch-Machen des Sakralen und Wörtlich-Nehmen des Symbolischen, wodurch die ur-sprünglichen Bedeutungen schon der nächsten Generation verloren gingen.

Profaniert wurde, wie wir bei Carotta lernen, vor allem der *Venus-kult*. Den angeblich bei den Römern, vor allem im Heer, verbreiteten Mithraskult erwähnt er nirgends. Dessen Beziehung zum Caesar-Kult bleibt also zu klären.

Carottas Auffassung, die Alten hätten noch gewusst, dass die Götter aus ehemals irdischen Herrschern entstanden seien [C 122], ist eine Her-ausforderung für die bisher von Autoren dieser Zeitschrift im Gefolge

Velikovskys vertretenen These, die Götter seien ehemals Planeten/ Himmelskörper gewesen.

Ist Carotta nun moderner Profanierung verdächtig, sozusagen in spät-römischer Nachfolge? Oder hat er Recht, *weil* die Römer Meister der Profanierung sind? Wieso mutiert z.B. ihr Kult der Göttin Venus/Isis so einfach mit Caesars Tod zugunsten einer „staatstragenderen“ Religion? Wieso kann – selbst wenn man die besondere Situation des Bürgerkriegs berücksichtigt – der Caesar-Kult so zügig „die religiöse Form der Reichseinheit“ werden [C 119]? Das widerspricht allem, was über das enorme Beharrungsvermögen von Kulturen und Riten bekannt ist. Da legt sich mir der Gedanke nahe, dass auf mehr bereits Vorhandenes zurückgegriffen wurde.

Carotta zeigt die Lebensgeschichte Caesars als Vorlage für die Evangelien. Andere Autoren haben die Evangelien mythologisch gedeutet. Da muss man doch fragen, wie stark auch Caesar mythologisch entwickelt wurde. Was war die Vorlage der Vorlage? Folgte schon Caesar einem Skript?

Müssen wir Carotta ‚gegen den Strich‘ lesen, gar die Datierungen für Jesus und Caesar vertauschen? Beschreibt seine Analyse genau den Prozess der römischen Nutzbarmachung älterer Modelle ?

Vor allem denke ich hier an den *Messias* als *bedeutsame* Gestalt: Im Stammesrecht ist er der jeweils *lebende erwählte* Stammesfürst, der gemäß der Blurechtsordnung sein Leben im Kampf für die Seinen einzusetzen hat. Ist er gestorben, gehört seine weitere Verehrung als Ahn zum Heroen- oder Wiedergeburtsglauben [vgl. Lüling 1999]. So wie Caesar sich gebärdet, könnte man ihn einen imperialstaatlichen Messias nennen, was bei Unterwerfung zahlreicher Stämme und deren Einbeziehung in sein Heer politisch geschicktes Verhalten ist und die Einigung der Stämme zum Staatsgefüge fördert. Caesar als „guter Hirte“ = Messias-Stammesfürst ist auch Carotta begegnet [C 348], sozusagen als ein profanierter Messias.

Bei noch halbwegs bestehenden blutrechtlichen Strukturen in Palästina wird der Messias allerdings in dem Wunsch nach Vertreibung der Besatzer zu dem *zukünftig ersehnten* Befreier, Retter, Erlöser von der Imperialmacht, wofür er mit einer Kraft verbunden wird, die größer ist als die des Imperiums, und dafür kommt nicht mehr irdischer, sondern nur noch kosmischer Ursprung in Frage. So wird der mit allen Attributen

eines blutrechtlichen Messias ausgestattetete Jesus in den Evangelien auch mit dem hellstrahlenden Morgenstern und Besieger des Luzifer assoziiert und in jüdischen Texten in kosmischen Wehen geboren.

Der bereits vor Caesar nachweisbare „*Christus*“-Kult (Carotta führt dafür Christos-Helios an [C 420, Anm. 226] gehört samt entsprechenden Riten bzw. Kultspielen ebenfalls zum archaischen Wiedergeburtsglauben: „Christus“ = Messias (der Gesalbte), hier verstanden als der leidende, sterbende, wiederauferstehende und vorbildliche symbolische Ur-Ahn (nicht: Gott!), wie er mit Attis, Adonis, Osiris, Dionysos [vgl. C Anm. 402, 444] usw. als missverstandener „Fruchtbarkeitsgott“ durch die Religionsforschung geistert. Dies scheint mir z.B. Grundlage für die Osterliturgie zu sein [C 71].

Die Mythe vom sterbenden, am Baum hängenden ‚Gott‘ ist eine schamanische Vorstellung, Teil der Rituale um Initiation und Wiedergeburt der Natur, die im römisch-katholischen Christentum verpönt waren. Was ursprünglich zu Grunde lag, ob vergangene kosmische Ereignisse und ‚Bilder‘, können wir nur vermuten. Der wächserne Caesar am Tropaeum ist Rückgriff auf den Mythos und zugleich Persiflage und Profanierung ohnegleichen, beim Volk erwartungsgemäß wirksam. Das *christliche Kreuz* erklärt sich daraus nur sehr mühsam, wie Carottas wiederholte und doch nicht ganz klar werdende Ableitungsversuche zeigen.

Das Christentum entsteht nach Carotta nicht mehr aus einem messianisch-apokalyptischen Strang des Judentums, sondern aus Caesarkult + Judaisierung (= mosaische Gesetze + Messianismus), wobei christlicher Opferkult und Gottes-Sohnschaft aus dem römischen Venuskult stammen. Diese beiden können nun nicht mehr als Relikte eines Rückfalls aus dem Judentum ins Planetengöttertum verstanden werden, sondern entstammen diesem selbst, mit dem Venuskult als Unterfutter und der römischen Neigung zur Profanierung des Sakralen und der Sakralisierung des Profanen (Bsp. Caesar selbst) als Oberleder. Die Forderung nach Abschaffung von Brand- und Schlachtopfern ist Caesars eigene Forderung und keine „originäre jüdische Erfindung“ mehr. Ob sie sich (nur) wegen der späteren Judaisierung nicht durchgesetzt hat, bleibt offen.

Liegt nämlich zeitlich die *Entstehung des Messias Kultes* zwischen Caesars Leben und der Entstehung der Evangelien, so konnte es sich beim Messias Kult selbst eher um einen Mythos der Aufständischen gegen Rom als um einen apokalyptischen Rückfall handeln. Dessen Profanie-

rung und Okkupierung wären dann ebenfalls ein raffinierter Schachzug der Caesar-Nachfolger, der posthume Caesarkult samt Evangelienproduktion eine imperialstaatliche Variante des Messiaskultes.

Zur **Gottes-Sohnschaft** bleibt, wenn sie denn aus dem römischen Venuskult stammt und somit von Anfang an wesentlicher Bestandteil des Kultes war, zu fragen, wieso es gerade darum in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten soviel Streit gab, falls wir den Quellen glauben wollen. Wie kommt es zu der Aussage, eine Gottes-Sohnschaft habe es bei den Urchristen (in der Folge: Islam) noch nicht gegeben, lediglich Jesus als Menschensohn und Prophet?

Bei Carotta müssen wir umdenken, so als hätte die Kirche (im Nachhinein?) die Reihenfolge und Gewichtung vertauscht:

Ur-Christen sind bei Carotta die radikalen Pauliniker, die das Evangelium ohne mosaisches Gesetz, also ohne Judaisierung vertraten und die folglich – da doch wohl ‚originär‘ am Caesarkult Orientierte? – die Gottes-Sohnschaft stets mit sich geführt haben müssten. Dies werden nach Carotta die „Häretiker“ der Kirche, woraus zu schließen wäre, dass die Kirche selbst es irgendwann – ca. 150 n.Chr.? – sehr wichtig fand, diese Judaisierung zu vollziehen. Falls es „die Kirche“ damals überhaupt schon gab. Die „Rechtgläubigen“ sind jene, die die Judaisierung wollen und betreiben [C 157, 360]. Wie sie zur Gottessohnschaft stehen, sagt Carotta nicht.

Wurde auch Häretiker, wer nur die Gottessohnschaft ablehnte – wie dies z.B. von Arius behauptet wird – nicht aber die mosaischen Gesetze? Oder muss man für Arius und viele Andere annehmen, dass sie beides abgelehnt haben? Die ohnehin schon recht undurchsichtige Häretikergeschichte wird durch Carotta noch verzwickter. Die Wahrheit liegt hier sicher nicht im Entweder-Oder, und das Gestrüpp früher Kirchengeschichte bedarf neuer Forschungsarbeit.

Nebenbei erhebt sich bei allen neu zu stellenden Fragen noch einmal die nach den Gründen der Feindschaft zwischen Juden und Christen, genauer die Bedeutung der ‚Missionskonkurrenz‘ [157] und des Wucherertums.

Eher nebenbei erklärt Carotta den Begriff *Christen* aus chrestos = Wucherer, Spekulant [143]. Sind Christen jene Judaisierten, die dann chrestos betrieben, wie zuvor [C 143] die Juden? Im AT wie im NT, also für Juden und Christen, gilt das Wucher=Zins-Verbot. Sollen wir annehmen, dass schon römische Kaiser, wie deutsche Kaiser im Mittelalter, den Juden nur dieses Gewerbe überlassen haben?

Wenn Christen Wucherer sind, haben wir der Privateigentumsgesellschaft möglicherweise auch das römische (!) Christentum zu verdanken (s. meinen Leserbrief, S. 538) ?

(Hier sei erinnert, dass bereits 1993 Thomas Riemer *christos* von griech. *chrisis* = Gebrauch, Nutzen, Gewinn ableitete und die *Christen* von griech. *chrysoadar*, d.s. die Kreuzfahrer, die chrysader. Das Kreuz erklärt er damit zwanglos aus dem Schwert [Efodon, 13 u. 16/93]).

Sind auch die frühen kirchlichen Quellen und Texte der ‚Kirchenväter‘ unser ganzes Misstrauen wert, so darf es bei den älteren **römischen Quellen**, auf die sich Carotta stützt, doch keinen Zweifel geben. Oder? Zu Carotta scheint von chronologischen und daraus folgenden Quellenproblemen noch nichts durchgedrungen zu sein.

Bei mir gehen inzwischen aber alle ‚Warnlichter‘ an, wenn die Quellenlage Formulierungen folgender Art erzwingt: „müssen wir eine annalistische Quelle vermuten“, „besonders getreu findet man“; bei Livius scheint fast gar nichts zu stimmen, so dass wir geradezu froh sein können, dass sein Werk „so gut wie verloren“ ist, besonders verloren das Original des so wichtigen Asinus Pollonius usw. [C 221f]. Stutzig machen sollte uns auch, dass alle Quellen, sofern vorhanden, z.B. Sueton, lateinisch waren; aber auch auf lateinisch könnte Sueton, „der weniger Geschichte als Hagiographie betreibt“, doch bei der Bestattungsszene mal den Namen des Bestatteten (Caesar) erwähnen – was er aber nicht macht. Belegstellen bei Tacitus [C 82, 127] erzeugen ein mulmiges Gefühl, nachdem der ein Produkt der Neuzeit sein könnte (s. Kammeier). Und dann noch: „Sueton ist von Tacitus nicht unabhängig“. Na bestens!

Während sich also Alexander d. Gr. und Karl d. Gr. von der Bühne der Geschichte verabschieden dürfen, wir von den Merowingern vor Karl nichts sicheres wissen, Tacitus, die Evangelien und vieles mehr vielleicht eine Erfindung oder Kompilation des 11. bis 15. Jhs. sind, sind Caesars Taten viel älter, gut bezeugt und über jeden Zweifel erhaben?

Auf jeden Fall ist zu fragen, **wann** Caesar denn gelebt hat? Dazu die Frage, ob das römische Reich samt Aufstieg, Untergang und Fortführung bisher überhaupt richtig datiert und verstanden ist. Wenn 300 Jahre dabei zuviel sind, Völkerwanderung und ein Teil der Wikingerzeit ein Historiker-Märchen sind, dann ging womöglich das römische Reich nicht auf die Art unter, wie wir in der Schule gelernt haben und hat auch in ganz anderer Weise, als bisher gedacht, existiert. Im Falle dieses Falles (auch die

300 Jahre sind sicher nicht der Weisheit letzter Schluss) hätten wir dann einen neu zu entwirrenden Jesus-Caesar-Vorlagen-Mix.

Vielleicht ist der große Caesar mitsamt seiner sagenhaften Biographie nichts weiter als ein typischer Fall von *Caesa*, jenem so genannten Kunstgriff, mit dem irische Märchenerzähler die Befehle oder Verpflichtungen in ihren Geschichten unbedingt verbindlich machen und dadurch siegreiche Helden immer wieder auf neue gefährliche Abenteuer ausschicken. In dem Fall wäre nur das R (für Rom ?) hinzugefügt worden, was uns nach Carottas Buch aber nicht mehr weiter wundert.

Zweite Wiederentdeckung Jesu

Mit einer Entscheidung für oder gegen Carotta, Caesar oder Jesus ist es aber nicht getan. Die Menschheit verfügt nämlich mittlerweile über eine weitere, zeitlich vor Carotta liegende Wiederentdeckung Jesu, auf die mich Hans-Ulrich Niemitz aufmerksam gemacht hat:

Erich Bromme: *Untergang des Christentums. Korrekturen der Welt- und Religionsgeschichte.* 5 Bände, Erich Bromme Verlag, Berlin 1979 (zit. als B)

- : ***Fälschung und Irrtum in Geschichte und Theologie.*** Waldemar Hoffmann Verlag Berlin 1975 (vorab erschienene Zusammenfassung der 5 Bde. Zitiert als BZS).

Vorab sei gesagt, Bromme genügen die deutschen Bibelübersetzungen und er schöpft ganz aus seinem Wissensreservoir. Sein Werk erfuhr bisher kaum Resonanz, vermutlich weil es vom Umfang, Stil und Anspruch her ‚erschlagend‘ wirkt. (Es finden sich noch 1979 bei ihm Formulierungen wie „völkisch“, die ihm den Ruf, Nazi zu sein, einbringen könnten. Viele Stellen weisen ihn eher als eine Art ‚Freidenker‘ mit großem Hass auf die Kirche aus, der sich politisch weder ‚rechts‘ noch ‚links‘ zugehörig fühlt. Antisemitische Äußerungen fand ich bisher keine bei ihm.)

Es war mir unmöglich, diese fünf Bände zu *lesen*. Immerhin habe ich genügend darin herumgelesen, um hier einige Kostproben wesentlicher Arbeitsergebnisse geben zu können. Zunächst erschienen sie mir lediglich auf skurrile, fast beunruhigende Weise interessant, aber zu mühsam für weitere Beschäftigung, vor allem, weil man vergeblich nach einer klaren Darstellung und Entwicklung seiner *Ent-Allegorisierungs-Methode*,

seiner Prämissen, seiner Arbeitsweise sucht. Sein methodischer Maßstab scheint von der Eingebung abhängig, bzw. neue Entallegorisierungen von zuvor schon gefundenen. Somit sollte man bei allem Folgenden nicht die Möglichkeit ausschließen, dass er einige gute ‚Treffer‘ neben vielen ‚Nieten‘ hat.

Insofern ist Carottas Entcodierungs-Verfahren, die Übersetzungen bzw. Schreibweisen im Griechischen und Lateinischen, nachvollziehbarer, präziser und liefert daher mehr ‚argumentative Sicherheit‘. Carotta bleibt ‚vorlagentreu‘ in der Caesar-Legende ‚gefangen‘ oder eng angelehnt (je nach Sichtweise), während Bromme ganz auf die militärischen und geheimen Aufstände und Aktivitäten der Essener im Kampf gegen Rom und damit die zeitgenössische Situation fixiert ist. Darin spielen die Qumran-Rollen von Toten Meer eine wichtige Rolle. Die einzige ‚Vorlage‘ sind bei ihm die bereits in den Texten des Alten Testaments gewählten Allegorien.

Hinsichtlich Profanierung *oder* Aufdeckung von Profanierung und Profanitäten steht Bromme Carotta in nichts nach. Erst durch zahlreiche Ähnlichkeiten seiner Entschlüsselungen zu denen in Carottas Werk wurde ich alarmiert und aufs Neue interessiert. Denn kommen zwei Leute auf unterschiedlichen Wegen zu ähnlichen, von der Lehrmeinung abweichenden Ergebnissen, so ist die Forschung ganz neu gefordert, sowohl was die Ähnlichkeit wie die Unterschiede beider betrifft.

Sollte Bromme mit seiner Entschlüsselung für das Neue Testament nicht ganz falsch liegen, so wird auch an den Ergebnissen zum Alten Testament einiges richtig sein, zumal er vom AT ausgehend einen Bogen zu den Evangelien schlägt.

Seine Ergebnisse sprechen gegen die Heinsohnsche These, dass Geschichtsschreibung als jüdische Erfindung eines kleinen, geknechteten, intelligent die katastrophischen Rituale sublimierenden Volkes in die Welt kam und stützen die These, dass sie als Herrschaftsinstrument (und damit immer zugleich – da interessengeleitet – als Geschichts-(ver)-fälschung) in imperialen Staaten entwickelt wurde.

Die allgemeinste Übereinstimmung mit Carottas Arbeitsergebnissen besteht in folgender Aussage Brommes:

Die gesamte Bibel enthält nur politisch-militärische Tatsachen, die 3-fach verschlüsselt wurden: Allegorisation = Versinnbildlichung / Dialogi-

sierung / Prophetisierung = Vergangenes als Zukünftiges wiedergeben (hier: Propheten des AT und Evangelisten).

Zur Idee der Entallegorisierung = Entschlüsselung seien ein paar Beispiele genannt: Hure für ‚abtrünniges Land‘; Meer oder Wasser für ‚Heer‘; Stechmücken für ‚Bogenschützen‘, Fischzug für ‚Aufständischenmusterung mit anschließender Heeresaufstellung‘.

Bei Carotta ist „der Besessene in den Grabhöhlen, den monumenta“ der „belagerte Pompejus in seinen Verschanzungen“, weil *besetzt* und *besessen* beides *obsessus* ist [C 165/166]. Bei Bromme steht „besessen“ in den Evangelien stets für „römerfreundlich“ und der „Graben“ für Belagerungsstelle oder Verschanzung.

Carotta erklärt, wie „Rüstungen und Aushebungen“ zur „Taufe“ werden über *lustratio* für die Musterung von Soldaten, das von *luo* = waschen kommt [C 175]. Bei Bromme ist die „Taufe“ die „Einsegnung“ der essenischen Aufstandsteilnehmer gegen Rom, mit der zusätzlichen Bedeutung „zur Teilnahme am Widerstand verpflichtet“. Die „12 Jünger“ sind bei Carotta „Caesars Legate“ [C 244], bei Bromme die „Truppenführer in Jesu Aufstandsheer“.

1. Brommes Ausgangspunkt sind die von der Theologie nie verstandenen Aussagen in Mose 2: 4,16; 6,3; 7,: Mose wird von Gott zum „Gott“ über Aaron und Pharao ernannt, Aaron zu Moses „Prophet“, und der Herr-Gott ist zwar Abraham, Isaak und Jakob „erschienen“, sein Name „Herr“ wird ihnen aber nicht offenbart.

Fazit: „Gott“ ist ein Großreichsherrscher, der nicht zu glauben, sondern zu gehorchen verlangt. „Baal“ ist die entsprechende Person auf der Gegen-, auf der Feindesseite. Mit Religion im eigentlichen Sinne hat das alles nichts zu tun.

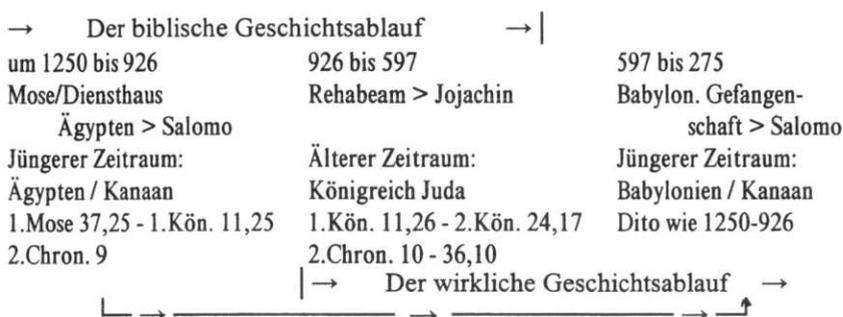
(Während Carotta den Römern immerhin einige ältere Kulte zugeht, erwähnt Bromme dergleichen nicht mehr. Brandopfer sind die AT-Umschreibung für gebratene Fleischabgaben als Tribut zur Verpflegung des Statthalters und mutieren erst später zu religiösen Kulturen (vgl. 8.)

2. Neben der Gleichung Gott = Großkönig, bzw. irdischer Herrscher entschlüsselt Bromme das *alttestamentliche Ägypten* als chaldäisches Babylonien, das *Diensthaus Ägypten* als Babylonische Gefangenschaft, *Pharao* als König von Babylonien. Der Joseph des AT ist König Jojachin, den Nebukadnezar mitsamt seinem Gefolge nach Babylon holen ließ.

3. Die 10. Plage [2.Mo 11f] ist die Darstellung der Einnahme Babylons, die die sogen Babylon. Gefangenschaft beendete.

Der Untergang der Ägypter im Roten Meer (2:14) ist die Entscheidungsschlacht zwischen Babyloniern (Chaldäern) und Persern (Achämeniden), in der das chaldäische Heer unter Nebukadnezar II. völlig vernichtet wird.

4. Nach dieser Entschlüsselung stellte sich ihm die Frage nach der historischen Abfolge: Im Rahmen seiner Orientierung an der traditionellen Chronologie kommt er zu folgender *Korrektur des Geschichtsablaufs* [nach BZS 41]:



Bromme nennt diese „Zeiträume- und Bereichevertauschung“ „die wohl sensationellste, größte und umfangreichste Falschdatierung in der Geschichte“ [B I,14].

5. Das AT umfasse tatsächlich nur einen Darstellungszeitraum von ca. 650 Jahren (926-275). Das erste umfangreichere Werk ist die Geschichte der Zwangsumsiedlungen aus und nach Kanaan und der Statthalterschaften unter assyrischer, chaldäischer und persischer Oberhoheit. Das kürzere zweite Werk ist die politische Geschichte der beiden Kleinkönigreiche Israel (926-721) und Juda (926-587/82) bis zu ihrem Ausscheiden aus der Geschichte.

Die Werke erscheinen nacheinander, die Inhalte liegen aber teilweise thematisch und/oder zeitlich parallel. Durch das Nacheinanderschalten geriet die Theologie und die Forschung in einen „Zeitraum, für den es keine Quellen geben kann“ [B I,47].

6. Angefangen mit der Gilgamesch-Literatur bis zu den Qumrantexten gibt es eine allegorisierende Literaturgattung, die im Dienste absolutistischer Herrscher stand [B I,9], deren 1. ein „Gott“ genannter akkadischer Großkönig (Kyros II.) ist, deren 2., David, durch einen blutigen Staatsstreich zur Macht kam und deren 3., das Oberhaupt der Essenerorden in Qumran, sich nach Davids Vorbild die Herrschaft gegen die römische Besatzung aneignen wollte.

7. Vermutlich zwischen -330 und -275...nach der Vernichtung des Perseerreichs durch Alexander und dem Staatsstreich König Davids...verfaßte eine Arbeitsgemeinschaft...hoher Bediensteter des persischen Oberherrn in der Provinz Kanaan... das ‚Alte Testament‘ ...Sie schreiben mit verteilten Rollen nach dem Vorbild des Gilgamesch-Epos allegorisierte Geschichte vom Eintritt der Königreiche Israel und Juda in die Geschichte um -926 bis auf König Salomo (ca -275)... In ihren Mittelpunkt stellten sie den Großkönig Kyros II.... den Erlöser aus der Gefangenschaft und Eroberer Kanaans, seiner neuen Reichsprovinz, als anonymen ‚Gott‘, und den im Exil in Babylon geborenen jüdischen Königssohn ‚Mose‘ (= Ephraim, ca. 586-537) als pseudonymen Heerführer und vorgeschobenen ‚Gesetzgeber‘.

Es wurde keine neue Religion zu schaffen versucht, sondern lediglich Geschichte unter besonderen Interessensaspekten allegorisiert: es ging um den Erhalt der persischen Herren- und Besatzungsrechte [I, 30f].

8. Als man Jahrhunderte später von dieser Verschlüsselung nichts mehr wusste, wurden diese Geschichten „infolge von Missverständnissen und Selbsttäuschung sowohl zum Fundament als auch Hilfsmittel für die Schaffung und Erhaltung einer machtgierigen Kulpriesterschaft gemacht“ [B I,31].

9. Eine Einteilung Kanaans auf die „12 Stämme“ kann nicht vor -537 erfolgt sein. Die „Stammesnamen“ sind die Namen der in dem jeweils zugeteilten Landkreis stationierten Besatzungstruppenteile [B I, 49].

10. Ein Gesamtkönigreich Israel – und damit die Reichsteilung – gab es in der Frühzeit nicht. Diese Fälschung sollte dem Reich Davids einen kontinuierlichen Geschichtsablauf und damit ein größeres Alter vortäuschen und den der Reichsgründung anhaftenden Makel verdrängen.

Diese Fälschung habe in der Forschung zu weltweit verbreiteten Irrtümern geführt, die sich als Katastrophe für die Geschichtsforschung und -schreibung über das vorderorientalische Altertum auswirken [B I,159].

11. Aus dem Erzväter-Kapitel: *Sara* ist ein Heer, *Sohn* eine Eliteeinheit, *Engel* die Leibgarde. Der machtpolitische „Bund“ hatte nichts mit dem jüdischen Volk zu tun, sondern war eine assyrische Angelegenheit: er galt für jene Angehörigen der Oberschicht, die der Großkönig als seine Stellvertreter in den Provinzen auserwählt hatte. Die Beschneidung stellte nur die Kennzeichnung des persönlichen Eigentums (Sklaventum) des Großkönigs dar.

12. Wie der „Prophet Daniel“ die Aufstände der chaldäischen Opposition gegen Nebukadnezar II. allegorisiert überlieferte, so schrieben die Evangelisten gleicherweise die Aufstandsgeschichte der Essener gegen die Römerherrschaft. [B IV, 74]

13. Das Fundament der Evangelien und damit das Urchristentum sind ein Produkt des Römerhasses [B IV,108], Christentum ist also ein durch Missverständnisse „phantasiewärts weiterentwickeltes allegorisiertes Essenerum“ [B I,119].

14. Der „Sohn Jesus“ ist ein dem Qumran-Oberhaupt unterstehendes Essenerheer, eine Kampftruppe [B I, 107]; seine „Mutter Maria“ der Generalstab. Das Esseneroberhaupt selbst wird nun zu „Gott“. Später (?) gibt es einen „historischen“ Jesus, der selbst als Esseneroberhaupt den letzten Aufstand anführt.

15. Der „Kindermord zu Bethlehem“ ist eine Essenerverfolgung nach deren erstem Aufstand.

Zusammenfassung und Ausblick:

Die Menschheit verfügt nun also über:

Jesus als Caesar (Carotta),

Jesus als Gottes Sohn, Gott und Mensch (römisch-christliche Kirche),

Jesus als Gott, nicht Mensch (u.a. koptische Kirche),

Jesus als Mensch, nicht Gott (u.a. Arianer),

Jesus als Mensch und Prophet (Islam; Urchristentum; s. Lüling),

Jesus als kosmischer Venusknabe (Christoph Marx im Anlehnung an Velikovsky),

Jesus als Erzeuger des Grals und Urahn französischer Großmeister (Lincoln/ Baigent/ Leigh),

Jesus als historisch nicht auffindbar (Schweitzer für kritische evangelische Theologie),

Jesus als Gregor VII. (Fomenko),

Jesus als Name einer essenischen Kampftruppe (Bromme),

Jesus als essenischer Führer des Aufstands gegen Rom (Bromme).

Ziel dieser Kurzfassung soll sein, auf dies Werk hinzuweisen und die Beschäftigung damit anzuregen. Ich bin neugierig zu erfahren, ob und wie es Leser/innen gelingt, die diversen Thesen zu einer epochalen Synthese zu vereinen oder sich ohne Verlustgefühle für eine gegen die anderen zu entscheiden.

Schon jetzt lässt sich feststellen, dass die Bibeltex te zu den bestgemachten Texten der Weltgeschichte gehören, beurteilt man dies nach der Fülle dessen, was man aus ihnen machen kann. Ein keltisches Sprichwort sagt, man solle eine gute Geschichte nicht durch die Wahrheit verderben. Für die Historie sehe ich da bisher keine Gefahr.

Literatur

B = Bromme, Erich (1979): *Untergang des Christentums. Korrekturen der Welt- und Religionsgeschichte*; Berlin. 5 Bände: *Die „Erzväter“ aus Assyrien (und Einleitung) / Babylonien – das „Diensthaus Ägypten“ / Zwangsausführung und Zwangsansiedlung der „Kinder Israel“ in „Kanaan“ / Die Esseneraufstände gegen die Römerherrschaft / Mischreligion „Christentum“* (mit 120 S. Allegoriewörterbuch u. 23 S. neue Zeittafel)

BZS = Bromme, Erich (1975): *Fälschung und Irrtum in Geschichte und Theologie*; Berlin (vorab erschienene Zusammenfassung der 5 Bde.)

C = Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar?*; München

Lüling, Günter (1999): „Das Blutrecht (die Bluttrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft. Zum schriftkulturellen Staatsrecht“; in *ZS XI (2)* 217

Müller-Lisowski, K. (Hg., 1996): *Irische Volksmärchen*; Reinbek (Nachwort Reidar Th. Christiansen)

White, T.H. (1980): *Merlin*; Düsseldorf (Nachwort F. Hetmann)

Angelika Müller 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Ostasiatische Petroglyphen und die Urkatastrophe der Menschheit

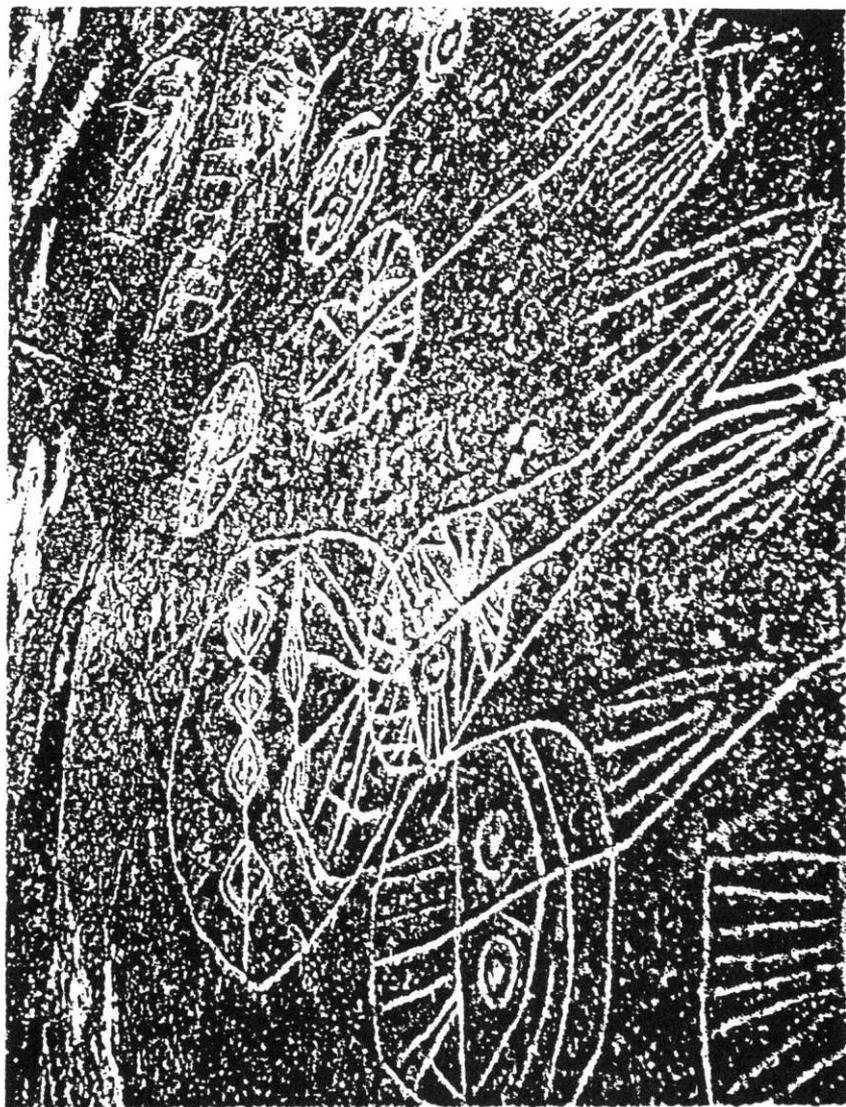
Ein Nachtrag, von Heinrich P. Koch

Der „Mudur“ hat Wirkung gezeigt! Ganz im Sinne des Autors hat er die Diskussion in Gang gebracht. Siehe hierzu meinen ursprünglichen Artikel [4/99, 671] und die ersten Zuschriften dazu [2/00, 174-77]. Ich bin weder Archäologe noch Kunsthistoriker, ich habe erst durch den Leserbrief von Klaus Kniep von dem großartigen Werk von Chen Zhao-Fu erfahren – und ich habe mir das Buch *„China. Prähistorische Felsbilder“* umgehend besorgt. Und siehe da, es erweist sich geradezu als Fundgrube mit weiteren Hinweisen, die meine Auffassung von den Petroglyphen in geradezu frappierender Weise bestätigen.

Aus Platzgründen gebe ich hier nur ein einziges Beispiel aus dem Buch von Chen an, nämlich die Abb.102 (gut ein Dutzend weitere wären hier anzuführen). „Masken und Symbole, die möglicherweise pflanzliche Elemente darstellen“, so sagt es die Legende zu der Felszeichnung aus Lianyungang in der Provinz Jiangsu am Gelben Meer. Es verwundert nicht, dass selbst hervorragende Experten auf den Gebieten der Prähistorie, Kunstgeschichte und Mythologie nicht mit der (richtigen) Deutung der Felsbilder aus dem Neolithikum zu Rande kommen.

Die Felszeichnung auf S. 533 gibt gar nicht – wie Chen es glaubt – irgendwelche pflanzlichen Elemente wieder, sondern ganz einfach die einschlagenden Kometenfragmente und darunter die Auswurffontänen aus den Impaktkratern. Was sollen vier „Augen“, nebeneinander auf einer Linie aufgereiht, in einem „stilisierten Gesicht“? Die senkrechten Linien, die wie Stengel einer Pflanze aussehen, deuten die Einschlagsrichtung der Boliden an. Die Striche und krummen Linien in den „Köpfen“ symbolisieren die weitere Fragmentierung der Bruchstücke des Kometen, vielleicht auch die leuchtende Korona, die um die kosmischen Projektile herum sichtbar war. Das bezieht sich auch auf die „Haare“, „Bärte“, „Stacheln“ usw., die an vielen derartigen Bildern auszumachen sind. Zur Erinnerung: Kometen sind „Haarsterne“! Der Sintflut-Komet war ein „schmutziger Schneeball“, zusammengesetzt aus Wassereis und Gestein, daran sei hier ebenfalls erinnert!

Wir haben tatsächlich eine historische Botschaft vor uns, die uns in den Felsgravierungen von den "epipaläolithischen" Menschen übermittelt wird. Es sind in den Stein gehauene Ideogramme, die eine Nachricht aus



„Masken und Symbole, die möglicherweise pflanzliche Elemente darstellen. Lianyungang“ [Chen Zhao-Fu 1989, Abb. 102]

schriftloser Zeit darstellen. Ganz richtig deutet Chen die Bedeutung der Spiralen als „Donner“ oder „Wolken“, die mit dem Phänomen zusammenhängen. Er ist der Wahrheit schon auf der Spur, aber erreicht hat er sie noch nicht wirklich.

Die gezeigte Felsritzung muss nicht unbedingt eine Impaktserie von annähernd gleichartigen, eng nebeneinanderliegenden Einschlägen wiedergeben, obgleich derartige Reihenimpakte den Geologen bekannt sind. Man denke etwa an die berühmt gewordenen Carolina Bays an der Ostküste Nordamerikas oder an die Oriented Lakes in Alaska [Koch, 2000a, b]. Viel wahrscheinlicher ist, dass der prähistorische Künstler immer wieder das gleiche Ereignis abgebildet hat, so wie ein Kind, das sein Lieblingsmotiv stets von Neuem aufs Papier oder an die Wand kritzelt. Ich habe selbst ein zehnjähriges Enkelkind, das sein Lieblingstier, einen Hasen, immer wieder aufzeichnet, nebeneinander, auf dem gleichen Blatt, weil es meint, seine Zeichnung weiter verbessern zu müssen.

Über die Datierung des Ereignisses lässt sich streiten, ebenso wie über die aller dieser Petroglyphen. Ich habe selbst das Datum des „Sintflut-Impaktes“ mit einem vermutlichen Zeitraum zwischen 12.500 BP und 1200 v. Chr. begrenzt. Doch erscheint mir die Angabe „um 10.000 BP“ (ca. 7.500 v. Chr.), die sich an die Vorgabe der Tollmanns [1993] anschließt, am wahrscheinlichsten. Eingeräumt werden muss auch die Möglichkeit, dass sich der Mehrfachimpakt über einen längeren Zeitraum, vielleicht sogar mehrere hundert oder tausend Jahre, erstreckt hat. Unbestreitbar ist, dass sich das Ereignis in das Gedächtnis der Zeitzeugen auf allen Kontinenten so nachhaltig eingegraben hat, dass sie es den künftigen Generationen überliefern wollten – in Bildern auf dem haltbarsten Material, das sie zur Verfügung hatten, den Felsen in ihrer Umgebung.

Neben den Felsbildern gibt es noch eine zweite urzeitliche Quelle, die auf die Urkatastrophe der Menschheit hinweist: die Mythologie. Eine alte chinesische Legende erzählt, dass in grauer Vorzeit ein Kampf zwischen zwei mächtigen himmlischen Heerführern stattgefunden habe. Dabei sei eine von den vier Säulen, welche den Himmel über der Erde tragen, zusammengebrochen, worauf sich der Himmel an dieser Stelle herabneigte. So kam die Erde im Westen dem Himmel näher als im Osten. Seither fließen die Wässer bergab über die geneigte Erde [Chen 1989]. Tatsächlich strömen alle großen Flüsse Chinas von West nach Ost. Die Erzählung von der geborstenen Weltsäule ist auch in vielen Mythen anderer Völker anzutreffen, ebenso wie der Kampf zweier miteinander verfeindeter göttlicher Mächte am Firmament, wie wir sie aus persischen, ägyptischen und

anderen Legenden kennen [Koch 1998, 2000a]. Ist es nicht eigenartig, dass auch im Alten Testament ständig von einem „Herrn der Heerscharen“ die Rede ist, wenn Gott gemeint ist?

Ein anderer chinesischer Mythos erzählt, dass die Göttin Ma Ku während ihres unendlich langen Lebens dreimal mit ansah, wie das gewaltige Meer über dem Land zusammenschlug und es dann wieder freigab [Chen 1989]. Das deckt sich völlig mit unserer Annahme, dass im Fernen Osten drei Teilimpakte beobachtet werden konnten [Koch 1998, 2000a; vgl. auch die Mudur-Sagen in unserem Artikel in 4/99]. Die Menschen hatten eben das Gefühl, dass die Welt über ihnen zusammenstürzt, und der Vorgang wiederholte sich noch dazu dreimal.

Fassen wir zusammen: Die prähistorischen Felsritzungen mit ihren Figuren und Symbolen offenbaren uns noch nach vielen Jahrtausenden, was die Menschen dazumal bewegte. Neben den unzähligen Jagdszenen und der Wiedergabe der Beutetiere war es das außergewöhnliche Erlebnis des Kometeneinschlags am Ende der Eiszeit. Die Bilder enthüllen uns die ganze Angst und Hilflosigkeit, mit der die Beobachter aus der Steinzeit dem Geschehen gegenüberstanden. Das, was die modernen Forscher immer wieder als „Masken“, „monströse Gesichter“, „zoomorphe Wesen“, „anthropomorphe Fratzen“ und ähnliches mehr beschreiben, ist nur die bildliche Wiedergabe der Erscheinungen am Himmel, für welche die Menschen im Paläolithikum keinen anderen Ausdruck finden konnten. Wenn die sog. Kunsthistoriker dann den prähistorischen Bildern Titel geben, wie „Monkeys Pilgerfahrt“, „Der rebellische Affe“ und ähnliche unsinnige Bezeichnungen, dann führt das unbewusst weiter in die Irre.

Literatur

- Chen Zhao-Fu (1989): *China. Prähistorische Felsbilder*; Zürich
- Koch, Heinrich P. (1998): *Der Sintflut-Impakt. Die Flutkatastrophe vor 10.000 Jahren als Folge eines Kometeneinschlags*; Frankfurt am Main
- (2000a) : *The Diluvian Impact. The great flood catastrophe 10,000 years ago as the consequence of a comet's impact*; Frankfurt am Main
- (2000b): *Sintflut. Die Bibel berichtet von der Urkatastrophe der Menschheit*; Wien
- Tollmann, Alexander & Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit*; München

Univ.-Prof. DDr. Heinrich P. Koch A-1090 Wien, Althanstr. 16

Leserbriefe und Diverses

Zu Hans-Ulrich Niemitz: Das Konzept „Eigentum“ [ZS 2/2000, 318]:

Niemitz bringt sich mit seinen eigenwilligen Begriffen nur in Schwierigkeiten, zum Beispiel, wenn er dekretiert, ein „Regime, eine Diktatur, eine Gewaltherrschaft sind kein Staat“ [328]. Was bedeutet das für die Praxis: Sollen jetzt die diplomatischen Beziehungen zur Volksrepublik China eingestellt, soll dieses „Etwas“ (vergleichbar der Gänsefüßchen-DDR) in seiner Existenz geleugnet werden? Nach Augustin kann es auch einen Staat der Räuberbanden geben, und die Geschichte lehrt, dass er recht hatte. Mindestens ebenso fragwürdig ist die Reduktion des Rechts auf ein „Instrument, die Vollstreckung im wirtschaftlichen Sinne zu sichern“ [328]. Kant, dessen Lektüre Niemitz überschlagen hat, definiert das Recht als den „Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann“ [AA VI, 230]. Genau deshalb brauchen wir entgegen allen Modernisierern (sprich: Anarchisten) auch das Recht im Straßenverkehr und überall dort, wo die Mehrheit die Minderheit, wo der Starke den Schwachen überrollt.

Niemitz behandelt die Theorie des Gesellschaftsvertrages so, als gehe diese von einem tatsächlichen Ereignis aus. Aber das ist ganz falsch. Gustav Radbruch stellt den richtigen Zusammenhang im § 7 seiner *Rechtsphilosophie* dar, wo er in seiner Argumentation Kant folgt: „Die Vertragstheorie erklärt also den Staat für gerechtfertigt nicht *weil*, sondern *wenn* er sich durch Vertrag entstanden denken läßt“ (kursiv von Radbruch). Eigentlich setzt die Vertragstheorie, falls sie ein reales Ereignis annimmt, ja ohnehin bereits das voraus, was sie erst begründen will: nämlich den Menschen als soziales Wesen, so dass es sich um einen Zirkelschluss in seiner wirklich klassisch-vollendeten Form handeln würde.

Stefan Diebitz 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49

Unbestritten, dass die Privat-Eigentumsgesellschaft (PEg) (das „Privat-“ lässt Niemitz interessanterweise weg!) das beste, weil einzige „Ist“ [320], was wir heutzutage haben. Die angemahnten Alarmglocken [ebd] schrillen aber schon, wenn die ebenfalls unbestrittene Tatsache, dass es in der PEg „keine verpflichtende Solidarität zwischen den Menschen“ mehr gibt [319], zu dem „Guten“ an ihr gezählt wird. Wer das, wie Niemitz im Gefolge von Heinsohn/Steiger, tut, hat wohl Gründe, andere Rechtssysteme

nicht im Vergleich zu würdigen. Deshalb muss alles, was nicht der PEG entspringt, mit dem Wörtchen „nur“ degradiert werden, ohne genauere Prüfung von Qualitäten, die uns vielleicht abhanden gekommen sind. Angeblich verhilft das der Analyse zur Sauberkeit, dagegen hat das be- teuerte, jedoch aus-wirkungslose und daher nutzlose Bewusstsein über diese Problematik [320] keine Chance.

Diese sprachlich verräterische Beschwörung der Großartigkeit des- sen, was vorhanden „Ist“ [320], geht deutlich über das, was zu einer Ana- lyse des „Ist“ notwendig wäre – wie der Autor es vehement einfordert –, hinaus, sowohl in der Bewertung als auch darin, dass die historische Her- leitung eines Ist-Zustandes etwas anderes ist als dieser selbst.

Vermutlich kann er sich nichts anderes, jedenfalls nichts anderes „Gutes“, vorstellen, wie ja auch bei Heinsohn/Steigers „theoretischer Revolution“ [318] am Ende an Gewinn aus der Analyse nichts anderes herauskommt als das, was man schon hat, nämlich die Fortführung der PEG. Niemitz macht daraus den einzig möglichen Fortschritt: man darf „moralisch wertend klingen“ um der Analyse zu dienen [320]. Und wem dient diese Art von Analyse?

Noch zwei Einwände zu den Thesen:

1. Der Aufstand englischer Bauern im Gefolge der Lollarden 1381 soll, wenn ich es recht verstanden habe, für die moderne PEG verantwortlich sein, und damit auch für die Wieder(?!)-Entstehung von Geld, Ethik usw., nachdem die antike PEG irgendwie und -wo (?) untergegangen war. Wie erklären sich dann die bereits vor 1381 existierenden Geldmengen, die in Form von Wechseln, Schulden und harten Talem in den damaligen gro- ßen Handelszentren erwirtschaftet wurden? Schon 1280 führt Florenz im westeuropäischen Bankwesen, seine Banken machen aber 1345 Bankrott. Auch die Templer arbeiten mit Wechseln; das kanonische Zinsverbot wird kaum beachtet; bereits um 1300 werden in Westfrankreich die Hörigen in zinspflichtige freie Bauern verwandelt (gemeint ist vermutlich nicht Darlehens-, sondern Grundzins). Während der ganzen Zeit bilden die Gilden und Zünfte ihre Macht aus, überall sind Aufstände, und der Handel ist „Weltmacht“. Womit wurde da gearbeitet, wenn nicht mit „Geld“?

Liegt es nicht überhaupt näher, die Entstehung des Geldes (und ver- mutlich des Darlehens-Zinses*) aus dem (Fern-)Handel – man vergesse den Mythos vom Tausch – zu erklären, als aus der zweimaligen Ent- stehung einer Peg in begrenzten kleinen Gebieten? Hat man jemals die Ent-

stehung des Handels (Lülings Hebräer-Thesen mögen hier beachtet werden) unter diesem Gesichtspunkt untersucht?

* Darlehenszins hieß ursprünglich *Wucher* und ist in AT und NT verboten. Das Kirchenrecht sorgte wie das jüdische Recht für die „Vollstreckbarkeit im wirtschaftlichen Sinne“ [! 328], also für die Einhaltung des Verbots, von dem man annahm, dass es nur zwischen Gläubigen der gleichen Religion galt. Müsste man also nachprüfen, ob das AT und NT mit *Wucherern* Angehörige der PEG meint, also wohl Chaldäer und Griechen?

2. Dass Ethik eine Moral „wissenschaftlich und damit objektiv“ begründen (können) soll [323], ist natürlich von Anfang an aussichtslos. „Wissenschaftlich“ ist auf dem Gebiet nichts zu machen, und „objektiv“ ist ein Wunschtraum. Ich stimme mit Niemitz überein, dass Ethik und Moral unterschieden werden müssen, bin allerdings der Meinung, dass der „Ist“-Zustand auch andere Be-Deutungsweisen erlaubt.

Bereits in *VFG* 1-90 leitete ich aus den durch kosmische Katastrophen erwachsenden Affekt-Kontrollen die Entstehung der Metaphysik ab, aus der u.a. die Ethik entsteht. Dass dies (je nach Sichtweise: dieser Fortschritt oder diese Verunsicherung) durch die PEG entwicklungsfähig und dauerhaft tradierbar wurde, halte ich für wahrscheinlich. Nach Ogden/Richards ist Metaphysik „eine Kreuzung von Wissenschaft und Dichtung. Sie weist viele Merkmale der Hybriden auf. Sie ist z.B. steril.“ Auch aus Niemitz' Worten lässt sich schließen, dass Ethik die Auflösung von Moral im Sinne tragfähiger Welt- und Wertvorstellungen ist, das Entstehen der Ungewissheit, was „richtig“, was zu tun ist, die Suche nach „letztbegründeten Argumenten“. Also kein beneidenswerter Zustand, dem Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften seit Jahrhunderten glauben abzuhelpen zu können, obwohl sie ihn nur spiegeln.

Mit dem jeweiligen Wirtschaftssystem hat *diese* Unsicherheit m. E. nichts zu tun. Nach Niemitz konnten solche Überlegungen aber nur am Beginn einer (P)EG Sinn machen.

Wie kommt es dann, dass genau die gleichen Fragen und Probleme auch am Beginn islamischer Theologie – allen voran von Ahmed al Ghasali – gewälzt werden. Dort gab es m.W. keine PEG, wohl aber das gleiche Affekt-Desaster wie überall und Metaphysik. Die ‚Ethik des Islam‘ erfüllt alle gewünschten Merkmale. Dass in der Theologie des Islam die „letztbegründenden Argumente“ anders lauten als in der christlichen, bzw. in beiden anders als in der PEG, dürfte kein Grund sein, ihr diese Bezeichnung abzuspochen.

Deshalb vermute ich, dass es Niemitz im Kern gar nicht um den Unterschied zwischen Moral und Ethik geht, sondern um eine bestimmte Art und Weise, ethische Fragen zu beantworten. Was dann ins Auge springt, sind bspw. die in der islamischen, m.W. auch in der jüdischen und christlichen Ethik fehlenden, PE-geprägten, wettbewerbsfördernden Reden von Freiheit und Gleichheit [vielleicht lohnt sich einmal eine Untersuchung, woher diese Grundsätze eigentlich stammen?], auf die wir uns viel zugute halten, solange sie uns nicht in die völlige Verlorenheit [325] stürzen.

Es gibt also noch vieles zu klären, bevor wir (hybrid?) glauben dürfen, „die Geschichte richtig“ zu sehen [326].

Angelika Müller 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Auch viele Schwalben machen noch keinen Sommer... [zu ZS 2/2000, 339]: Matt Ridley ist also einer „der prominentesten Wissenschaftsautoren“, muss eine Farm, (nur?) zwei Kinder und vermutlich eine (?) Frau unterhalten? Da hat doch jede/r von uns Verständnis, dass die rote Königin für ihn ein Problem ist; auch er muss „so schnell rennen wie er kann, um am gleichen Fleck zu bleiben“. Die Zahl seiner Veröffentlichungen zeigt seinen Dauerlauf.

Um Ridleys Argumentationen „wissenschaftlich“ zu widerlegen, bedarf es mehr als eines Leserbriefes und mehr als meiner Motivation, mich in die Soziobiologie, Statistiken und Untersuchungen hineinzuarbeiten. Ich bin keine Feministin und kann (vielleicht deswegen) Ridley mit Humor lesen, ihn als englischen Wissenschafts-Humoristen würdigen, dem ich einige interessante Hinweise verdanke (z.B. die Sache mit den Parasiten [344]).

Etwas verloren geht der Humor mir erst, wenn diese „Theorie“ breit vorgestellt und trotz wesentlicher Kritikpunkte und „Haken“ – die Georg Menting dankenswerterweise benennt (was die „Theorie“ nicht leistet, wo sie versagt usw.) – doch als mögliches Erklärungsmodell (für die genetische Entwicklung der Sexualität? Oder was?) angeboten wird. Wobei mich Mentings Ausruf „Wichtiger als die Bibel!“, der in seiner Bösartigkeit – leider ungewollt – fast an englischen Humor heranreicht, wieder etwas versöhnt.

Ich weiß nicht, wie Feministinnen soziobiologische Erklärungsmodelle ablehnen, hoffe aber, dass es auch noch andere Menschen gibt, die gleiches tun. Wobei es doch verlockend wäre, an Hand Ridleys Theorie

die gewagte Behauptung zu begründen, warum gerade Männer die Soziobiologie so geistreich finden.

Ridleys Talent sehe ich darin, sich „leichthändig“ und belesen über sein Faible, die menschliche Instinktnatur und seine Sexualität, auszulasen. Ich wünsche ihm, dass er sein Sexual(er)leben durch seine Theorie nicht hinreichend erklärt und verstanden sieht.

Dass „Demokratien [?!] polygamie-feindlich“ seien, ist eines der vielen Beispiele für argumentative Vermischung verschiedener Ebenen, wobei sowohl bei Ridley wie bei Mentings „Zustimmung“ [347] Murks herauskommt. Polygamiefeindlich ist allenfalls das männliche Privateigentum, aus keineswegs genetischen Gründen. Und überall, wo dies nicht existiert(e), haben durchaus Frauen gehandelt und erworben [353f]. Genaue Definition, Kenntnis über Entstehung, Verbreitung und Arten der Polygamie (in Alt-Tibet und Indonesien der Frauen) und der Monogamie erwarte ich bei solch wagemutigen Argumentationen. Denn wenn etwas gar nicht so war oder ist, wie Ridley behauptet, kann es auch nicht an Instinkt und Genen liegen.

In den Upanishaden heißt es, die Frau solle, um die höheren Wirklichkeiten zu erreichen, weder heiraten noch Kinder haben, während die Sufis sagen, man (Frau und Mann) solle in dieser Welt leben, heiraten, Kinder haben usw., um an den vielen Versuchungen, sich um die Verantwortung zu drücken, zu wachsen.

Von welchen Wirklichkeiten die Sozialbiologen reden, ist mir ebenso schleierhaft wie die Frage, wohin das führen soll. Georg Menting möchte ich deshalb eine Korrektur dahingehend vorschlagen, dass sich die Soziobiologie im „wildem Spekulieren“ nicht etwa verliert [353], sondern erst findet.

Angelika Müller

Zur mittelalterlichen Phantomzeit-Debatte [ZS 2/2000]:

Es gibt einen wichtigen Punkt, der in der aktuellen Phantomzeit-Debatte nicht bedacht wird. Es ist auch ein eher philosophischer Aspekt: Spielt es überhaupt eine Rolle, ob 297 Jahre in die Geschichte eingefügt wurden, bzw. ob Karl der Große gelebt hat oder nicht?

Ich stieß kürzlich auf einen Tagebucheintrag von Lev Tolstoj. Darin beschreibt er, wie er seine Wohnung reinigt und sich am Ende fragt, ob er das Sofa auch saubergemacht hätte. Da er wohl ein reinlicher Mensch

war, konnte man dem Sofa nicht ansehen, ob es bei dieser Reinigung gesäubert wurde oder bei einer vorausgegangenen. Tolstoj kommt zu einem (auch für die Phantomzeit-Debatte) entscheidenden Schluss: "Wenn jemand es bewußt gesehen hätte, könnte man es feststellen. Wenn aber niemand zugeschaut hätte, oder er hätte es gesehen, aber unbewußt, wenn das ganze komplizierte Leben bei vielen unbewußt verläuft, dann hat es dieses Leben gleichsam nicht gegeben." [Eintragung im Tagebuch Lev Tolstojs vom 29.2.1897, Nikol'skoe, in: "Letopis", Dezember 1915, S. 354].

Verkürzt heißt der Satz: "Wenn sich niemand an ein Leben erinnert, ist es, als habe es nie stattgefunden." Dieser Satz ist in zwei Richtungen für unser Phantomzeit-Problem interessant, ich will mich hier aber nur mit dem Umkehrschluss beschäftigen. Der lautet: „Erinnert sich jeder an ein Leben, hat es auch stattgefunden.“ Selbst dann, wenn es ein fiktives Leben ist.

Bei Karl verhält es sich also genau wie mit Jesus. Auch wenn es sie nicht gegeben haben sollte (was mir wahrscheinlich scheint), ist ihre Wirkung von großer Tragweite bis in unsere heutige Zeit hinein, weil viele Menschen an ihre Existenz glauben, bzw. davon überzeugt sind. Selbst eine Entlarvung als Chimäre würde daran nichts ändern. Glauben hält für Zweifel keinen Platz bereit.

Olaf Plotke 47533 Kleve, Kämpstr. 58

Der neue Schutzheilige für Börse, neue Märkte und Ron Sommer:

„So bleibt den Nichtkunden nur, die Aktien bei ihrer Bank zu zeichnen und bis zum Stichtag (12. April) ein paar Stoßgebete zu Karl dem Großen zu schicken. Der deutsche Kaiser ist nämlich der Schutzheilige für Handel, Markt und Münzwesen. Ober er die Gebete erhört, stellt sich dann am 17. April heraus – dem ersten Handelstag der T-Online-Aktie.“

Gisela Albrecht wurde in *ComputerBild* [8/2000, 142] fündig.

Der ausgeforschte Heilige:

„Dabei gehört Karl der Große zu den wenigen Gestalten unserer europäischen Frühzeit, über die wir unverhältnismäßig gut Bescheid wissen und die besten Erzählstoff abgeben.“

gelesen von Gerhard Anwander bei Horst Fuhrmann
(⁵1997): „*Einladung ins Mittelalter*“, München

„Der Zeitbeschleuniger. Ekkehard Eickhoffs Biografie über Otto III. beschreibt auch eine Welt im Umbruch“.

Unter diesem Titel erschien Hermann Rudolphs Rezension von E. Eickhoff. Letzterer hatte dem Titel „Wer hat an der Uhr gedreht?“ in derselben Zeitung wenig abgewinnen können. Doch Rudolph hebt hervor, dass der Mediävist irgendwie inspiriert oder beeinflusst worden sein muss, „wenn Eickhoff zu Beginn diese Epoche als eine jener europäischen Zeiten beschwört, ‚in denen die Zeit sich zu beschleunigen schien‘.“

von einem Anonymus eruiert [F.A.Z. vom 29.5.2000]

Verschiedenes:

„ZUM ETRUSKER

Detmold. Der Tageblatt-Ausflugtipp führt diesmal zu Hermann, dem Etrusker.“

Über ungeahnte Folgen der Chronologieverkürzung erschrak Gisela Albrecht bei Lektüre des *Göttinger Tageblattes* vom 25.8.00

Ein gigantischer „Zeitensprung“ [zu *ZS* 2/2000, 362]:

H. Illigs „Phantomzeit“ wird zur Bagatelle, wenn man Bücher oder Artikel von Prof. Dr. W. Gitt liest. Bei ihm werden nicht nur rund 300 Jahre gestrichen, sondern gleich *Milliarden* Jahre. Nach Gitts Ansicht fehlen dem Urknall-Modell die Argumente; er geht sogar soweit zu behaupten, das Universum habe ein Alter „von vielleicht zehntausend Jahren, ohne sich jetzt auf eine genaue Zahl der Jahre festzulegen. Jedenfalls ergeben sich niemals Millionen von Jahren“ [*Zeitschrift factum*, Oktober 1999, S.34].

Auf Anfrage erhielt ich folgende Auskunft von Prof. Dr. R. Kippenhahn, Göttingen:

„Dr. Gitt ist Fachbereichsleiter und Professor bei der Physikalisch-technischen Bundesanstalt (PTB) in Braunschweig. Er ist nicht der Direktor der PTB, sondern leitet dort den Fachbereich Datenverarbeitung. Vom Glauben her ist er Kreationist. Zwischen seinen Vorgesetzten und ihm besteht die Vereinbarung, dass er seine Aufgaben in der PTB von seinen kreationistischen Ideen getrennt hält. Es ist ihm nicht erlaubt, kreationistisches Gedankengut im Namen der PTB zu verbreiten.“

Diese „Vereinbarung“ erweist sich bei genauerem Hinsehen als dehnbar, da Gitt mit dem Anspruch eines Naturwissenschaftlers auftritt (kürzlich hielt er in unserer Stadt Vorträge) und sehr wohl die PTB ins Spiel bringt, um seine Thesen zu verkaufen, wird er doch in „*factum*“ u.

a. mit folgendem Hinweis vorgestellt: „1978 zum Direktor und Professor bei der PTB ernannt.“ [ebd. 30]

H. Illig antwortete auf meine Frage, warum die Wissenschaft diesen Unsinn unwidersprochen hinnehme: „Vielleicht hat man die obligate Angst, ihm durch Widerspruch ein Podium aufzuschlagen, das er allein mit seinen Büchern nie bekäme.“ Ich bezweifle, dass das zutrifft, glaube, dass „Angst“ fehl am Platze ist und wünschte mir eine klare Stellungnahme betroffener Wissenschaftler.

Werner Müller CH-8620 Wetzikon, H.-G. Nägelistr. 13

Aus Sicht der Redaktion ist anzufügen, dass uns nicht die vielnullige Kürzung beunruhigt, sondern ihre rein biblische Begründung.

"bild der wissenschaft online" (<http://www.wissenschaft.de/>) brachte am 30. 6. 2000 folgende interessante Meldung:

"Anthropologie: Gemeinsame Vorfahren aller Menschen sind möglicherweise viel jünger als bisher angenommen.

Alle Menschen auf der Erde haben ihren Ursprung in Ostafrika. Von dort zogen unsere Vorfahren in alle Welt. Biologen vom Stanford DNA Sequencing And Technology Center sind bei ihrer Suche nach den jüngsten gemeinsamen Vorfahren aller Menschen auf einen merkwürdigen Umstand gestoßen. Während es ‚Eva‘ schon vor 150.000 Jahren gab, lebte ‚Adam‘ offenbar erst vor rund 50.000 Jahren.

Wissenschaftler können anhand der DNA von Mann und Frau ungefähr feststellen, wann das ursprüngliche Elternpaar – ‚Adam‘ und ‚Eva‘ – gelebt hat. Denn in jeder Generation kommt es im Erbgut zu charakteristischen Veränderungen, mit deren Hilfe die Anzahl bisheriger Generationen abgeschätzt werden kann.

Bisher untersuchte man dazu meist das weibliche Erbgut, und zwar die mitochondriale DNA. Mitochondrien sind in sich geschlossene Räume in der Zelle, die einen wichtigen Beitrag zum Zellstoffwechsel liefern. Man nennt sie deshalb auch die ‚Kraftwerke der Zelle‘. Das besondere an der in ihnen befindlichen DNA ist, dass sie nur durch den weiblichen Organismus an die Kinder weitergegeben wird, da sie immer aus der Eizelle stammen. Studien, die sich diese Methode zunutze gemacht haben, kommen zu dem Ergebnis, dass unser Erbgut aus einer Zeit vor rund 150.000 Jahren stammt.

Peter Oefner nahm sich bei seiner Studie das Erbgut des Mannes vor. Dazu untersuchte er die DNA von 72 Männern aus 46 Völkern. Bei Männern ist es das Y-Chromosom, das sich nur bei ihnen findet. Dieses Chromosom entscheidet, ob der Nachwuchs ein Junge (Kombination der Chromosomen: XY) oder ein Mädchen (Kombination der Chromosomen: XX) wird.

Aufgrund dieser Daten schätzt Oefner, dass ‚Adam‘ erst vor 50.000 Jahren lebte. ‚Jeder von uns, die gesamte Menschheit, die verschiedenen Völker, alle hätten ihren Ursprung in jüngster Vergangenheit‘, meint Peter Oefner, ‚Es gibt kaum etwas, das uns trennt, noch vor kurzer Zeit saßen wir alle in ein und demselben Boot.“

Diese Sensation hat Reiner Beyer-Meklenburg aufgestöbert
[Quelle: Joachim Schüring und Proc. Natl. Acad. Sci., 20.6.2000].

In Sachen Verlag:

Ein weiteres Rätsel der Evolution konsterniert uns bei einem dieser Zeitschrift nahestehendem Tier:

„Mehr als 2300 Arten von Gottesanbeterinnen [Mantis] sind derzeit bekannt. Ehrmann [Reinhard E., einschlägiger Experte am Museum für Naturkunde in Karlsruhe] hat sich auf die Familie der Eremiaphilidae spezialisiert. Dazu gehören 70 Arten, die vor allem in Wüstenregionen leben. Diese Gottesanbeterinnen haben nur noch Stummelflügel, dafür aber lange Schreitbeine, mit denen sie sehr schnell laufen können. Die Farbe des Körpers hat sich dem jeweiligen Wüstenboden angepaßt. Das sei auch schon fast alles, was über diese Tiere bekannt sei, so Ehrmann.

Heimat der Art Eremiaphila Typhon ist die Zentralsahara. Sie sind sehr selten, leben weit verstreut auf großer Fläche. Da sei es fraglich, ob sich Männchen und Weibchen zur Paarungszeit überhaupt begegnen, sagt Ehrmann. Hinweise auf die Möglichkeit der Jungfernzeugung (Parthenogenese) gebe es jedoch auch nicht. Auch sei es ein Rätsel, wovon sich die Tier in der Wüste auf Dauer ernähren. Noch hat kein Forscher die Tiere längere Zeit beobachtet. Bis dahin bleibt die Wüstengottesanbeterin noch ein „großer weißer Fleck“ in der Insektenforschung. *dia*“

So auch die Parthenogenese nicht greift – Kopfgeburten sind in einer Zeitschrift häufiger als in der Natur –, bleibt allenfalls die These, dass hier die Fortpflanzung manchmal eine Generation überspringen kann.

Unbekannter Finder, undatierte unbekanntes Zeitung

„M.A.N.T.I.S.

Mechanically Neuro Transmitter Interactive System. Anzug mit Helm, der Impulse des Gehirns aufnimmt und an die Muskeln weitergibt, ohne dazu die Nervenbahnen zu benutzen. Verleiht dem so bewegten Mann übernatürliche Kräfte.

Träger dieser Mischung aus Exoskelett und Ausgehanzug ist im gleichnamigen Pilotfilm (1994) und in der gleichnamigen TV-Serie dieser Comicverfilmung der Schwarze Dr. Miles Hawkins, der von kriminellen Mitbürgern so stark verwundet wurde, dass er an den Rollstuhl gefesselt war und – in den Augen der Öffentlichkeit – noch ist. Dank des M.A.N.T.I.S., einer Erfindung seines Kollegen Stonebrake, kann Hawkins als biomechanischer Racheengel das unsichere Ocean City an der Westküste der USA nachts durchstreifen und den Gelegenheits- und Berufsverbrechern das Leben schwer machen.

Passend zur Garderobe: ein Kampfhandschuh, der Betäubungspfeile abschießt. (hk)“

Passend beobachtet von Susanne Fuder im „*Lexikon der wunderbaren Fahrzeuge*“, hrsg. von Hartmut Kasper, Leipzig 1999

Information zu einem weiteren, in anderem Sinne wunderbaren Fahrzeug:

Schiffboot ABORA - Segeln gegen den Wind im Mittelmeer - DSV Verlag
- Format 21x30 - ca. 190 Seiten, durchgehend mit über 210 Fotos farbig,
ISBN 3-8841-329-7, Preis 36,- DM

Video: *Schiffboot ABORA*, auf VHS, 58 min., über den Autor zu bestellen, Preis inkl. Versand 45,- DM

Wie schon im letzten Heft angekündigt, ist der „*C14-Crash*“ von Christian Blöss und Hans-Ulrich Niemitz im Mantis Verlag ausgelaufen. Die zweite, überarbeitete Auflage wird vom Verlag IT&W vertrieben (s. Folgeseite).

Christian Blöss (2000): Ceno-Crash. Neue Überlegungen zum Ursprung und zum Alter des Menschengeschlechtes

ISBN 3-934378-51-X • Broschur • 232 Seiten • 56 Abbildungen • DM 39,80



Repräsentieren die geologischen Zeugnisse aus Tertiär und Quartär ein 65 Millionen Jahre währendes »Zeitalter der Säugetiere« – oder stehen sie für katastrophische Ereignisse, die sich möglicherweise erst vor wenigen tausend Jahren ereignet haben? Das Buch prüft die Substanz des etablierten Epochen-Modells für das Känozoikum und zeigt die Konsequenzen für die Rekonstruktion der Menschheitsgeschichte auf, falls jenes am Ende dem Ereignis-Modell zu weichen hätte: »Ceno-Crash«

C. Blöss / H.-U. Niemitz (2000): C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können

ISBN 3-934378-52-8 • Broschur • 408 Seiten • 102 Abbildungen • DM 49,80



Seit mehr als 50 Jahren sehen sich Historiker mit Absolutdaten aus Anwendungen der Radiokarbonmethode und der Dendrochronologie konfrontiert, durch die sie immer wieder auch zur Korrektur ihrer Chronologien aufgefordert werden. Die Autoren zeigen, daß beide Methoden ihren Anspruch, Historikern als Hilfswissenschaft dienen zu wollen, erst durchsetzen konnten, nachdem sie über einen massiven Zirkelschluß und über eine Orientierung an überkommenen Absolutdaten zu ihrem Chronologiegerüst gekommen waren.

Eno Pertigen (2000): Der Teufel in der Physik. Eine Kulturgeschichte des Perpetuum mobile

ISBN 3-934378-50-1 • Broschur • 232 Seiten • 32 Abbildungen • DM 39,80



Der moderne Umgang mit den beiden Hauptsätzen der Physik – dem »Energieerhaltungssatz« und dem »Entropiesatz« – leitet sich aus einem zweifelhaften kulturellen Erbe ab. Er wurzelt nämlich in dem abgebrochenen Versuch der Naturphilosophie, eine positive Bestimmung für die Verantwortung des Individuums in einer naturgesetzlich bestimmten Welt zu finden. Der Autor hat es unternommen, dieses Versäumnis herauszuarbeiten und Ansätze aufzuzeigen, wie es doch noch nachgeholt werden kann.

Alle Titel sind auch als PDF-Dateien (MS-Windows) auf CD-ROM für jeweils DM 24,80 direkt beim Verlag erhältlich. Wir liefern versandkostenfrei gegen Rechnung.

Mantis Verlag (Preise incl. Versandkosten)

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 22,- DM

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 39,90 DM, für Abonnenten 36,-

Heribert Illig · Franz Löhner (⁴1999): Der Bau der Cheopspyramide
nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (³1999): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 54,- DM, für Abonnenten 48,-

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrenkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 20,- DM

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 12,50

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 22,- DM

Heribert Illig (²1996): Karriere ist Mangel an Ideen.
(Plagiate von Friedell-Arbeiten) 70 S., geheftet, für Abonnenten DM 10,-

Egon Friedell: Abschaffung des Genies. Essays bis 1918; 302 S.
Egon Friedell: Selbstanzeige. Essays ab 1919; 256 S.
(Hg. H. Illig), gebunden jeweils 19,- DM

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 12, Heft 3, September 2000

- 363 Editorial
- 365 Dominique Görlitz: Gegen den Wind - mit Steckschwertern. Schilfboot ABORA
- 384 Heribert Illig: Chronologische Irrfahrten des Odysseus. Hellenistische Fragezeichen
- 391 Herwig Brätz: Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen
- 419 Klaus Weissgerber: Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)
- 449 Paul C. Martin: Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I
- 476 H. Illig: Naturwissenschaftler verteidigen 'ihren' Thron. MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen
- 495 Walter Klier: Eine große, eigensinnige Forscherin. Ein Nachruf auf Johanna Felmayer
- 498 Robert Zuberbühler: "Neue Blicke durch alte Löcher"
- 519 Angelika Müller: Die Wiedererweckung Jesu - einige Streiflichter
- 532 Heinrich P. Koch: Ostasiatische Petroglyphen und die Urkatastrophe der Menschheit. Ein Nachtrag
-
- 362 Impressum
- 492 Nachträge zur Mittelalterdebatte
- 536 Leserbriefe und Diverses
- 546 Verlagsmitteilungen

ISSN 0947-7233